

clv

James H. Hunter

Der Rächer von Schloss Fenwick



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2016 (CLV)

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel »How Sleep the Brave!«
im Verlag Zondervan, Grand Rapids, Michigan, USA

© der deutschen Ausgabe 2016 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
CLV im Internet: www.clv.de

(erstmalig auf Deutsch erschienen 1971 im Verlag Hermann Schulte, Wetzlar)

Übersetzung: Manfred Siebald
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöfßneck

Bestell-Nr. 256276
ISBN 978-3-86699-276-4

Inhalt

Vorwort	7
Geschichtliches zur Einführung	9
Der schwarze Rächer	11
In der Herberge zum Eberkopf	28
Marion	40
Wenn mir am allerbängsten	51
Ein Spanier auf Freiersfüßen	57
Stelldichein am Meeresstrand	73
Ein verlorener Sohn kehrt heim	86
Licht und Schatten	101
Rotbart findet seinen Meister	111
Das Lied des Todes	123
Der Narr Gottes	134
Jimmy wird gefunden	147
Marion macht eine Entdeckung	159
Wenn Menschen wider dich wüten	170
Der schwarze Pfeil	182
Durchs finstere Tal	200
Schwertergeklirr	213
Hoffnungen und Befürchtungen	227
Der Nebel Gottes	234
Dugal Mohr hat etwas zu sagen	243
Die Entführung	253
Schurken	264
List wider List	273
Epilog	281

DR. JAMES H. HUNTER (1890 – 1982) hat sich als geborener Schotte eingehend mit der Geschichte seiner Heimat befasst und gibt in seiner Erzählung »Der Rächer von Schloss Fenwick« einen ausgezeichneten Einblick in die damaligen Verhältnisse in Schottland. 1913 emigrierte er nach Kanada. Er war verheiratet und hatte drei Kinder. Nach gründlicher journalistischer Ausbildung und Mitarbeit an verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften war er viele Jahre lang Herausgeber der Zeitschrift »The Evangelical Christian« (»Der evangelikale Christ«). Seine verschiedenen Bücher wurden in der englisch sprechenden Welt zu Bestsellern. Das hier vorgelegte Buch ist eine eindrucksvolle Veranschaulichung dessen, was lebendigen Christen ihr Glaube wert ist.



Vorwort

Um möglichen Bedenken im Hinblick auf die Richtigkeit der geschichtlichen Ereignisse in dieser Erzählung im Voraus zu begegnen, möchte ich sagen: Es ist mir wohl bewusst, dass einige der angegebenen Daten nicht zutreffen. Manche geschichtliche Ereignisse habe ich ohne genaue Orts- und Zeitangabe gelassen. Pedens berühmtes Gebet und dessen Erhörung zum Beispiel fanden in Wirklichkeit zwei Jahre vor der in der Erzählung angegebenen Zeit statt. Die Predigten sind jedoch echt, wenn sie auch bei anderen Anlässen gehalten wurden.

Obwohl Ayrshire mein Geburtsland ist und 22 Jahre lang meine Heimat war, bin ich in der Ortsbeschreibung etwas großzügig gewesen.

Das in der Erzählung oft vorkommende Schloss Culzean steht heute noch. Es befindet sich im Besitz der »Schottischen Staatsverwaltung« und war zu Lebzeiten des amerikanischen Präsidenten Eisenhower bei Besuchen in Schottland dessen Aufenthaltsort.

Zur Vorbereitung dieses Buches habe ich viele geschichtliche Werke zurate gezogen, so u. a. Wilsons »Schottische Grenzgeschichten« (24 Bände), Scotts »Erzählungen eines Ahnen« (6 Bände), Dr. Smellies »Männer des Glaubensbundes« (2 Bände), Simpsons »Überlieferungen der Männer des Glaubensbundes« und die Werke von Crocket über die Geschichte jener Zeit.

Um dem Einwand zu begegnen, es habe keinen Zweck, alte, längst

vergangene Geschichten wieder aufleben zu lassen, möchte ich mit Dr. Smellie sagen, dass »im Laufe der Jahre die großen Taten der Vergangenheit, die Leiden und Triumphe unserer Vorfahren sehr schnell in Vergessenheit geraten«.

Gewisse Erscheinungen der Geschichte haben jedoch die böse Angewohnheit, sich zu wiederholen, wie einige Verfolgungen in jüngster Vergangenheit gezeigt haben.

Die heutige Generation weiß wenig von dem, was in diesem Buch beschrieben wird, oder von dem hohen Preis, der für die Religionsfreiheit bezahlt werden musste. Unsere Generation sollte deshalb etwas von den tapferen Männern und Frauen erfahren, die uns durch ihre Standhaftigkeit und Glaubenstreue eine nicht hoch genug einzuschätzende Freiheit erkaufte haben.

Toronto, Ontario, Kanada



Geschichtliches zur Einführung

Bereits in den Vierzigerjahren des 16. Jahrhunderts hatte sich unter der Führung des Predigers John Knox (1505–1572) die calvinistische Reformation in Schottland ausgebreitet. Unter der absolutistischen Regierung Jakobs V. wurden dann auch die schottischen Barone in das Lager der Reformation getrieben (1557). Die Reformierten schlossen sich im schottischen Glaubensbund zusammen, der Anlehnung an England suchte. Im Vertrag von Edinburgh wird Elisabeth I. (1558–1603), deren Thronfolge umstritten war, von den Schotten als englische Königin anerkannt.

Das schottische Parlament beschließt 1560 die reformierte Staatskirche, die sich gegen die katholische Königin Maria Stuart, eine Tochter Jakobs V., durchsetzt. Maria Stuart wird 1567 zur Abdankung gezwungen.

Nach dem Tode Elisabeths I. wird Jakob I., der Sohn Maria Stuarts, König von England, Schottland und Irland. Auch er versucht, seine Vorstellungen von unumschränkter königlicher Macht zu verwirklichen. 1604 verweigert er den Puritanern die erbetenen kirchlichen Freiheiten.

Auf Jakob I. folgt dessen Sohn Karl I. Dieser begünstigt die Katholiken und strebt nach unumschränkter Macht. 1629 versucht er, englische kirchliche Einrichtungen und Gebräuche in Schottland einzuführen. Die im schottischen Glaubensbund zusammengeschlossenen Protestanten machen daraufhin einen Aufstand.

Das willige Werkzeug der königlichen Kirchenpolitik ist der Erzbischof von Canterbury, William Laud (1573 – 1645). Er hat sich zum Ziel gesetzt, den Puritanismus auszurotten. Um Geldmittel für den Krieg gegen Schottland zu erhalten, beruft der König, der inzwischen 11 Jahre allein regiert hatte, das Parlament ein, das jedoch vor der Geldbewilligung die Wiederherstellung seiner Rechte fordert. Es wird daraufhin (im Mai 1640) wieder entlassen und muss im November erneut einberufen werden. Im Verlauf der weiteren Auseinandersetzung zwischen König und Parlament kommt es in England zum Bürgerkrieg, an dem sich auch die Schotten beteiligen. Das königliche Heer wird 1645 endgültig geschlagen und Karl I. hingerichtet (1649).

Jakob II., Nachfolger Oliver Cromwells und Karls II., ist katholisch und will die unumschränkte Königsgewalt und den Katholizismus in England wiederherstellen. Durch eine gesetzwidrige Erklärung, die den Katholiken den Zugang zu den Ämtern wieder öffnen sollte, kommt es zum Umsturz. Das Parlament ruft den Neffen und Schwiegersohn des Königs, den niederländischen Statthalter Prinz Wilhelm III. von Oranien, nach England. Wilhelm von Oranien landet dort 1688. Jakob II. flieht und wird ohne Schwertstreich abgesetzt. 1689 wird endlich ein Gesetz beschlossen, das den Protestanten das Recht auf eigenen Gottesdienst zugesteht. Schottland hat nach langen Wirren die ersehnte religiöse Freiheit erkämpft.



Der schwarze Rächer

Es war im Jahre 1685. Die Junisonne goss ihre goldenen Strahlen über die etwas verfallene Pracht von Schloss Fenwick¹ mit seinen Schutzwällen und Türmen, seinen gepflegten Rasenflächen, ausgedehnten Wäldern und üppigen Gärten.

An diesem warmen Junitag hatten sich ein älterer und zwei junge Männer zum Mittagmahl im großen Speisesaal des Schlosses niedergelassen. Der Raum war dreizehn Meter lang und sieben Meter breit, und seine Decke bestand aus einem Gitter dicker Eichenbalken. Wildschwein-, Wolfs- und Hirschfelle bedeckten den steinernen Fußboden. Im Kamin war frisches Holz aufgestapelt.

Der Mann am Kopfende des Tisches war eine imposante Erscheinung. Trotz seiner siebzig Jahre war seine Gestalt ungebeugt und voll-

¹ Fast vier Jahrhunderte lang war Schloss Fenwick eines der großen Bollwerke gewesen, die die Freiheit und Unabhängigkeit Schottlands garantierten. Wer sich dafür interessiert, kann noch heute seine Ruinen finden. Sie stehen drei Kilometer vor dem hübschen Städtchen Maybole in der Grafschaft Ayr am Abhang eines Berges über dem Tal des Flusses Girvan. Die Fenwicks waren eine Familie, die ihre Ahnenreihe in ununterbrochener Linie von jenen Sachsen ableiten konnte, die nach der normannischen Eroberung nach Schottland geflohen waren. Sie waren der Fahne von Robert Bruce gefolgt, und es waren Lord Archibald Fenwick und seine Lanzenreiter gewesen, die in der Schlacht von Bannockburn das Blatt zugunsten Schottlands gewendet hatten. Die Urkunde über die Verleihung Schloss Fenwicks als Grundbesitz ist noch heute im schottischen Nationalmuseum zu Edinburgh vorhanden. Darauf ist der Wahlspruch der Familie zu lesen, der ihr von König Robert Bruce verliehen wurde: »Suaviter in Modo, Fortiter in Re« (»Angenehm im Umgang, entschlossen in der Tat«). Die Geschichte lehrt uns, dass wenige derer von Fenwick die Ehre ihres Wappenschildes beschmutzt haben, obwohl sie Feudalherren waren und obwohl ihre Geschichte von Kriegen, Aufständen und Streifzügen voll ist.

ler Lebenskraft. Er war gewiss über einen Meter achtzig groß, und seine breiten Schultern verrieten große körperliche Kraft. Diese Gestalt hätte auf rücksichtsloses Durchsetzungsvermögen schließen lassen können, doch dem widersprachen der edel geformte Kopf mit der langen Mähne grauen Haares, die freundlichen blauen Augen und das ernste Gesicht, in das Angst und Leid tiefe Furchen gegraben hatten. Das Haus Fenwick hatte böse Zeiten gesehen, und nun, im Alter Donalds des Guten, mehrten und verdichteten sich die drohenden Schatten.

Als im Jahre 1559 John Knox nach Schottland zurückgekehrt war, hatten sich die von Fenwick zusammen mit anderen schottischen Edlen dem Protestantismus verschrieben, weil sie mit der Annäherung der königlichen Politik an Frankreich unzufrieden waren. 1638 unterzeichnete Donald, Herzog von Fenwick, auf dem Kirchhof von Greyfriars in Edinburgh zusammen mit vielen anderen Schotten die Gründungsurkunde des schottischen Glaubensbundes. Sie verpflichteten sich, die neugegründete Presbyterianische Kirche von Schottland mit Leib, Leben und Gütern zu unterstützen und zu verteidigen und das Papst- und Prälamentum und alle verkehrten Formen des Glaubens auszurotten.

Zwischen den beiden jungen Männern, die mit ihm am Tisch saßen, bestand ein auffälliger Kontrast. Obwohl beide ihn Vater nannten, war doch deutlich, dass sie nicht blutsverwandt waren. Sie waren beide in ihrem einundzwanzigsten Jahr. Der junge Mann auf der linken Seite hätte in jedem Kreis durch seine auffallende Schönheit hervorgestochen. Er hatte das wie in Kupfer gestochene Gesicht eines Patriziers, glatte Haut, glänzende schwarze Augen und ein energisches Kinn. Dass er schön war, war nicht zu leugnen, doch sein gutes Aussehen mochte nicht jedermanns Geschmack sein. Seine Lippen waren zu dünn, und in seinen Augen glühte bisweilen Hass. Sein Stiefvater, Gilbert Crawford von Maybole, war ein guter Freund des Herzogs von Fenwick gewesen. Während seiner Garnisonzeit in Edinburgh hatte er Senora Amanda de Ferrari kennengelernt und geheiratet, die Witwe des Grafen de Ferrari. Sie war mit ihrem Sohn

nach dem Tode ihres Gatten in die schottische Hauptstadt gekommen. Die Ehe dauerte nur drei Jahre, bis die Senora starb und ihr Gatte ihr ein Jahr später ins Grab folgte. Vor seinem Tod ersuchte Gilbert Crawford seinen alten Freund, sich des Waisenknaben anzunehmen. Auch Donald Fenwicks Sohn hatte bereits seine Mutter verloren, und so hatte der Herzog den damals zehnjährigen Jungen mit sich nach Hause genommen. So kam Luis Salvador de Ferrari in das Haus Fenwick und nahm den Namen seines Wohltäters an, womit er auch alle Rechte und Privilegien eines Fenwicks erlangte.

Dem jungen Mann, der ihm gegenüber saß und den Kopf eines großen, schwarzen Jagdhundes an seiner Seite streichelte, konnte man ansehen, wie sein Vater vor einem halben Jahrhundert ausgesehen haben musste. Duncan Fenwick war genauso groß, mit denselben breiten Schultern, der kräftig gebauten Figur, dem braunen Haar und den klaren blauen Augen, die sein Vater besaß, aber sein Aussehen hielt einem Vergleich mit dem seines Adoptivbruders kaum stand. Seine Züge waren so grob, dass man ihn fast hätte hässlich nennen können, wären nicht der offene und ehrliche Gesichtsausdruck gewesen und der Humor, der gewöhnlich aus seinen Augen blitzte. Doch heute war sein Gesicht verfinstert, und seine Augen blickten besorgt zum Vater hinüber.

»Aber Vater«, sagte er, »warum meint Ihr, sie würden uns jetzt behelligen? Warum sollten sie uns gerade jetzt verhaften, nachdem sie uns all die Jahre in Frieden gelassen haben?«

Der andere junge Mann sagte nichts, doch sein forschender Blick war auf den Mann gerichtet, den er Vater nannte.

Eine Zeit lang schien es, als hätte Donald Fenwick die Frage seines Sohnes überhört. Er starrte ins Leere, und seine Gedanken weilten in der Ferne. Die Sonne vergoldete das lebhaft grüne Rasen, das Heidekraut und die Farne, die von Schloss Fenwick bis zur alten Straße nach Maybole den Abhang des Berges bedeckten. Weit im Süden konnte man den Shalloch und den Minnoch, die höchsten Gipfel der Pentlands, in das Blau des Himmels ragen sehen. In dem feierlichen Schweigen, in das die drei Männer verfallen waren,

konnten sie das Rauschen des Girvan hören, der auf dem Weg zum Meer zwischen waldigen Ufern an dem kleinen Weiler Craigfin vorbeifloss. Heide und Ginster, Wald und Wasser, Berge, Täler, Hochmoore und Schluchten, der Gesang der Lerchen und das Blöken der Lämmchen, alles verwob sich zu einem wunderbaren Bild, auf das die milde Sonne herabstrahlte wie die Liebe Gottes aus der Herrlichkeit des Himmels. Reinigung schienen ihre Strahlen zu verheißen, die Reinigung Schottlands von dunklen Taten unmenschlicher Menschen, die ihre Landsleute erschlugen, nur weil diese die Kirche Christi, sein Reich und seinen Glaubensbund liebten.

Donald Fenwick fuhr aus seinen Gedanken auf und wandte sich dem Sohn und seiner Frage zu.

»Mein Junge«, sagte er, »ich weiß, dass uns die Feinde des Herrn nicht mehr lange in Frieden lassen werden. Der Feuerofen wird noch siebenmal heißer gemacht werden, und mancher wird sein Leben opfern müssen, wenn das Papsttum in Schottland nicht den Sieg erringen soll. Wohl stimmt es, dass Charles, der Hauptübeltäter, tot ist. Er starb, wie er lebte, seine Huren um sich, seine Seele sündenbeschmutzt, von Menschen der Vergebung versichert, aber von Gott verdammt. Ein paar Worte eines antichristlichen Priesters sollten ihm helfen, aus den Armen Delilas in den Schoß Abrahams zu springen. Doch ich fürchte, mein Junge, dass unser Land immer mehr von Unruhen heimgesucht werden wird, solange noch ein papistischer Stuart auf dem Thron sitzt. Wie der große Apostel Paulus weiß ich, dass der Tag meines Scheidens nicht mehr fern ist. Unsere Feinde wissen, dass wir viele der Bergbewohner geschützt haben, und werden bald ihre Wut an mir auslassen. Dass sie mir mein Leben nehmen können, bedeutet mir wenig. Die meisten meiner Freunde sind mir schon vorausgegangen. Deine liebe Mutter ist auch dort drüben auf der anderen Seite. Dort sind ein Cargill und ein Cameron, ein Eccles, Horne, McCarron, McHarrie, McWhirter, Rodger und viele andere tapfere Männer und Frauen, für die diese Welt zu schlecht war. Warum sollte ich länger ausgenommen sein? Und wenn die Opferung meines armen Lebens den Tag der Befreiung Schottlands

beschleunigen könnte, wie gern würde ich es weggeben und zehntausend andere Leben, wären sie mein!«

»Aber warum müsst Ihr Euer Leben wegwerfen?«, warf Luis ein. »Sicher geht es nicht um unverrückliche Prinzipien, wenn man sich der Befragung unterzieht und dem König als Haupt des Reiches und der Kirche Treue und Ergebenheit schwört. Gibt es nicht das schottische Sprichwort: ›Bück dich, damit dich die Welle nicht trifft!‹? Warum sollte man sich da nicht ein klein wenig bücken?«

Donald Fenwick sah seinen Adoptivsohn an, und Tränen standen ihm in den Augen.

»Mein Junge, du weißt wenig vom Wort Gottes und von der Wahrheit, die wir in Jesus Christus haben. Ich fürchte Gott und ehre den König, wie es die Schrift befiehlt, und wie du wohl weißt, bete ich täglich für ihn. Doch das Haupt der Kirche ist Christus allein, und in der Sache Christi gibt es kein ›Bücken‹. Mein Junge, ich fürchte, das Papsttum, in dem du aufgewachsen bist, und das Prälatentum, das du in St. Andrews aufnahmst, haben dich für die Lehre Christi verdorben. Möge der Herr dich aus dieser Falle Satans erretten.«

Der junge Mann, dem diese Worte galten, wurde rot vor Zorn, und aus seinen schwarzen Augen loderte Feindseligkeit. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, verschluckte aber dann mit sichtlicher Anstrengung seine Worte. Als er seine Fassung wiedergewonnen hatte, sagte er:

»Sicherlich seht Ihr diese verrückte Bande von psalmensingenden Demagogen, die für eine bestimmte Art der Kirchenverwaltung gleich zum Märtyrer werden wollen, nicht in demselben Licht wie die studierten und ehrwürdigen Prälaten und Theologen der katholischen Kirche? Übrigens waren es ja diese, die das Licht der Gelehrsamkeit durch die Jahrhunderte hindurch leuchten ließen und der Nachwelt diese Bibel erhielten, auf die Ihr Euch fortwährend beruft.«

Wenn Donald Fenwick über die Worte des jungen Mannes traurig war, so zeigte er es nicht. Er war diese Ausbrüche gewöhnt und hatte nur eine Freundespflicht erfüllt, als er den Knaben unter die Obhut von Männern gegeben hatte, die über die Dinge des Glaubens anders

als er dachten. Er liebte den jungen Mann wegen seines Widerstandes gegen die Wahrheit nicht etwa weniger, sondern eher mehr. Wie David über seinen abtrünnigen Sohn Absalom Schmerz empfand, so hatte auch Donald Fenwick Mitleid mit seinem Pflegesohn.

»Es war Gott, mein Junge, der sein Wort bewahrte. Die Instrumente, die er dazu benutzt, wählt er selbst aus, und manchmal lässt er es auch zu, dass eine schwarze Hand ein helles Licht trägt. Die Männer des Glaubensbundes sind keine verrückten Enthusiasten, wie du annimmst, und streiten auch nicht um eine bloße Besonderheit der Kirchenverwaltung. Sie wollen eine reine Lehre und eine freie Kirche, und vor allem wollen sie alle Menschen vor den Gnadenstuhl Christi bringen. Sie suchen das Martyrium ebenso wenig wie Stephanus oder Paulus oder die glorreiche Schar unter der Herrschaft Neros, die lieber von den Löwen zerrissen wurde, als der Diana auch nur ein wenig Weihrauch zu opfern.«

»Aber Eure Bibel lehrt Euch auch, den König zu ehren«, war die gereizte Entgegnung.

»Und Gott zu fürchten«, fügte der alte Mann ernst hinzu. »Ich gehorche Seiner Majestät, dem König, so lange, wie er dem Gesetz und Gott gehorcht. Das solltest du in den Jahren, in denen du unter meinem Dach lebstest, gelernt haben.«

Der junge Mann öffnete den Mund zu einer Entgegnung, besann sich aber eines Besseren und erhob sich ohne ein weiteres Wort. »Wenn mein Vater mich entschuldigen möchte«, sagte er mit einer Verbeugung. »Ich habe einige Tage in Edinburgh zu tun.« Als er gegangen war, schlug der alte Mann einen Gong neben dem Kamin an. Der Diener, der daraufhin erschien, war mindestens ebenso alt wie sein Herr. »Du kannst die Tafel abräumen, Farson«, sagte Donald Fenwick, »und danach möchte ich mich mit dir unterhalten.«

»Sehr wohl, mein Herr«, erwiderte der alte Bedienstete mit dem Ausdruck äußerster Ergebenheit und Zuneigung.

»Wenn ich mit Farson geredet habe, werde ich dich draußen auf der Terrasse treffen, Duncan.«

Sein Sohn nickte ernst und ging hinaus in den strahlenden Son-

nenschein. Gerade als er dabei war, das friedliche Bild vor seinen Augen in sich aufzunehmen, begegnete ihm sein Adoptivbruder, gestiefelt und gespornt für seinen Ritt nach Edinburgh.

»Ich fürchte, die Tage unseres Vaters sind gezählt«, sagte Luis, als sei das eine feste Tatsache.

Duncan fuhr zusammen. »Warum sagst du das?«, fragte er.

Sein Gegenüber zuckte mit den Schultern. »Du bist doch nicht taub«, war seine ungeduldige Antwort. »Du hast ja gehört, was er sagte. Er erwartet Claverhouse und seine Dragoner jederzeit. Das wird das Ende sein.«

»Nein, Bruder, das wird nur der Anfang sein«, sagte Duncan ernst. »Aber du erwartest sie scheinbar auch.«

»Was soll das heißen?«, fragte Luis ärgerlich.

»Genau das, was ich sagte, Luis. Du hast den Geist eines Jesuiten und das Herz eines Judas. Mein Vater bot dir ein Heim und eine Ausbildung, weil er die Wünsche deines Stiefvaters respektierte. Er hat dich ernährt, dich gekleidet, dich mit seiner Zuneigung überhäuft und versucht, dich auf den schmalen Pfad zu führen, der zu Gott führt. Wie hast du es ihm gedankt? Mit Hohn, Spott, Gleichgültigkeit und, wie ich vermute, noch weit Schlimmerem.«

Luis war blass geworden, doch er schwieg. Nur das Flackern seiner Augen zeigte, wie groß der Hass war, den er mühsam zurückhielt.

»Lass uns nicht streiten, Duncan«, sagte er schließlich. Hart und drohend war seine Stimme. »Es tut mir leid, dass ich deinen Gefühlen zu nahe getreten bin. Menschen sterben jeden Tag, und keine Stunde schlägt, in der nicht Hunderte vom Tod, dem letzten Feind, gerufen werden. Ich möchte nur gern wissen, welchen Weg du gehen würdest, sollte deines Vaters Prophezeiung sich als wahr erweisen.«

Duncan sah den Mann, der vor ihm stand, furchtlos an, und der Blick seiner blauen Augen schien bis ins Innerste des Spaniers zu dringen.

»Ich gehe den geraden, den schmalen Weg, den Weg des Glaubensbundes, des Kreuzes und der Krone!«, sagte er mit aller Leidenschaft seines frommen Herzens.

Luis' Augen funkelten vor Überraschung und Erregung.

»Adios«, sagte er. »Dann trennen sich unsere Wege hier, und wenn Gott nicht noch ein Wunder tut, dann wirst du – wie eines eurer langweiligen schottischen Sprichwörter sagt – den Faden deines eigenen Schicksals spinnen und ich den meinen.«

Er kehrte auf dem Absatz um und verschwand um die Ecke des Gebäudes. Einige Augenblicke später hörte Duncan das Klappern der Hufe seines Pferdes auf der Straße nach Maybole, und im gleichen Moment fühlte er die Hand seines Vaters auf seiner Schulter.

»Setz dich, mein Sohn«, bat Donald Fenwick und zeigte auf eine Bank neben ihnen.

Eine Weile saßen Vater und Sohn schweigend nebeneinander. Das Bild der Landschaft vor ihren Augen, vergoldet vom Licht der Sonne und leuchtend wie an einem Frühlingstag, hielt sie in seinem Bann.

»Ich bin froh, dass Luis nicht hier ist«, sagte der Vater leise, »denn ich möchte mich gern mit dir allein unterhalten.«

Duncan wagte nicht zu sprechen und nickte nur.

»Welchen Weg wirst du gehen, wenn ich von dir gehe, Duncan?«

Erstaunt blickte ihn sein Sohn an, wurde ihm diese Frage doch schon zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit gestellt.

»Luis fragte mich vor wenigen Augenblicken dasselbe, Vater.«

»Das überrascht mich nicht. Was antwortetest du ihm?«

»Müsst Ihr noch fragen? Ich sagte ihm, dass mein Weg der Eure sei und kein anderer.«

»Ich danke dir, mein Sohn«, war die einfache Antwort. »Doch höre mir zu. Eines Tages wird diese große Finsternis des Schreckens aufhören, und Schottland wird frei sein. Ich werde es nicht mehr erleben, doch du wirst diesen Tag sehen. Du hast einen starken Körper, und dein Geist ist ihm ebenbürtig. Ich bezweifle, dass dir in Schottland oder England ein Mann an Stärke gewachsen ist. Wenn ich auch weiß, dass der Herr kein Gefallen hat an eines Mannes Schenkeln, so hat er uns doch einen Körper gegeben, den wir achten sollen als den Tempel des Heiligen Geistes. Ich habe dich in der Kunst des Ringens und des Schwertkampfes alles gelehrt, was ich weiß, damit du ein

Kämpfer seist, der für die Schwachen eintritt und den Unterdrückten aufhilft. Bist du in Edinburgh je in einem Kampf besiegt worden?«

»Niemals, Vater, obwohl ich mehr als hundert Freundschaftskämpfe ausgetragen habe. Ich glaube, es war die Zähigkeit der Fenwicks, die mich in vielen Kämpfen durchgebracht hat. Wir sind ja dafür bekannt, dass wir nie wissen, wann wir genug haben.«

Donald Fenwick lächelte. »Das Einzige, was ich niemals ganz gebilligt habe, Duncan, war deine Schauspielerei«, sagte er.

»Aber Vater, sie hatte doch kaum etwas zu bedeuten und hat meine Studien in keiner Weise beeinträchtigt. Es war nur ein harmloser Zeitvertreib, dass ich in meinen Räumen Personen zu imitieren versuchte. Ihr wisst, Vater, dass ich mich jeder Person anpassen kann, die ich kenne oder von der ich gelesen habe. Ich passe mich niemals dem Charakter an, sondern was ich zu sein vorgebe, das bin ich für eine Weile selbst.«

Der alte Mann nickte zustimmend. »Ich weiß, mein Sohn, ich weiß. Schon in den Tagen deiner Kindheit hattest du diese eigenartige Fähigkeit, jeden Menschen genau nachzuahmen, auch wenn du ihn nur wenige Augenblicke gesehen hattest. Gott hat dich mit dieser Gabe beschenkt, damit du sie in seinem Dienst gebrauchen kannst – selbst wenn wir jetzt noch nicht wissen, wie. Ich glaube, dass du in diese Zeit des Reiches hineingeboren werden musstest.

Hör mir zu. Im Jahre 1661 war ich in Edinburgh, als James Guthrie, die Hände gefesselt, die High Street entlang zur Hinrichtungsstätte der Stadt schritt. Wir nannten ihn Sicherfuß, denn sicheren Fußes ging er den Weg der Gerechtigkeit. Ich hörte seine letzten Worte, als er sich auf dem Schafott umdrehte und zur Menge sagte: ›Ich rufe Gott zum Zeugen an, dass ich dieses Schafott nicht für Palast und Bischofsmütze des größten Prälaten in Britannien eintauschen würde.« Ich sah, wie er gehenkt und dann geköpft wurde und wie sein Haupt auf das Untertor gesteckt wurde, wo es noch heute hängt². Als ich ein Jahr später wieder zu diesem Haupt emporblickte, sah

2 Das Haupt James Guthries hing dort 25 Jahre lang.

ich einen kleinen Knaben an meiner Seite. Er mochte sechs Jahre alt sein, und Tränen liefen seine Wangen hinunter. »Mein kleiner Mann«, sagte ich zu ihm, »hier gehörst du nicht hin. Dies ist kein Ort für dich.« Bis an mein Lebensende werde ich den Anblick seines Gesichtchens nicht vergessen, als er mich ansah und sagte: »Herr, das ist das Haupt meines Vaters.« Es war der kleine Willie Guthrie, der Sohn des Märtyrers.«

Donald Fenwicks Stimme versagte, und das Gesicht seines Sohnes war aschfahl.

»Wie lange noch, o du heiliger und wahrer Gott; wie lange noch hältst du nicht Gericht und rächst unser Blut?«, flüsterte der Vater. »Hilf, Herr! Die Heiligen haben abgenommen, und der Gläubigen sind wenig unter den Menschenkindern.«

»Was geschah mit Willie Guthrie?«, fragte Duncan, als sein Vater wieder Herr seiner Gefühle war.

»Vor einigen Jahren starb er, ein frommer, junger Gelehrter mit einer vielversprechenden Zukunft. Er wurde begraben, während seines Vaters Haupt noch immer auf dem Untertor bleichte«, war die traurige Antwort. »Wie du weißt, mein Sohn, haben wir seit jenem Tag den Bundesgenossen geholfen und ihnen hier Zuflucht gewährt, wenn sie sich vor Claverhouse und seinen Unholden verstecken mussten. Weiß übrigens Luis von dem Geheimzimmer und dem Tunnel zum Fluss?«

Duncan schüttelte den Kopf. »Ich bin sicher, er weiß nichts davon. Er war lange Zeit in St. Andrews, und wenn er auch weiß, dass wir hier Männer des Glaubensbundes verborgen haben, so war es doch meist im Winter, wenn er nicht hier war. Das Zimmer und den Tunnel kennt er nicht. Vater, ich habe Luis niemals getraut und bin sicher, dass er uns übelwill.«

Sein Vater seufzte und nickte.

»Ich weiß, mein Junge, ich weiß, wir müssen jeden Tag mit einem Besuch der Dragoner rechnen. Duncan, wenn sie kommen, um mich zu holen ...«

»Sollen wir kämpfen?«, unterbrach ihn sein Sohn. »Wir würden schon mit ihnen fertig werden.«

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Es wäre nutzlos und würde zu nichts führen. Mein Leben ist bald vollendet, aber das deine beginnt erst – und ein lebendiger Hund, Duncan, ist immer besser als ein toter Löwe«, fügte er lächelnd hinzu. »Du wirst Schloss Fenwick verlassen und in die Berge gehen müssen. Nimm deinen stählerne Bogen mit und deine Pistolen, damit du der Schrecken unserer Feinde bist, wie der Schwarze Douglas es für die Engländer war, als er mit Robert Bruce für die Befreiung Schottlands kämpfte. Ich habe mit Farson gesprochen, und er will versuchen hierzubleiben, bis die Sache des Herrn triumphiert und seine Kirche frei ist. Doch schau, wir bekommen Besuch.«

Die beiden sahen eine Gestalt über die mit Gras und Farn bedeckten Berghänge auf das Schloss zukommen. Als sie näher kam, erkannten die Beobachter, wer es war.

»Es ist Peden«, sagte Donald Fenwick. »Armer, alter Sandy; er bringt schlechte Nachrichten, fürchte ich.«

Alexander Peden war eine der malerischsten Figuren der verfolgten Bundesgenossen. Achtundzwanzig Jahre lang hatte er selten in einem Bett geschlafen. Sein Heim waren die Schlupfwinkel und Höhlen in den Bergen von Ayrshire und Galloway, sein Lager bestand aus Heidekraut und Farn, seine einzige Decke im Sommer war oft nur der Himmel über ihm. Seine häufigen Voraussagen über sein Schicksal und das anderer hatten ihm den Titel »Peden der Prophet« eingebracht. Die beiden Männer beobachteten ihn, wie er mit eiligen Schritten über den Abhang auf sie zukam. Seine Gestalt war klein, aber sein Körperbau athletisch. Er trug eine Schottenmütze, unter der sein langes, dunkles Haar zerzaust hervorsah. Das Gesicht war fahl und eingefallen, doch seine dunklen Augen blickten scharf und durchdringend um sich. Seine Kleidung bestand aus einem kurzen Mantel, ausgebeulten Hosen, langen Strümpfen und alten, derben Schuhen. Als ihn Donald Fenwick erkannt hatte, hatte er Farson sofort eine Mahlzeit herrichten lassen.

»Seid uns begrüßt, Sandy, und willkommen auf Schloss Fenwick«, rief er, als Peden zu ihnen heraufgekommen war.

»Ich wünsche Euch und Eurem tapferen Sohn Duncan einen guten Tag, auch wenn es ein trauriger Tag für die Presbyterianische Kirche Schottlands ist. Ich bringe schlechte Nachrichten, Donald.«

»Berichtet uns während des Essens, Sandy. Ich sehe, dass Euch Farson etwas zubereitet hat.«

»Gott wird Euch belohnen für Eure Freundlichkeit gegen mich und alle Verfolgten, denen Ihr in diesen vielen Jahren Schutz unter Eurem gastfreundlichen Dach gewährt habt.«

Bevor er aß, hob Peden die Hände zum Dankgebet empor und zu der leidenschaftlichen Bitte, der Allmächtige möge seinem bedrängten Land Frieden schenken und seine verfolgte Kirche erlösen.

»Ihr müsst fliehen, Donald«, sagte Peden, als er mit dem Essen begonnen hatte. »Ich bin gekommen, um Euch zu warnen. Sie werden bald kommen, um Euch abzuholen. Davie Watret aus Maybole bat mich, Euch zu warnen. Davie ist ein treuer Sohn des Bundes und wusste, dass ich mich in einer Höhle am Berg Kildoon verbarg, wo ich auch manchmal Gottesdienst halte. Er brachte mir, unter beträchtlicher Gefahr für sich selbst, etwas zu essen und gab dabei die schlimme Nachricht an mich weiter.«

»Konnte er Euch sagen, wie viel Zeit uns noch verbleibt, Sandy?«

Peden schüttelte den Kopf. »Nein. Er bekam die Botschaft von seinem Neffen Sam Gibson, der aus Sanquhar gebürtig und ein Gefolgsmann Ritchie Camerons ist. Sam erfuhr es von einem betrunkenen Soldaten in Maybole und erzählte es seinem Onkel weiter. Ich fürchte, es wird nicht mehr lange dauern, Donald. Was gedenkt Ihr zu tun?«

»Hierzubleiben, Sandy.«

»Ihr wisst, was das bedeutet«, sagte der alte Prediger, »aber ich habe diese Antwort von Euch erwartet. Euer Krönungstag wird bald kommen, Donald, und ich wünschte, ich könnte den meinen zusammen mit Euch begehen. Ihr werdet den König in seiner Schönheit sehen und sein Lob empfangen. Wer wollte nicht diesen herrlichen Anblick gegen die Finsternis und das Leid dieser schrecklichen Zeiten eintauschen? Aber was wird aus Duncan?«

»Ich gehe zu den Bergbewohnern«, sagte Duncan, »um ihre Leiden und Sorgen mit ihnen zu teilen, um ihre Schlachten zu schlagen und, wenn es der Wille Gottes ist, das Unrecht zu rächen, das ihnen widerfährt.«

»Wenn es der Wille Gottes ist«, wiederholte Peden ernst. »Das ist recht, mein Sohn. Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr. Aber manchmal gebraucht Gott menschliche Instrumente, um die Strafe zuzumessen, und ich betrachte dich als einen Hammer Gottes, der seine Feinde niederschlägt. Auch wenn meine alten Augen den Tag nicht sehen werden, an dem der Kopf Satans in Schottland zertreten und Christus allein regieren wird, so sehen sie ihn doch jetzt.« Pedens Stimme klang laut und beinahe schrill durch den Saal, und in seinen Augen brannte ein prophetisches Feuer. Seine Zuhörer waren überzeugt, dass er in diesem Augenblick wahrhaft die Weissagungen Gottes redete.

Peden wandte sich an seinen Gastgeber: »Donald, ich muss weiter nach Culzean. Die Kennedys beherbergen einige unserer Leute, die gewarnt werden müssen.«

»Nein, Sandy, Ihr seid müde. Ruht Euch diese Nacht bei uns aus und lasst Duncan die Botschaft ausrichten. Er interessiert sich nämlich für ein Mitglied der Familie Kennedy. Ich glaube, es heißt Marion und ist das reizendste Mädchen im Süden Schottlands.«

Der Sohn errötete bei diesen Worten. »Ich richte gern die Botschaft aus«, sagte er. »Mein Pferd wird mich in sechs Stunden dorthin tragen. Ich müsste also bis morgen Abend zurück sein.«

»Nimm deinen berühmten Bogen und deine Pistolen mit, Duncan«, rief ihm Peden nach. »Vielleicht kannst du sie gebrauchen.«

Eine halbe Stunde später führte Farson Duncans Pferd auf den Platz vor dem Schloss. Dort wartete der junge Mann schon mit Peden und seinem Vater. Das Tier war wunderschön und verdiente den Namen ›Mitternacht‹ zu Recht, denn sein glänzendes schwarzes Fell zeigte nicht die geringste Färbung. Peden sah das Tier prüfend an und bewunderte die weiche Rundung der Schulter, den geschmeidigen Schritt und den edlen Kopf. Die leicht vorstehenden Augen

waren voll Feuer und verrieten das Blut und die Rasse der arabischen Vorfahren.

»Sage deinem Vater noch einmal Lebewohl«, wandte sich Peden an Duncan, der gerade sein Pferd besteigen wollte. »Du musst damit rechnen, dass du das nächste Mal erst im Himmel wieder mit ihm sprichst.«

Diese Worte erschreckten Duncan zutiefst, doch er gehorchte. Dann bestieg er sein Pferd, rief seinen großen Hund Major und machte sich auf den Weg nach Westen, der Küste zu. Auf der Terrasse von Schloss Fenwick sahen ihm zwei Männer traurig nach.

Zwanzig Stunden später hielt ihn Peden auf dem Weg an, der von Culzean nach Maybole führte. Sechs Stunden lang hatte sich der alte Mann versteckt und auf Duncan gewartet. Schlecht waren seine Nachrichten. Die Dragoner waren um Mitternacht gekommen. Glücklicherweise hatte Peden die geheime Kammer bewohnt und war so den Häschern entkommen, aber der Herzog von Fenwick war als Gefangener nach Edinburgh gebracht worden.

Drei Wochen später stand ein großer Mann in der Menge vor dem Schafott am Mercat Cross in Edinburgh. Von Kopf bis Fuß verhüllte ihn ein schwarzer Umhang, und dazu hatte er einen Hut tief in die Stirn gezogen. Der Sohn sah seinen Vater auf das Schafott steigen, sah den Glanz einer anderen Welt auf seinem Antlitz, sah, wie er seinen Hals der Axt des Henkers beugte, sah, wie sein Kopf auf dem Untertor neben dem gebleichten Schädel James Guthries aufgesteckt wurde. Ein Schaudern durchfuhr die herkulische Gestalt in der Menge, und ein ohnmächtiges Stöhnen kam über Duncans Lippen.

Unrecht macht den Weisen rasend. Angenehm im Umgang, entschlossen in der Tat war Duncans Vater gewesen. Doch in dieser Stunde wurde »Duncan der Schreckliche« geboren, der durch Ayrshire und Galloway gehen sollte wie Sir Aretgals eiserner Mann Talus mit seinem Dreschflügel, »mit dem er Falschheit ausdrosch und die Wahrheit entfaltete, unbestechlich und ohne dass ihm jemand widerstehen konnte, schnell wie eine Schwalbe und wie ein Löwe so stark«.

In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages klopfte Duncan an die Tür einer einsamen Berghütte, fünf Meilen entfernt vom Haus seiner Väter. Die Frau, die öffnete, brach in Tränen aus, als sie ihn sah. »Ist alles vorbei, Duncan?«, fragte sie traurig.

Der Mann nickte. »Alles vorbei, Alison, außer der Abrechnung.«

Verwundert sah ihn Alison Purdie an. Sie war über siebenzig Jahre alt, groß und mager. Ihr Haar war schlohweiß, und ihr Gesicht war von Leidens- und Sorgenfalten gezeichnet.

Die Hütte, die sie bewohnte, hatte dem Herzog von Fenwick gehört und war der Frau geschenkt worden, als sie alt und gebrechlich wurde. Die Hütte enthielt einen großen Raum, der als Küche und Schlafzimmer diente und in dem ein Klappbett stand, das tagsüber aussah wie ein Schrank, doch nachts in ein Lager umgewandelt werden konnte. Zwei kleine Kammern befanden sich hinter der Küche; jede von ihnen war mit einer Strohmattatze ausgestattet.

Aus einer dieser Kammern drangen Geräusche, und eine seltsame Gestalt schwankte hervor. Dieser Mann war gut und gern so groß wie Duncan, doch nicht so gerade gewachsen. Sein Haar war lang und ungekämmt, er hatte vorstehende Zähne, und ein großes, rötliches Muttermal entstellte seine rechte Gesichtshälfte. Sobald er Duncan erblickte, stieß er einen schrillen Freudenschrei aus und kniete sich vor ihm hin. Er nahm Duncans Hand in beide Hände und drückte sie an seine Wange. Das war der Blöde Jimmy, der Schwachsinnige, der sich geistig nie entwickelt hatte. Er war, wie man in Schottland sagt, ein »natürliches« (uneheliches) Kind, und war nach dem Tode seines früheren Vormundes von Herrn von Fenwick zu Alison geschickt worden. Körperlich sehr kräftig, war er der alten Frau eine große Hilfe. Den meisten Bewohnern der Besitzung war er als »Ja-nu-Jimmy« bekannt, da er fast jeden Satz mit »Ja-nu« begann. Seine Herren von Fenwick liebte er mit einer Hingabe, die an Vergötterung grenzte, und vor allem Duncan, der ihm stets gegen seine Peiniger beigestanden hatte.

Jimmy sah seiner Adoptivmutter die Tränen die Wangen hin-

unterlaufen und wimmerte: »Ja-nu, Herr Duncan, ja-nu, ja-nu, wo ist der Herr? Ja-nu, ja-nu, nicht totmachen den Herrn. Ja-nu, Jesus, ja-nu Herr, nicht totmachen den Herrn.« Nun standen auch in Jimmys Augen Tränen.

»Sei still, Jimmy«, sagte Alison sanft. »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt.«

»Ja-nu, ja-nu, nicht wegnehmen den Herrn. Ja-nu, ja-nu, wegnehmen den Clavers und Johnstone und Bothwell und den bösen Papist König James.«

Mit einem Wink brachte Duncan Jimmy zum Schweigen und ließ sich auf einer rohen Bank vor dem Herdfeuer nieder. Alison setzte den Kessel aufs Feuer. »Ihr bekommt ein Stück Schafschinken und etwas Pastete, die ich von Schloss Fenwick bekam. Farson brachte sie uns neulich.«

»Ich danke dir, Alison. Ich werde lange Zeit nicht mehr in meines Vaters Haus essen.«

»Vielleicht nicht so lange, wie Ihr denkt«, war die Antwort. »Der Herr wird seinen heiligen Arm ausstrecken und sein Volk erlösen. Und nun, meine ich, solltet Ihr ruhen.«

Die Abendschatten streckten sich bereits lang über den Berghang, als Duncan aufwachte. »Ich muss mich in die Berge aufmachen, Alison, und das harte Los meiner angefochtenen Landsleute teilen. Glücklicherweise habe ich so etwas vorausgesehen und mich darauf vorbereitet. Ich darf dich und Jimmy nicht länger durch mein Bleiben gefährden, aber ich werde mit euch von Zeit zu Zeit in Verbindung treten.«

»Zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht Ihr auch kommt, Duncan – das Haus steht Euch offen«, sagte sie mit tränenerstickter Stimme.

»Danke, Alison. Peden prophezeite mir, ich würde zum Hammer Gottes werden. Vielleicht hat er recht, und ich bin eigens für diese Zeit des Königreichs geboren worden.«

Während dieser Unterhaltung hatte der Blöde Jimmy in offener Bestürzung von einem zum anderen geblickt.

»Ja-nu, ja-nu, Herr Duncan – nicht weggehen, nicht weggehen, ja-nu, Gott bewahre, Gott bewahre.«

»Ja, Jimmy, Gott bewahrt; darum wollen wir uns ihm anbefehlen.« Der Schwachsinnige fiel auf die Knie und hob die Hände empor, während Duncan betete: »O Gott, der du für alle sorgst und allen vergeben kannst, weil du alle Menschen kennst und weil du gerecht bist; in all unserer Trübsal leidest du mit uns. Sieh auf dein leidendes Volk und deine leidende Kirche in Gnaden hernieder. Breite aus den Mantel deines Schutzes über uns, deine Kinder. Lege Ehre ein, wo Menschen wider dich wüten und bringe unserem geängsteten Land wieder Frieden. Um dessentwillen, der sein kostbares Blut für uns vergoss. Amen.«

Und so erstand in Ayrshire ein Name, bei dessen Klang die Bösen, die einen Strom unschuldigen Blutes vergossen, erlebten – ein Name, den selbst Claverhouse in drei langen Jahren fürchten lernte. Eine rätselhafte, geheimnisumwitterte Gestalt wurde zum Sinnbild der Hoffnung unter den verfolgten Bundesgenossen. Nur wenige hatten das Gesicht dieses Mannes gesehen oder kannten seinen Namen. Er rettete die Verurteilten von den Galgen, befreite Gefangene aus den Händen der Häscher und übte mit unnachsichtiger Hand Gerechtigkeit an denen, die gnadenlos Unschuldige erschlugen. Der Aberglaube erzählte, er führe mit dem Wind, und die Legende berichtete, er habe die Stärke Simsons, die List eines Drachens und den Mut eines Löwen. Feinde der Bergbewohner sangen ihre Kinder mit diesem aus der Angst geborenen Lied in Schlaf:

»Still, mein Kind, mein kleines Herzlein,
Still, mein Kindlein, musst nicht bang sein,
Dich fängt der Schwarze Rächer nicht ein.«

Als das Haupt Donald Fenwicks auf das Untertor gesteckt wurde, wurde Luis Salvador de Ferrari auf Anordnung des papistischen Königs James VII. von Schottland Herr der Besitzungen von Schloss Fenwick.



In der Herberge zum Eberkopf

Eine Woge der Verfolgung überzog den ganzen Süden Schottlands und verschonte weder Alter noch Geschlecht derer, die der Ketzerei verdächtigt wurden. Jedes Dorf in Ayrshire und Galloway hatte seine eigene blutige Geschichte. In der einen Familie fehlte der grauhaarige Vater, in der anderen der hoffnungsvolle Sohn. Unter Flüchen und Verwünschungen drangen die ruchlosen Dragoner in die Hütte des Bauern ein, erschlugen die alte Großmutter, die in der Kaminecke saß, und vergewaltigten die Tochter. Dem Vater legten sie die Schwurformel vor, mit der er dem Presbytertum absagen sollte, und ließen ihn, wenn seine einzige Antwort ein zitterndes und doch ruhiges »Gottes Wille geschehe« war, drei Minuten später auf der Schwelle seines eigenen Hauses in seinem Blute liegen.

In vielen schottischen Wohnungen war die Lücke noch deutlich zu spüren, die der Märtyrertod eines Familienmitgliedes zurückgelassen hatte, und jedes Kind konnte sagen, wo in der Heide das noch frische Grab zu finden war. Es war ein halbes Jahrhundert vergangen, seit Jenny Geddes dem Dekan von St. Giles in Edinburgh ihren Schemel mit den historischen Worten entgegengeschleudert hatte: »Ihr werdet vor meinen Ohren keine Messe lesen« – fünfzig blutige Jahre, fünfzig Jahre des Schreckens.

Man könnte darüber streiten, ob es recht oder unrecht war, dass die Bundesgenossen das Schwert ergriffen, aber nach dreißig Jahren der schrecklichsten Verfolgung, die gottlose Tyrannen ersinnen kön-

nen, war der Wille des Glaubensbundes noch immer ungebrochen. »Wenn wir heute Waffen tragen, dann ist es für einen unterdrückten Bund und eine verfolgte Kirche«, behaupteten die »Glaubensbündler«, wie ihre Feinde sie geringschätzig nannten. Obwohl sie leicht zu besiegen waren und erbarmungslos bestraft wurden, konnte sie doch weder Niederlage noch Strafe gefügig machen. Wie wilde Tiere durch die Berge und Täler Galloways gejagt, mit den raffiniertesten Foltermethoden gequält, die die Hölle ersinnen konnte, zu Hunderten unter übelsten Bedingungen eingekerkert, gehängt, geköpft, auf die Streckbank gelegt, gevierteilt – das waren die Angehörigen des Glaubensbundes. Und doch »wehrten sie sich erbittert und mit so wilder Entschlossenheit, dass der kühnste und mächtigste Tyrann den Mut der Verzweiflung fürchten musste, mit dem sie kämpften« (Macaulay). Das war die Situation an einem bestimmten Frühlingstag des Jahres 1688 der »Blutigen Zeiten«.

Ein kühler Wind wehte von der Clyder Förde herüber und schmeckte mehr nach Winter als nach Frühling. Die zehn Dragoner und ihr Offizier mussten mit gesenkten Köpfen gegen den Wind ankämpfen, als sie die Küstenstraße entlangritten, die nach Girvan und zur Herberge zum Eberkopf führte. In der Herberge, die sie nun vor sich sahen, wollten sie Schutz vor dem Wetter suchen. Der Eberkopf war eines der besten Gasthäuser im Süden Schottlands und war gleichermaßen wegen seiner Geselligkeit und seines Bieres bekannt. Am Fuße des Byne Hill gelegen, einer wohl 500 Fuß hohen Erhebung, war das Haus durch einen breiten Gürtel schottischer Kiefern, der um den ganzen Berg lief, vor den atlantischen Stürmen geschützt. Die Soldaten fluchten vor sich hin, nicht laut, aber kräftig, während die Pferde müde das weiße Band der Straße entlangstapften, der Wärme der Herberge entgegen.

Aus der Dämmerung war Dunkelheit geworden, bis die Männer im Hof des Gasthauses ankamen. Der Offizier übergab einem Stallknecht die Pferde, und geräuschvoll betrat die ganze Truppe das große Gastzimmer. Die anwesenden Gäste stammten aus den verschiedensten Gegenden, denn die Herberge lag an einer der Haupt-

straßen von Schottland nach England und war ein beliebter Rastplatz für Reisende. Soldaten und Seeleute, Kesselflicker und Schneider, Arme und Reiche, Verschwender und Diebe – sie alle waren irgendwann einmal hier und genossen die Gastfreundschaft Angus McEwans, des Wirtes. Auf seine Gesundheit wurde so manches Glas scharfer Getränke gehoben, und allzu oft war das die einzige Bezahlung, die er erhielt. Seine Gäste bildeten eine eigenartige Mischung, und ein Gelehrter der Anthropologie hätte hier einen interessanten Querschnitt der menschlichen Gesellschaft vorgefunden, wäre den verschiedensten Gesinnungen, Bekenntnissen, Wünschen und Überzeugungen begegnet. Angus McEwan war derjenige, der in dieser Gesellschaft den Ton angab, und er verbreitete sich gewöhnlich über eine Vielzahl von Gesprächsthemen, ganz gleich, ob er mit ihnen vertraut war oder nicht.

Wie lange der Eberkopf schon am Fuß des Byne Hill stand, konnte niemand sagen. Angus McEwan behauptete, dass es hier schon im Jahre 1300 ein altes Gasthaus gegeben habe, in dem sogar König Robert Bruce über Nacht geblieben sei, als er aus Irland zurückkam. Damals war er in Turnberry, an der Küste von Carrick, gelandet, um das Banner aufzurichten, unter dem Schottland frei werden sollte. Vielleicht war es die Erinnerung an die Ahnen jener längst vergangenen Tage, die den Wirt zu seinem menschenfreundlichen Handeln bewog. Man munkelte nämlich, dass seit Beginn der dunklen Zeiten Schottlands manch einer der armen Bundesgenossen unter seinem gastfreundlichen Dach Wohnung und Speise gefunden hatte. Doch Angus spielte selbst keine aktive Rolle in den politischen oder religiösen Wirrnissen der Zeit, außer dass er seine Schutzbefohlenen mit den neuesten Nachrichten versorgte. Aber ansonsten äußerte er seine Meinung nur sehr vorsichtig. Man sagte, er sei im Herzen ein Presbyterianer, doch wenn es so war, drückte sich sein Glaube nach außen hin nur in seinem Abscheu vor Gewalt und Willkür aus. Er war nicht größer als einen Meter siebzig, hatte eine rosige Gesichtsfarbe, einen Kranz von rotem Haar um die Schläfen, eine untersetzte Figur und ungewöhnlich lange Arme. Seine Arme waren wirklich

die bemerkenswertesten Teile seines Körpers, denn sie reichten so weit nach unten, dass er sich rühmte, er könne sich am Knie kratzen, ohne sich nach vorn beugen zu müssen.

Angus McEwans war gerade dabei, von der neuesten Heldentat des sogenannten Schwarzen Rächers zu erzählen, als der Offizier mit seinen Männern in den Raum polterte. Der Wirt beeilte sich, Platz für sie zu schaffen, denn der Offizier mit Namen McCance war ihm als gewalttätiger und bösertiger Mensch bekannt. Er verfolgte die Bundesgenossen, wo er nur konnte, und fand eine sadistische Befriedigung beim Anblick ihres Leidens. Dazu gaben ihm die vielen teuflischen Vorrichtungen reichlich Gelegenheit, die entartete Menschen zum Zweck der Folterung ersonnen hatten.

Mit der Ankunft der Soldaten trat Stille im Raum ein, und erst, als sie ihre Mahlzeit beendet hatten, lebte die Unterhaltung wieder auf. Die Neuankömmlinge mischten sich unter die übrigen Gäste, und Angus wurde gebeten, in seiner Geschichte fortzufahren. »Ich habe sie auch nur von einem meiner Gäste gehört«, sagte er, »aber ich bin sicher, einige dieser Männer können uns aus erster Hand berichten. Wie wäre es, Lortie? Ich habe gehört, dass Ihr neulich mit dem Schwarzen Rächer zusammengetroffen seid.«

Der Mann, den er Lortie nannte, saß an einem der Tische und widmete sich mit allen Anzeichen des Wohlbehagens seinem Krug Bier. Er war ein stämmiger Bursche mit einem gebrochenen Nasenbein und einem schielenden Blick, der seinem Gesicht einen äußerst grimmigen Ausdruck verlieh.

»Er ist kein Mensch, sondern der Leibhaftige selbst«, stimmte er brummend zu. »Wäre er ein Mensch gewesen, dann hätte Hauptmann McCance seinem Leben sicher ein Ende gemacht.« Dabei nickte er seinem Vorgesetzten Offizier unterwürfig zu.

»Aus seinen Augen schossen Flammen«, fügte ein anderer Soldat hinzu, der sich zu der Gesellschaft gesetzt hatte.

»Und sein Haar stand aufrecht, und Funken sprühten daraus hervor«, berichtete ein weiterer Soldat eifrig. Inzwischen war es still geworden, und die meisten Gäste standen um die Gruppe herum

und lauschten der Erzählung. Nur ein großer und breitschultriger Mann blieb allein an seinem Tisch sitzen. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und schien zu schlafen. Um die Schultern trug er einen Umhang, und ein Hut verdeckte sein Gesicht.

»Aber was geschah denn überhaupt?«, fragte Angus.

»Nun, das war so«, begann Lortie, der an diesem Abend anscheinend die Rolle des Sprechers übernommen hatte. »Wir hörten, dass in der Nähe von Ballantrae eines dieser Konventikel stattfinden sollte. Da dachten wir, wir könnten diese langgesichtigen, psalmensingenden Heuchler und Feinde des Königs vielleicht überraschen und einige von ihnen gefangen nehmen. Aber sie waren gewarnt worden und hatten sich zerstreut, bevor wir dort ankamen, und wir fingen ganze drei Männer und eine Frau. Die Männer hießen Harkness, McKenzie und Gibson. Die Frau war ein selten hübsches Weib, die Tochter des Lords von Glenluce, und wir wollten sie alle nach Edinburgh vor das Gericht bringen. Wir kamen in einem Schneesturm über den Glenapp-Pass und hielten in der Dämmerung unter einem Felsen an, um einen Schluck Brandy zu trinken. Einer unserer Männer wollte ein wenig Spaß mit dem Mädchen haben und legte seinen Arm um sie. Sie sträubte sich und konnte ihm entschlüpfen, doch er hatte ein wenig zu viel Brandy getrunken und lief ihr nach. Er hatte gerade seine Hand ausgestreckt, um sie zu fassen, als wir ein Stöhnen hörten und ihn wanken und stürzen sahen. In seiner Brust steckte ein schwarzer Pfeil, der zum Rücken wieder hinausgedrungen war. Wir hörten kein Geräusch und sahen niemanden, bis der Schwarze Mike zu Boden fiel. Als wir uns dann umdrehten, sahen wir den Rächer – eine furchterregende Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet und mit einer Maske über dem Gesicht. Neben sich hatte er einen Hund, der Feuer aus seinem Maul spie. ›Legt Eure Waffen auf die Erde!«, befahl er, und was konnten wir anders tun? Er hatte seinen schrecklichen Bogen in der Hand und hatte einen neuen Pfeil aufgelegt. Der Schwarze Mike lag tot vor unseren Füßen; hatten wir da noch eine andere Wahl?« Grabesstille herrschte in der Gaststube, während der Soldat in seiner Erzählung fortfuhr.

»Wir legten unsere Musketen nieder, und dann befahl er uns, uns mit dem Gesicht nach unten auf den Boden zu legen. In der Zwischenzeit waren die Gefangenen weggelaufen. Und was hatte dieser Teufel Besseres zu tun, als unseren Pferden die Sättel abzunehmen und die Tiere durchgehen zu lassen, hinunter ins Glenapptal. Dann hielt er uns eine Predigt über das, was uns in diesem Leben noch geschehen würde, wenn wir unseren Lebenswandel nicht änderten, und über die Verdammnis, die uns sicher im Leben nach dem Tod erwartete. Dann zog er unserem Hauptmann die Hosen aus und warf sie zusammen mit den Musketen den Wasserfall hinunter. Danach verschwand er einfach, und der Teufel weiß, wo er jetzt steckt. Am Morgen fingen wir eines der Pferde wieder ein, und der Hauptmann bekam im nächsten Dorf andere Hosen. Dann machten wir uns auf den Weg hierher.«

Niemand sprach, als er geendet hatte. Während der Erzählung hatte Hauptmann McCance schlecht gelaunt abseits gesessen und sein Bier getrunken. Jetzt erhob er sich und ging hinüber an den Tisch, an dem sein Untergebener saß.

»Ich bin überzeugt, dass einige von euch wissen, wer dieser Teufel ist, der nun schon über zwei Jahre lang das Land terrorisiert. Wenn dem so ist, dann befehle ich euch im Namen Seiner Majestät des Königs James, vorzutreten und es uns zu sagen.«

Eine totenähnliche Stille herrschte im Raum, und niemand meldete sich zu Wort. Das einzige Geräusch war ein lautes Schnarchen, das von dem schlafenden Mann mit dem Umhang kam. Diese offensichtliche Missachtung seiner Autorität erboste McCance.

»Wer ist dieser Lümmel?«, fragte er McEwan.

»Das ist ein Viehhändler aus Wigtown, der nach Maybole will, um einige Rinder zu kaufen.«

Der Soldat ging hinüber zu dem schlafenden Mann und stieß ihn mit dem Fuß an. »Wach auf, du Tölpel, und gewöhne dir an, nicht in der Gegenwart von Höhergestellten zu schlafen. Du reist im Lande herum, nehme ich an?«

Der Mann blickte auf, kratzte sich am Kinn und musterte den Soldaten mit scharfem Blick.

»Ja, es ist mein Beruf, im Lande herumzureisen. Aber das ist kein Grund, mich zu treten. Soviel ich weiß, gibt es kein Gesetz in Schottland, das Euch eine solche Freiheit gewährte. Und da ich ein friedlicher Mann bin und Ihr ein Offizier und zweifelsohne ein Mann, der weiß, was sich gehört, wollt Ihr Euch bestimmt dafür entschuldigen.«

»Ich selbst bin das Gesetz, du Flegel, und wenn du meine Fragen nicht beantwortest, werde ich dich noch einmal treten, oder ein guter Peitschenhieb wird dich Anstand lehren. Also, wie heißt du?«

Wäre McCance weniger wütend gewesen, dann hätte er sich überlegt, ob es Sinn hatte, mit einem solchen Riesen anzubinden, der wahrscheinlich alles andere als unterwürfig auf seine Beleidigungen reagieren würde.

Der Viehhändler hatte seinen Stuhl zurückgeschoben und stützte sich mit den Ellenbogen auf den Tisch. Ernst schaute er den Soldaten an.

»Wisst Ihr nicht, was die Schrift im Brief des Paulus an die Römer, im zwölften Kapitel, sagt? Dass wir niemandem Böses mit Bösem vergelten sollen und dass wir, soviel an uns ist, möglichst mit allen Menschen Frieden haben sollen? Deshalb will ich Euch Eure Beleidigungen und Eure Tätlichkeiten gegen meine Person vergeben und meines Weges gehen.«

»Nicht, bevor du mir deinen Namen gesagt hast und ich dir erlaube, dich zu entfernen«, brüllte McCance wütend.

»Mein Name? Nun, ich könnte der Lord von Cockpen sein oder der Herzog von Bullyhulish oder vielleicht sogar Johnny Faa, der Zigeunerjunge. Aber ich will es Euch verraten: Ich bin keiner von ihnen. Für Euch heiße ich Nemo me impune lacessit³, falls Ihr Euer Latein noch nicht vergessen habt.«

Wenn der Soldat die versteckte Drohung in den Worten des Viehhändlers verstanden hatte, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken. Gespannte Stille breitete sich im Raum aus. Nur das nervöse Lachen eines kleinen Mannes in blauer Strickjacke und ausgebeulten Knie-

3 »Niemand fordert mich ungestraft heraus.«

hosen unterbrach das Schweigen. Wohl, weil er einsah, dass er in einer höflicheren Tonart weiterkommen würde, sagte McCance:

»Wenn Ihr im Lande herumreist, müsst Ihr doch auch von diesem Wesen gehört haben, das man den Schwarzen Rächer nennt.«

»Wer hat nicht von ihm gehört?«, war die ruhige Antwort.

»Könnt Ihr uns etwas über ihn erzählen – wo er zu finden ist oder wie er heißt?«

»Was wäre denn die Folge, wenn ich nicht geneigt sein sollte, Eure zudringlichen Fragen zu beantworten?«

»Die Folge ist, du Flegel, dass ich dich vor die Tür bringen und vielleicht erschießen lasse. Und um dir eine Lehre zu erteilen, trete ich dich noch einmal.«

Was jetzt geschah, ging so schnell, dass es keiner der Anwesenden richtig wahrnahm. Der Viehhändler war auf die Füße gesprungen, und seine Faust schoss nach vorn, als der Soldat auf ihn losstürzte. Der Schlag traf McCance wie ein Rammbock, und er fiel wie ein nasser Sack zu Boden. Einen Augenblick lang herrschte tödliche Stille, bevor sich die anderen Soldaten unter Wutgebrüll auf den Viehhändler warfen. Was sich jetzt vor den Zuschauern abspielte, war furchterregend. Die ersten beiden Dragoner wurden bei ihren Waffenröcken gepackt, mit den Köpfen zusammengestoßen und bewusstlos fallen gelassen. Den dritten Mann, der verzweifelt versuchte, den Riesen zu erreichen, packte dieser mit eisernem Griff, schwang ihn durch die Luft und benutzte ihn wie einen Dreschflegel, um seine Gegner niederzumähen. Nach einigen Augenblicken lagen auf diese Weise sieben von ihnen bewusstlos auf der Erde. Den Mann, den er festhielt, warf der Viehhändler auf die beiden, die noch übrig waren, sodass sie in einem Knäuel zu Boden gingen. Ihr furchtbarer Gegner drehte sich auf dem Absatz um und verließ wortlos den Raum.

Angus McEwan wartete vor dem Haus auf ihn. »Macht Euch am besten aus dem Staube, Duncan«, sagte er. »Was Ihr heute Abend getan habt, wird bald die Hölle in Bewegung bringen.«

»Es tut mir leid, Angus, wenn ich den Frieden Eures Hauses gestört habe«, sagte der starke Mann, »aber er hat mich zweimal

getreten. Die Schrift sagt: »So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar.«

»Den Backen, Duncan«, bemerkte der andere trocken.

»Es ist der Geist, auf den man achten muss, Angus, nicht der Buchstabe. Der Buchstabe tötet. Der Geist macht lebendig.«

»Das mag theologisch richtig sein, Duncan, aber da drinnen reiben sich elf halb tote Männer die Köpfe, und die werden Euch wahrscheinlich kaum zustimmen. Ich gebe übrigens zu, dass Ihr herausgefordert worden seid, und außerdem war es ein großartiger Kampf. Jetzt aber fort mit Euch.«

Der Reiter beugte sich aus dem Sattel, um McEwan die Hand zu schütteln. »Ihr seid ein guter Mensch, Angus, und der Herr wird Euch Eure Freundlichkeit den Bergbewohnern gegenüber lohnen. Gibt es irgendwelche Neuigkeiten von Schloss Fenwick?«

»Farson war gestern hier. Er erzählte, dass der Spanier den Bundesanhängern übel mitspielt. Luis hat sich geschworen, Euch in Ketten nach Edinburgh zu führen. Farson erzählte, dass jetzt eine Belohnung von fünftausend Talern für Euren Kopf ausgesetzt ist. Morgen werden sie für Euch, tot oder lebendig, halb Schottland bieten.«

Der Mann auf dem Pferd lachte spöttisch. »Keine Sorge, Angus. Noch bin ich nicht gefangen. Bestellt bitte Hauptmann McCance herzliche Grüße, sagt ihm, dass er dem Teufel dient und sich einen harten Zuchtmeister ausgesucht hat. Wenn wir uns das nächste Mal treffen, werde ich dafür sorgen, dass er genauso zu Boden geht wie heute, nur dass er dann vielleicht nicht mehr die Kraft zum Aufstehen haben wird.« Duncan rief seinem Pferd ein aufmunterndes Wort zu und ritt in die Dunkelheit hinaus, den großen Hund an seiner Seite.

Als Angus in die Gaststube zurückkam, kam Hauptmann McCance gerade wieder zu sich. Einer seiner Soldaten half ihm auf die Beine. In dem Blick, den er auf seine Umgebung warf, spiegelten sich Wut, Verblüffung und ungläubiges Staunen wider. Einige der Soldaten lagen noch immer auf dem Boden, während andere sich ächzend aufrichteten und sich das Blut vom Gesicht wischten. Als

McEwan eintrat, wandte der Offizier ihm sein böse zugerichtetes, geschwollenes und hassverzerrtes Gesicht zu.

»Wer hätte das gedacht?«, sagte der Wirt harmlos. »Er ist scheinbar vom Winde verweht.«

»Aber warum in Teufels Namen hast du ihn nicht aufgehalten?«, schrie der Soldat. »Du Schwachsinniger. Du Verräter. Ich werde dich erschießen lassen.«

»Vielleicht bin ich schwachsinnig«, erwiderte McEwan. »Das ist das Werk Gottes. Ein Verräter bin ich nicht. Warum ich ihn nicht aufgehalten habe – was meint Ihr denn, wer ich sei? Simson? Die Schrift sagt uns, dass ein lebendiger Hund besser ist als ein toter Löwe. Er hätte mein Gehirn an der Wand zerrieben, wenn ich versucht hätte, ihn aufzuhalten. Ihr hattet außer Euch noch zehn Mann. Nun seht Euch an, wie er Eure Armee zugerichtet hat, und Ihr habt Eure Antwort. Aber ich werde Euch und Euren Leuten ein Glas spendieren, das Eure Sinne wieder zum Leben erwecken wird«, sagte McEwan gutmütig. »Ach ja, er hinterließ noch eine Botschaft für Euch und sagte, dass Ihr, wenn Ihr ihn das nächste Mal trefft, genauso zu Boden gehen werdet wie heute, dass Ihr aber dann vielleicht nie mehr aufstehen könntet. Hauptmann, wenn Ihr meinen Rat annehmen wollt: Beherzigt diese Worte, wenn nicht Claverhouse mit allen seinen Männern hinter Euch steht.«

Einen Moment lang sah es so aus, als ob der Soldat in seinem blinden Zorn den Wirt angreifen wolle. Niemand rührte sich, als er mit erhobener Hand auf McEwan zuing; erst die eisige Stimme des Wirtes brach das Schweigen.

»Ich glaube nicht, dass Ihr Euch mit mir messen solltet, Hauptmann. Ihr hattet einen schlechten Tag und einen noch schlechteren Abend und seid nicht in der Verfassung, Euch mit dem besten Ringer im Süden Schottlands anzulegen. Der bin ich nämlich, müsst Ihr wissen. Seht Ihr, ich könnte in Versuchung kommen, mit dem, was der Mann vorhin von Euch übrig gelassen hat, kurzen Prozess zu machen.«

Mit gewaltiger Anstrengung hielt sich Hauptmann McCance zurück, aber dafür kam eine Flut gotteslästerlicher Flüche über seine

Lippen. »Du verruchter Republikaner, du Hund von einem Glaubensbündler«, zischte er. »Ich verspreche dir, dass die Zeit kommen wird, da dein Kopf das Untertor zieren wird und dich alle Schwarzen Rächer der Hölle nicht mehr retten können.«

»Spart Euren Atem, Hauptmann, damit Ihr Eure Pfeife blasen könnt«, sagte der unerschütterliche McEwan. »Ich beabsichtige im Augenblick nicht, meines Kopfes beraubt zu werden. Lasst den sich rühmen, der seinen Harnisch ablegt, wie die Schrift sagt, und was meinen Kopf angeht – der wird so lange da bleiben, wo ihn unser Herr hingesetzt hat, bis er es anders will.«

Ohne ein weiteres Wort setzte sich der Hauptmann zu seinen Männern, und die Spannung wich.

Inzwischen hatte sich der einsame Reiter schon eine beträchtliche Strecke von der Herberge entfernt. Der Wind, der von der Clyder Förde herüberwehte, hatte die Wolken verjagt, und ein klarer Mond in seinem ersten Viertel goss seinen Silberschein über Land und Meer. Eine Zeit lang folgte der Reiter in schnellem Trab der Straße, die die Küste entlangführte. Nach drei Meilen wandte er sich landeinwärts und kam durch das Dörfchen Turnberry, wo schon alle Häuser in Dunkelheit gehüllt waren.

Er lenkte sein Pferd auf einen holprigen Pfad, der sich durch dichte Kiefernwälder schlängelte. Die Dunkelheit behinderte Reiter und Pferd nicht, denn beide schienen sich gut auszukennen. Der Pfad führte aus dem Wald heraus auf einen farnbedeckten Berghang und später hinunter zum Fluss Girvan. Eine Meile ritt der Mann am Fluss entlang, bevor er wieder in der pechschwarzen Finsternis eines dichten Waldes untertauchte. Hier stieg er vom Pferd und ging mit dem Zügel in der Hand seinem Pferd voran. Sein Hund lief ihm voraus.

Ein Wind hatte sich aufgemacht und bewegte die Baumkronen. Sein Heulen klang wie eine Totenmesse oder ein Klagelied über eine verlorene Seele. Allmählich schien der Pfad sich im Unterholz zu verlieren, aber Pferd und Reiter schritten stetig vorwärts, und plötzlich tauchte im schwachen Mondlicht vor ihnen ein Gebäude auf. Es war aus Holz erbaut und maß etwa vier Meter im Geviert. Roh zusammen-

gezimmert war es, doch fest und wasserdicht. Die vom Winterregen geschwärzte Tür war mit einem hölzernen Balken verschlossen, den Duncan zurückzog, um sein Pferd nach innen zu führen. Mit Stahl und Feuerstein entzündete er eine Kienholzfackel. Der Stall, denn ein solcher war es, enthielt einen Verschlag für das Pferd und einen reichlichen Vorrat an Heu und Hafer. Während der Mann das Pferd anband und fütterte, sprach er liebevoll zu dem Tier, das sanft sein Gesicht beschnupperte und leise wieherte. Mit einer Gabel warf er etwas Stroh in den Verschlag, um Mitternacht ein bequemes Lager zu bereiten. Dann löschte er das Licht, rief leise seinen Hund und ging in die Nacht hinaus. Zuvor schloss und verriegelte er sorgfältig die Tür.

Duncan fürchtete kaum, dass der Stall jemals entdeckt werden würde. Schon vor Jahren hatte er ihn eigenhändig errichtet, und immer wieder war er zum Zufluchtsort für die Bergbewohner geworden, wenn sie von Claverhouse und seinen Schergen gejagt wurden. Die Hütte lag im Boglewald, in dem angeblich Hexen und böse Geister spukten. Selbst die Soldaten wagten sich tagsüber nicht weit in seine geheimnisumwitterten Tiefen, und nachts konnte sie erst recht nichts dazu bringen, den Wald zu betreten. Der Aberglaube sagte, dass man am Michaelistag und an anderen Festen seltsame Lichter durch die Bäume geistern sehen könne und dass in der Mitte des Haines Satan mit seinen höllischen Heerscharen rauschende Feste feiere.

Der Mann und sein Hund traten aus dem Wald heraus und folgten dem Weg zum Fluss. Nachdem sie eine kurze Strecke am Ufer entlanggegangen waren, überquerten sie eine baufällige Brücke. Der Mond stand nun hoch am Himmel und beschien ein Gewirr von Farnkräutern und Felsblöcken, das sich den Abhang eines Berges hinaufzog. Diese Erhebung war der Merrick, dessen zerklüfteter Gipfel neunhundert Meter emporragte. Auf halber Höhe kam der Wanderer an eine Hütte, die völlig in Dunkelheit gehüllt war. Er klopfte dreimal an die Tür. Sogleich rief die Stimme einer Frau: »Wer ist da?«

»Es ist Duncan, Alison«, war die leise Antwort.

Einen Augenblick später war die Tür offen, und der Mann und sein Hund traten ein.



Marion

Als Donald Fenwick Marion Kennedy von Culzean als »das reizendste Mädchen im Süden Schottlands« bezeichnet hatte, war das keine Übertreibung. Er hätte ruhig auch das übrige Schottland und England mit einschließen können. Marion war damals gerade neunzehn Jahre alt gewesen, ein liebliches Geschöpf, aus dem die Freude der Jugend und schiere Lebenslust sprühten. Ihr Gesicht war von Sonne und Seeluft gebräunt, und es hatte edelgeformte Züge und ein klar und schön geschnittenes Profil. Wenn sie sich die dunkelbraunen Locken aus der Stirn strich und lachend ihre perlweißen Zähne blitzen ließ, war sie wirklich eine Schönheit, die Staunen und Bewunderung erregte.

Mit neunzehn hatten ihre hellen, blauen Augen noch mit Fröhlichkeit und Übermut die Welt betrachtet. Mit zweiundzwanzig, nun, da wir sie wiedertreffen, spiegelte sich eine quälende Angst und Sorge in ihrem Blick. Nicht, dass das ihre Schönheit gemindert hätte, es fügte vielmehr den Eindruck fraulicher Reife und Verständigkeit hinzu. Ihr Herz war so gut, wie ihr Gesicht schön war. Das hatten die Bewohner der weiten Besitzungen von Culzean schon erfahren. Doch den bedrängten Bundesgenossen war sie mehr – war sie ein guter Engel geworden.

Nahrung und Kleidung hatte sie ihnen gegeben, wenn es ihr möglich war, auch Unterkunft und vor allem Trost, wenn er vonnöten war. Ihr Lächeln, das so viel Teilnahme ausstrahlte, und die Trä-

nen des Mitleids, die ihren Augen niemals fern waren, waren in den dunklen Zeiten für manchen Trauernden wie Salbe aus Gilead. Wie ein Stärkungstrank waren ihre Worte für die, die verwundet und verzweifelte Geistes waren. Von fern und nah kamen Freier, um ihr ihre Aufwartung zu machen. Einige versuchten, den Vater, Sir William Kennedy, auf ihre Seite zu bringen. Er sollte das Herz Marions zu ihren Gunsten beeinflussen, doch seine einzige Antwort war stets: »Marion trifft ihre eigene Wahl.« Kein Argument, keine der Bitten konnten den Lord von Culzean zum Nachgeben bringen. Selbst verschleierte Drohungen, die von einer Strafe für sein Sympathisieren mit dem Glaubensbund sprachen, fruchteten nicht das Geringste. Und Marion selbst hatte für alle Bitten von Cromie von Balter-san, Kilsyth von Glencairn, Hutchinson von Blairquhan, McGregor von Pargany und einer Menge anderer nur ein taubes Ohr und ein lächelndes Gesicht übrig.

Sie fühlte, dass es nur einen gab, der vielleicht den Schlüssel ihres Herzens besaß und dem die ganze Flut ihrer Liebe hatte entgegenströmen können. Aber ihn hatte sie in den vergangenen drei Jahren kaum zu Gesicht bekommen. Sie wusste, dass Duncan Fenwick seit dem Tod seines Vaters ein verfolgter Mann war. Wo er lebte, war ihr nicht bekannt, denn er hatte viele Zufluchtsorte in den Bergen und Tälern von Ayrshire und Galloway. Manchmal brachte ihr sein großer Hund Major eine Botschaft, die, mit einer Schnur befestigt, in seinem schwarzen Fell versteckt war. In glücklicheren Tagen hatte Duncan den Hund mit viel Mühe darauf abgerichtet, Bote zwischen Culzean und Schloss Fenwick zu sein.

Es war gegen Ende April, und das Wetter hatte sich geändert. Es war warm geworden. Wohin sie auch aus ihrem Fenster im Runden Turm des Culzeaner Schlosses blickte, überall war der Frühling zu sehen. Allein der Gedanke an den Beginn der warmen Jahreszeit machte sie fröhlich, obwohl sie wusste, dass in den Herzen der Menschen im Süden des Landes die Kälte regierte. Doch ihre Augen weiteten sich an den Primeln und Narzissen, und ihre Ohren waren voll vom melodischen Gesang der Vögel, von denen es in den Wäldern

von Culzean viele gab. Sie schienen von neuem Leben zu singen, von einer Wiedergeburt des Glaubens und der Hoffnung und von einer großen Liebe, die das Innerste aller Dinge beseelte – einer Liebe, die auch noch so viele Verfolgungen nicht zerstören konnten. Sie ging im Rund ihres Zimmers umher, und wieder erhob sich ihr Herz beim Anblick des herrlichen Panoramas, das sich vor ihr ausbreitete.

Im ganzen Süden Schottlands gab es keine zweite Aussicht wie die vom Runden Turm des Culzeaner Schlosses aus. Das Schloss war auf einer Klippe an der Küste von Ayrshire erbaut. Hundert Meter über den Felsen, gegen die an stürmischen Tagen mit donnerndem Getöse die Wellen des Atlantischen Ozeans brandeten, erhob es sich majestätisch über die Clyder Förde.

In zwölf Meilen Entfernung auf der anderen Seite der Förde ragte die Insel Arran als grüne Masse aus dem Meer empor. Sie sah aus wie eine urzeitliche Festung, von einer allmächtigen Hand in großer Pracht erbaut, auf dass sie das Herz Schottlands vor allen Annäherungen vom Meer her schütze.

Die Heimat der Kennedys war nicht nur wegen der Nähe des Meeres reizvoll. Von dem Runden Turm aus konnte man das ganze Besitztum und seine vielfältigen Schönheiten überschauen, die weiten Moorgebiete und den Berg Brown Carrick im Norden, die fruchtbaren Felder und die Fischerdörfer im Süden. Doch am aller schönsten waren die Wälder und die Gärten, die hinter den Türmen und Ställen lagen. Breite Terrassen waren auf einem Abhang angelegt worden, der an seinem Fuß in einen weiten, samtgrünen Rasen überging. Alter Efeu und andere Kletterpflanzen bedeckten die Wände der Terrassen, klammerten sich in alle Fugen des Mauerwerks und überwucherten selbst die breite Treppe, die hinunter in die Gärten führte. Dort fand man Beete jeder Art und Größe und Rasenflächen mit Schmuckvasen. Viele der hier blühenden Blumen waren von Gefolgsleuten der Kennedys mitgebracht worden, die in vielen fremden Ländern gekämpft hatten, so auch unter der Flagge von Gustav Adolf, dem berühmten Schutzherrn des Protestantismus auf dem Kontinent. Unter diesen Terrassengärten lagen die Rosenhaine, und

weiter unten breitete sich ein Buschgelände aus. Jenseits der Mauer, die das Besitztum umgab, führte eine gewundene Promenade die felsige Küste entlang. Diesen Weg säumten große Rhododendronbüsche, die im Monat Mai ihre ganze Farbenpracht entfalteten.

Die Betrachtungen des Mädchens wurden durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen, und auf ihr »Herein« hin betrat ihr Vater den Turm.

Sir William Kennedy trug trotz seiner siebenzig Jahre noch eine soldatische Haltung zur Schau. Er war von mittlerer Größe, weißhaarig und hatte einen Spitzbart. Aus seinen grauen Augen konnten Mitleid und Zuneigung für die Schwachen und die Leidenden strahlen, sie konnten jedoch auch vor Empörung und Unwillen blitzen, wenn sie die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten hemmungsloser Menschen sahen. Mit seiner Tochter verband ihn ein Band tiefer Zuneigung. Sie war das einzige Kind und gerade fünf Jahre alt gewesen, als ihre Mutter starb, und ihr Vater hatte zusammen mit der alten Dienerin Dominie Crawford die Verantwortung für ihre Erziehung und Ausbildung gehabt. Nun war er für zwei Wochen von zu Hause fort gewesen. Die Tochter lief ihm entgegen, als er eintrat, warf die Arme um seinen Hals und küsste ihn liebevoll auf die Stirn.

»Mein lieber Vater, ich wusste gar nicht, dass Ihr schon zurückgekehrt seid«, rief sie freudig und geleitete ihn zu einem Ruhepolster, auf dem er sich niederließ.

»Mein Liebling, ich kam auch erst vor einer Stunde zurück.«

»Wo seid Ihr gewesen, Vater?«, fragte sie.

»Ich ritt bis nach Wigtown und besuchte den Lord von Glenluce wegen eines Rinderkaufes. Aber Gilbert hatte ernstere Probleme als diese. Mein Kind, ich fand einen Mann mit gebrochenem Herzen vor.«

Das Mädchen blickte ihren Vater ahnungsvoll an. »Es wird doch Jane nicht etwas zugestoßen sein?«

Er nickte. »Die Dragoner nahmen sie bei einem Konventikel nicht weit von Glenapp gefangen. Sie und drei Männer konnten nicht mehr fliehen.«

Marion erleichte, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Nein, das kann ich nicht glauben«, schluchzte sie. »Dieses liebe Mädchen, diese gute Christin, in den Händen jener Unholde! O Gott, hilf ihr!«

»Er hat es getan«, sagte ihr Vater ruhig.

Marion hob den Kopf. »Was meint Ihr damit, Vater?«

»Genau das, was ich sagte. Gott hat ihr geholfen. Sie ist nicht länger in den Händen der Feinde Gottes.«

»Was geschah? Hat man sie getötet?«

Sir William lächelte. »Nein, mein Kind, sie ist sehr lebendig. Lass mich meine Geschichte zu Ende erzählen. Als ich nach Glenluce kam, war Gilbert Muir ein gebrochener Mann. Kurz bevor ich ankam, hatte er die Nachricht bekommen, dass Jane am Tage zuvor gefangen worden war. Ich versuchte, ihn zu trösten, soweit mir das möglich war, und andere Bundesgenossen taten dasselbe. Am anderen Morgen ritt ich fort und kam gegen Abend nach Girvan in die Herberge zum Eberkopf. Dort erzählte mir Angus McEwan, dass der Schwarze Rächer mit den Dragonern zusammengestoßen war und die gefangenen Männer und das Mädchen befreit hatte.«

Die Augen der Tochter glänzten vor Aufregung. »Oh, Vater, wie wunderbar! Wie erfuhr Angus davon?«

»Er hörte es aus dem Munde eines Dragoners namens Lortie. Anscheinend hat der Schwarze Rächer Sinn für Humor, denn er zog dem Offizier die Hosen aus und warf sie zusammen mit den Musketen einen Wasserfall hinunter. Aber es kommt noch mehr. Als die Soldaten im ›Eberkopf‹ rasteten, brach McCance, der Offizier, mit einem gerade anwesenden Viehhändler aus Wigtown einen Streit vom Zaun. Doch er kam an den falschen Mann, denn dieser Bursche sprang übel mit ihm und der ganzen Truppe um und ließ sie liegen, als ob sie von einer Lawine überrollt worden seien.«

Marion klatschte begeistert in die Hände. »Vielleicht war es der Schwarze Rächer«, sagte sie atemlos vor Spannung.

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Einige der Gäste dachten das Gleiche, aber die Soldaten sagten, er sei es nicht gewesen. Sie hatten das Gesicht des Rächers zwar nicht gesehen,

aber sie hatten seine Stimme gehört, und die des Viehhändlers klang ganz anders.«

Das Mädchen schwieg eine Zeit lang und blickte versonnen hinaus auf die Wellen der Förde, auf denen sich die Nachmittagssonne brach.

»Vater«, fragte sie schließlich, »wisst Ihr, wer der Schwarze Rächer ist?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, mein liebes Kind, aber er ist jemand, den Gott in eine Zeit wie diese hineingestellt hat. Nur wenige haben je sein Gesicht gesehen, wenn er als der Schwarze Rächer auftrat, und niemand kann ihn an der Stimme erkennen. Es ist kein Wunder, dass die Leute Angst vor ihm haben und voller Ehrfurcht von seinen Taten erzählen. Ritt er nicht kühn in das Lager der Soldaten bei Carrick und befahl der gesamten Kompanie mit der Stimme von Claverhouse, Aufstellung zu nehmen? Es war bekannt, dass sich Claverhouse in der Gegend aufhielt und dass er die Gewohnheit hatte, Gefangene zu inspizieren. Genau das tat der Rächer scheinbar, doch dabei befreite er zehn Männer und einen Knaben, setzte sie auf die Pferde der Soldaten, jagte die übrigen Tiere fort und geleitete die Befreiten die ganze Nacht hindurch in die Sicherheit der Berge von Galloway.

Und dann die unvergessliche Befreiung von sechs Mayboler Einwohnern aus dem gefürchteten Gefängnis Tolbooth in Edinburgh! Sie sollten am nächsten Tag hingerichtet werden, doch wie für Petrus, so war auch für sie unablässig gebetet worden. Und der Herr schickte seinen Engel in Gestalt des Schwarzen Rächers, um sie zu retten. Erinnerst du dich daran, wie er als Offizier mit sechs Mann, alle in Uniformen, die er bei früheren Gelegenheiten erbeutet hatte, zu dem Gefängnisaufseher kam? Er wies ein Schreiben vor, das von Sir George McKenzie, dem ›Blutanwalt‹ und Vorsitzenden des Schottischen Staatsrates, unterzeichnet war und die Gefängnisbehörden anwies, Rittmeister Black und seinen Männern die bezeichneten Gefangenen zu übergeben. Dieser Schritt wurde damit begründet, dass sie, was auch häufig vorkam, durch weitere Foltern verhört

werden sollten. Das war das letzte Mal, dass man den kleinen Willie McCreath, Allan Paton, Tom McCall, Ritchie, Robb und Roderick Lawson zu Gesicht bekam. Sie alle waren treue Anhänger des Bundes. Obwohl das vor nun schon einem Jahr geschah, lachen die guten Edinburgher noch immer darüber.«

Mit leuchtenden Augen und klopfendem Herzen hatte Marion dieser Erzählung gelauscht. Sie wurde nie müde, von den Taten des Schwarzen Rächers berichten zu hören, und das Geheimnis, das diese rätselhafte Figur umgab, machte die Geschichte nur noch schöner. Ihr ganzer Geist und all ihre Fantasie wurden davon gefangen genommen, und ihre Einbildung wob um den Gegenstand der Erzählungen einen romantischen Glorienschein. Das leidende Volk der Berge verehrte ihn als einen tapferen Verfechter ihrer Sache. Vielleicht war er ja ein von Gott gesandter Mose, der sie aus der ägyptischen Knechtschaft führen sollte, aus der Papstherrschaft in ein Land, ihr Land, in dem das Presbyterium wiederhergestellt und die Kirche frei war. Er war ihr mächtiger Boanerges, ein Sohn des Donners, der den Feinden Gottes trotzte und ungestraft den Bart seiner katholischen Majestät, James Stuart, versengte. Wer war er, fragte sich das Mädchen, und wie hatte er so lange allen Fallen entkommen können, die man ihm gestellt hatte? Sie dachte laut, als sie fragte: »Gibt es überhaupt jemanden, der weiß, wer dieser Mann ist?«

»Ich glaube, es gibt drei und nur drei Menschen, die mit Sicherheit sagen können, wer er ist, und von denen verrät es keiner«, war die Antwort.

»Wer sind diese drei?«, wollte das Mädchen wissen. »Oder darf ich nicht danach fragen?«

»Wie weiblich du doch bist, mein Kind; aber ich wüsste nicht, warum du es nicht wissen dürftest. Es sind der alte Sandy Peden, Angus McEwan und Duncan Fenwick. Angus selbst sagte mir das neulich. Doch ich habe nie versucht, hinter seine Identität zu kommen, und je weniger Menschen ihn kennen, desto besser. Denn, siehst du, selbst unter Foltern kann ein Mensch nicht verraten, was er nicht weiß.«

»Ihr sagt, dass auch Duncan es weiß?«

»So wurde mir gesagt. Übrigens, Marion, hast du diesen jungen Mann in letzter Zeit gesehen?«

Marion errötete, und ihrem Vater entging nicht ein Ausdruck der Sorge in ihren schönen Augen, als sie die Frage verneinte.

»Vater, meint Ihr, Duncan könnte gefangen worden sein? So lange haben wir schon nichts mehr von ihm gehört oder gesehen.«

Sir William nahm die Hand seiner Tochter in die seine und streichelte sie sanft. »Mein Liebling, wir müssen Gott vertrauen. Ich glaube sicher, dass Duncan noch frei ist und frei bleiben wird, bis diese Trübsal vorüber sein wird. Aber wir dürfen nicht vergessen«, fügte er ernst hinzu, »dass niemand sicher ist und dass noch viele die Märtyrerkrone erringen müssen, bevor die Missetat der Amoriter voll ist. Ich glaube, dass wir uns der dunkelsten Stunde nähern, die vor der Dämmerung kommt. Es kann sein, dass unsere Knechtschaft noch drückender wird, bevor der Tag der Erlösung anbricht.«

»Warum glaubt Ihr das, Vater?«

»Ich fühle es, mein Kind, ich fühle es. Außerdem bekam ich vor drei Jahren eine Botschaft von meinem alten, frommen Freund Thomas Hog von Kiltearn, die ich an den Prinzen von Oranien weiterleiten sollte. Thomas schrieb mir: ›Sage dem Prinzen Folgendes: Ich habe von Gott die Gewissheit, dass die dunkle Wolke, die jetzt noch über der Kirche Schottlands schwebt, bald vorüberziehen wird, und dass es Wilhelm von Oranien sein wird, der das Wachstum der Kirche wieder fördern und König dieses Reiches sein wird.‹ Ich erinnere mich gut an diese Botschaft, denn sie hat sich mir ins Herz eingebrannt. Wir haben nun gehört, dass Wilhelm bereit ist und nur auf unsere Aufforderung wartet, die ihm bald zugehen wird. Aber auch nur ein Wort davon zu flüstern, mein Kind, hieße, uns und andere zu gefährden. So wie es aussieht, ist heute niemand mehr sicher.« Sir William erhob sich von seinem Sitz, ging an eines der Fenster des Zimmers und öffnete es. Der kühle Wind, der von der Förde herüberwehte, schmeckte nach Salz und trug das Donnern der Brandung an den Felsen tief unten, vermischt mit dem Kreischen der Möwen und

Seeschwalben, herauf zu den zwei Menschen im Turm. Die Flut füllte die Höhlen von Culzean und brachte den Vögeln neue Nahrung.

Vater und Tochter versenkten sich in das Bild vor ihren Augen. Alles strahlte Frieden aus – der blaue Himmel, die blaugrüne See, das grüne Land, die weiten Wälder und die blumenbedeckten Hänge, die sich zum Strand hin verloren. Nur in den Herzen der Menschen war Hass und Streit.

»Es ist ein herrliches Land, Vater«, sagte Marion versonnen, »und eine schönere Küste als die unsere hat es wohl nie gegeben. Wenn nur ...«

»Ja«, sagte ihr Vater, »wenn nur was, mein Kind?«

»Wenn nur die Herzen der Menschen mit Gott in Ordnung wären und sie sich von dem unflätigen Kleid des Papsttums befreien, dann wäre Schottland wie der Garten des Herrn, sein Friede wie ein Wasserstrom und seine Gerechtigkeit wie diese Meereswellen«, war die leise, aber inbrünstige Antwort.

»Du liebst Culzean, Marion«, sagte ihr Vater, und seine Stimme klang belegt. »Wer weiß, wie lange wir uns noch daran erfreuen können.«

»Ich liebe jeden Stein an dieser felsigen Küste, jeden Vogel, der die Wälder um uns mit Gesang erfüllt; ich liebe jede Glockenblume, die in unseren Tälern wächst, die Heide, die auf den Hängen blüht, den Weißdorn in unseren Hecken, die Blumen in unseren Gärten und die Primeln und Gänseblümchen, die die Böschungen und Flussufer schmücken. Vater, ich liebe Culzean so sehr, dass ich beinahe fürchte, es verdirbt mir die Vorfreude auf den Himmel. Ich hoffe manchmal, dass Gott mir in dem neuen Himmel und der neuen Erde Culzean wiederschenken wird.«

Sir William Kennedy sah seine Tochter erstaunt an, so heftig brachte sie diese Worte hervor. Doch bevor er etwas sagen konnte, fragte sie ihn: »Aber was meint Ihr damit, dass wir uns nicht mehr lange daran freuen können?«

»Ich sagte nicht, dass wir uns nicht länger daran freuen können, Kind, aber diese schreckliche Möglichkeit besteht.« Für einige

Augenblicke schweig er. Dann sagte er unvermittelt: »Ich sprach auf meinem Rückweg von Wigtown auf Schloss Fenwick vor.«

»Ah, und was hatte Luis Salvador de Ferrari zu sagen? Wahrscheinlich schwärmt er noch immer von Eurer Tochter und bringt nebenbei arme Bergbewohner an den Galgen«, sagte Marion ironisch.

»So ungefähr ist es. Er steht sich gut mit Claverhouse und ist auch am Hofe von König James ›persona grata⁴. Er will dich heiraten, mein Kind«, fügte ihr Vater tonlos hinzu.

»Ich weiß, dass er mich heiraten will. Nach den Regeln, Riten und Gesetzen des Antichristen will er das Geburtsrecht meiner ungeborenen Kinder beschneiden. Vorausgesetzt natürlich, dass ich mich der Befragung unterziehe, den König als Oberhaupt der Kirche anerkenne und einen italienischen Priester als meinen geistlichen Vater. Dieser Preis ist zu hoch für das zweifelhafte Vorrecht, die Frau des spanischen Räubers von Schloss Fenwick zu sein«, sagte das Mädchen mit ruhiger Stimme. Bei aller Gelassenheit war jedoch deutlich eine grenzenlose Verachtung für den Werber herauszuhören.

Sir William Kennedy sah hinaus auf die blauen Wasser der Clyder Förde, auf denen in der Ferne schon die braunen Segel der Fischerboote aus Ayr und Girvan zu sehen waren. Sein Gesicht war bleich und ihm war anzumerken, wie es in ihm arbeitete.

Marion schaute ihn an, und langsam wich auch ihr die Farbe aus den Wangen. »Es ist noch etwas anderes, Vater«, sagte sie leise.

Der Mann nickte langsam. »Ja«, flüsterte er. »Luis spricht von einem schrecklichen Entweder-Oder. Entweder du heiratest ihn, oder er bringt uns und viele unserer Freunde an den Galgen. Er drückte es nicht in diesen Worten aus, aber genau das hat er im Sinn. Er kommt morgen Nachmittag, um Antwort von dir zu bekommen. Auf uns selbst, mein Kind, dürfen wir keine Rücksicht nehmen, aber was wird aus den anderen, den Frauen und den Kindern? Dürfen wir sie in den Tod schicken?«

Das Mädchen schaute ihn mit aufgerissenen Augen an. Als ihr die

4 Gern gesehene Person (Anmerkung des Übersetzters).

ganze Tragweite dessen, was ihr Vater soeben gesagt hatte, zu Bewusstsein kam, rang sich ihr ein verzweifertes Gebet von den Lippen.

Ihr Vater legte ihr die Arme auf die Schultern und küsste sie sanft auf die Stirn. »Wir müssen Gott vertrauen, mein Liebling. Er hat uns all diese Jahre vor dem Stricke des Voglers bewahrt, und der, der uns bis hierher geholfen hat, kann uns auch weiterhelfen.« Es klopfte an der Tür.

»Das wird Janet mit dem Tee sein«, sagte Marion. Auf ihren Ruf hin öffnete sich die Tür, und eine Frau von etwa sechzig Jahren trat mit einem Tablett ein. »Euer Tee, mein Kind«, sagte sie und setzte das Tablett auf dem Tisch ab. »Aber, meine Güte, mein Fräulein, fühlt Ihr Euch nicht wohl?« Janet Mauchope war eine bevorzugte Person im Hause der Kennedys. Sie lebte in der Familie, seit Sir William vor fünfunddreißig Jahren seine hübsche Braut heimgeführt hatte.

»Es geht mir gut, Janet. Bleib nur da und trink eine Tasse mit mir. Mein Vater will gerade gehen.«

»Vielen Dank, mein Fräulein. Ich sollte Euch aber zuerst sagen, dass der Hund hier ist.«

Marion blickte sie ungläubig an. »Meinst du Major?«, fragte sie.

»Denselben«, antwortete Janet. »Und hier kommt er. Er ist mir vom Dienstbotenhaus her über die Treppe nachgefolgt.«

Schweifwedelnd kam der große Hund und vergrub seine Schnauze in den Händen des Mädchens. Schnell fuhr sie mit den Fingern durch sein Fell, zog den Zettel hervor, der sich dort befand. Als sie ihn gelesen hatte, wandte sie sich zu ihrem Vater, der noch in der Tür stand.

»Duncan wird übermorgen Abend hier sein«, sagte sie leise. »Ich werde ihn am Strand treffen.«

»Gebe Gott, dass er Luis nicht begegnet.« Sir William schien besorgt.

»Warum? Habt Ihr Angst um Duncan?«

»Nein, um Luis. Er hat sich geschworen, Duncan in Ketten nach Edinburgh zu schicken. Ich glaube, die Ketten sind noch nicht geschmiedet, die Duncan halten könnten, und er könnte Luis mit bloßen Händen erwürgen.«



Wenn mir am allerbängsten

Als ihr Vater gegangen war, brach Marion in hemmungsloses Schluchzen aus. Es war die tröstliche Umarmung Janets, die ihr nach einigen Augenblicken die Fassung wiedergab.

»Nun kommt, mein Fräulein, und trinkt Euren Tee und erzählt der alten Janie, was Euch bedrückt.«

Marion lächelte schwach und setzte sich, während die Dienerin ihr eine Tasse Tee einschenkte. Solange sie sich erinnern konnte, war Janet Mauchope ihre Freundin, Vertraute und Ratgeberin gewesen, eine demütige Christin von starkem Glauben und großer Weisheit. Ihre völlige Ergebenheit den Kennedys von Culzean gegenüber wurde nur noch von ihrer Treue zu Christus und seiner Kirche und dem verfolgten schottischen Glaubensbund übertroffen.

»Janet«, sagte Marion, während sie an ihrem Tee nippte, »kann es jemals recht sein, um anderer willen etwas gegen die eigene Überzeugung zu tun?«

»Ihr meint, dass man Schlechtes tut, damit Gutes daraus erwachse?«

»Nun, ich glaube, dass man es abstrakt so ausdrücken könnte. Aber angenommen, man könnte durch seine Einwilligung zur Ehe mit jemandem, den man nicht liebt, anderen Menschen einen grausamen Tod ersparen – meinst du nicht, man sollte zu diesem Opfer bereit sein? Besonders, wenn tagtäglich andere Menschen solche Opfer für uns bringen?«

Die alte Frau schüttelte den Kopf. »Bei Gott gibt es keine abstrakten Prinzipien, mein Kind, nur konkrete. In seinen Augen ist etwas entweder richtig oder falsch; und wenn wir uns fürchten, das Gute zu tun, weil das Folgen haben könnte, dann begrenzen wir Gottes Macht.«

Marion schwieg. Sie blickte über die Clyde Förde, in deren Wellen sich nun das goldene Licht der sich neigenden Sonne brach. Sie konnte den Berg Goatfell auf der Insel Arran sehen, der in zwölf Meilen Entfernung seinen schneebedeckten Gipfel in den Himmel reckte – ein Bild strahlender Reinheit, die nicht von dieser Welt zu sein schien.

»Steht nicht geschrieben, Janet, dass es der wahrhaftigste Ausdruck der Liebe ist, wenn man sein Leben für seine Freunde opfert?«, fragte sie leise.

»Das stimmt, mein Fräulein, so steht es in der Schrift. Und als unser Herr das sagte, redete er zu seinen Freunden. Er ließ sein Leben, und er nahm es mit der gleichen Macht wieder. Aber er tat seinem Gewissen oder dem Wort Gottes keine Gewalt an. Er starb für uns, aber er starb auch für seine Feinde, denn so steht es geschrieben – dass wir ›Gott versöhnt sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren‹. Man kann kein Opfer, das wir bringen, je mit dem vergleichen, das unser gelobter Herr gebracht hat. Es ist wahr, dass das Volk der Berge heutzutage Opfer bringt, doch es bringt sie für einen unterdrückten Glaubensbund und eine verfolgte Kirche und nicht für andere Menschen. Um ihres Gewissens willen lassen unsere Brüder ihr Leben. Sie werden zwar von den Feinden getötet, doch niemand hat Macht über den Herrn, dem sie dienen, und niemand nahm sein Leben von ihm. Aber darf ich fragen, warum mein Fräulein diese Dinge wissen will?«

Noch einmal entluden sich die aufgestauten Gefühle des Mädchens in Seufzern und Tränen, und ungehemmt weinte sie sich an Janets Brust aus. Die alte Frau legte eine begütigende Hand auf ihre bebende Schulter, sagte aber nichts. Nach einiger Zeit, als der Sturm der Gefühle nachzulassen begann, hob Marion den Kopf, betupfte

ihre Augen mit einem kleinen Tuch und versuchte, trotz ihrer Tränen zu lächeln.

»Verzeih mir, Janet, aber ich hatte einfach Angst vor dem, was vielleicht wird sein müssen«, sagte sie zitternd. »Es ist sehr dumm von mir, mich so von meinen Gefühlen übermannen zu lassen.«

»Still, mein liebes Kind, still«, beschwichtigte sie Janet, und auch ihre Augen waren feucht. »Ihr dürft nicht so reden. Nichts ist jemals so schlimm, wie es zu sein scheint. Wie dunkel es auch aussehen mag, und wie viele Feinde es auch geben mag: ›Derer ist mehr, die bei uns sind, als derer, die bei ihnen sind.‹ So sagt es das Wort des Herrn, und wie oft haben wir das erlebt!«

»Das ist wahr, Janet, das ist wahr, und deine Worte tadeln meinen Kleinglauben. Aber ich habe dir noch nicht erzählt, was mich betrübt.«

Die Dienerin schwieg, und so sagte Marion:

»Der Herr von Schloss Fenwick kommt morgen, um mich zu besuchen.«

Ungläubig starrte Janet sie an. »Ihr meint doch nicht diesen papis-tischen spanischen Schurken?«

»Doch, den meine ich.«

»Aber was sollte er im Haus der Kennedys wollen? Er ist nur der unrechtmäßige Besitzer von Schloss Fenwick. Der richtige Herr ist, wie Ihr wohl wisst, seit drei Jahren ein Gejagter, ein Wanderer in den Bergen und Hügeln von Ayrshire und Galloway, der in Erdlöchern und Höhlen zusammen mit anderen Auserwählten des Herrn haust, deren diese Welt nicht würdig ist. Übel ist das Spiel, das der spanische Betrüger mit den Erwählten des Herrn getrieben hat, und manchmal wundere ich mich, dass er noch nicht versucht hat, seine schmutzige Hand nach Culzean auszustrecken.« Man konnte die Empörung und den heiligen Zorn förmlich sehen, mit denen die Frau diese Worte hervorbrachte.

Marion lächelte schwach, als sie sagte: »Er hat es schon getan, Janet. Erinnerst du dich, dass vor drei Jahren, kurz bevor der Herzog von Fenwick starb, Duncan mit einer Warnung zu uns kam? Sandy

Peden hatte gehört, dass die Boten Satans es auf die Fenwicks und auf uns abgesehen hätten, und Duncan überbrachte uns diese Botschaft. In derselben Nacht nahm man den guten Donald Fenwick gefangen, und drei Wochen später gewann er die Krone der Märtyrer. Damals übernahm der Spanier die Besetzung und machte Duncan zum Verbannten. Ich habe mich oft gewundert, gerade wie du, warum er nicht auch uns an den Staatsrat in Edinburgh verriet. Vielleicht fürchtete er den Einfluss meines Vaters bei den Lords von Bargany, Cassilis, Cloncaird und Blairwhan, aber ich glaube, sein Motiv war selbstsüchtiger. Es gab etwas, was er haben wollte ...« Marion hielt inne.

Verständnislos blickte Janet das Mädchen an, bevor sie fragte: »Und was war das?«

»Ich war es.« Der ganze Schmerz eines gequälten Herzens schwang in diesen drei kurzen Worten mit.

»Ihr? Aber mein Kind, ich verstehe nicht.«

»Er weiß, dass wir Bergbewohner beherbergt haben, dass wir sie gespeist und ihnen noch in anderer Weise geholfen haben. Der Preis für unsere Sicherheit ist, Janet, dass ich seine Frau werde.«

»Niemals!«, rief die alte Frau empört aus. »Niemals soll man sagen können, dass eine Kennedy von Culzean in einen solchen Handel einwilligte. Das wäre eine Sünde in den Augen Gottes und der Menschen und eine Verbindung, die in der Hölle geschlossen wäre. Was mich selbst angeht – ich sähe es tausendmal lieber, wenn meine alten Knochen auf der Folterbank auseinandergerissen würden, als wenn mein liebes Fräulein ein solches Opfer brächte. Und welche Rolle spielt es, wie mein Weg heim zur Herrlichkeit aussieht? Ob ich nun den kurzen Weg der Henkersaxt auf dem Markt zu Edinburgh gehe oder ob ich Culzeans Wälder, Blumen und Rosenpfade im Bett verlasse, ist doch gleich, wenn ich nur in die Stadt gehen darf, die einen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.«

Die alte Dienerin hatte diese Worte leidenschaftlich und doch voll Liebe hervorgebracht.

»Verzeiht mir, mein Kind, dass ich so viel rede, aber dass Ihr

überhaupt einen solchen Schritt erwägt, hat mich sehr erschreckt. Ihr würdet nichts erreichen, wenn Ihr zustimmte. Ein solcher Handel würde weder Euch das Glück noch uns die Sicherheit bringen, denn diesem papistischen Spanier ist genauso wenig zu trauen wie unserem papistischen König. Denkt an das gute schottische Blut, das unser Fürst in diesen letzten drei Jahren vergossen hat, und an den Feuerofen der Anfechtung, durch den die Kirche hindurchgegangen ist. Es geht schlimmer zu in Schottland als bei der päpstlichen Inquisition mit ihren Gräueln. Mein Fräulein, denkt an das Wort: ›Verlasst euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, die können ja nicht helfen.‹ Und in dem gleichen Psalm spricht David dieses tröstende Wort aus: ›Wohl dem, des Hilfe der Gott Jakobs ist; des Hoffnung auf dem Herrn, seinem Gott, steht.‹«

Marion erhob ihr tränenüberströmtes Gesicht, das aber nun Frieden und eine heitere Gelassenheit ausstrahlte, die vorher nicht da gewesen war.

»Danke, Janet«, sagte sie warm. »Ich weiß nicht, was ich ohne dich tun sollte. Du bist mir immer wie eine Mutter gewesen.«

»Mein liebes Fräulein, ich liebe Euch mehr als mich selbst. Der Herr hat es nie für richtig gehalten, mir einen Gatten und Kinder zu schenken, aber mein Herz ist so in Euch aufgegangen, als ob Ihr mein eigenes Kind seiet. Jetzt werde ich gehen und meinen Pflichten nachkommen müssen.«

Erst als Janet gegangen war, erinnerte sich Marion des Hundes und der Botschaft, die er gebracht hatte. Hätte sie das nur erwähnt, überlegte sie, wäre ihr sicher der Rat der alten Dienerin eine große Hilfe gewesen. Um den Hund machte sie sich keine Sorgen. Er war der Liebling Janets und würde gut gepflegt werden. Es war auch nicht nötig, durch Major eine Botschaft an Duncan zurückzusenden, denn der rechnete immer damit, dass der Hund bis zu seiner Ankunft in Culzean blieb.

Das Tageslicht schwand langsam und ließ ein langes Zwielficht zurück. Als endlich endgültig die Nacht hereinbrach, saß Marion noch immer im Runden Turm und sah auf das dunkelnde Meer hin-

aus. Ihr Geist wurde heimgesucht von vielen einander widerstrebenden Gedanken, von Zweifel und Unruhe. Trotz allem, was Janet gesagt hatte, musste diesen Kampf sie allein bestehen, und bei ihr lag die Entscheidung. In der Stille betete sie um Weisheit und göttliche Führung und um die Kraft, ihre Pflicht zu tun, was das auch heißen mochte. Schließlich erhob sie sich in der Dunkelheit, um das zur See gelegene Fenster zu schließen. Das Geräusch der wogenden Brandung tief unter ihr war Musik in ihren Ohren und Balsam für ihre Seele. Der Mond warf sein volles, mildes Licht auf die Erde und ließ Land und Meer gleichermaßen wunderbar erscheinen. Das war ein Anblick, der unfehlbar immer in ihr Gedanken des Staunens, der Liebe und des Lobes hervorbrachte.



Ein Spanier auf Freiersfüßen

Es war dunkel, als Marion erwachte. Sie wusste, dass sie mehrere Stunden geschlafen hatte, denn der Mond senkte sich schon hinter die fernen Berge von Arran. In jenem halb bewussten Zustand, der weder Schlaf noch Wachen ist, überlegte sie vergeblich, was sie eigentlich bedrückte. Sie träumte, dass sie Männerstimmen hörte. Oder war es Wirklichkeit? Sie stand aus dem Bett auf und öffnete das westliche Fenster des Runden Turmes ein wenig. Nun wusste sie, dass es kein Traum gewesen war. Der Nachtwind trug deutlich Stimmen zu ihr herauf, Stimmen von Männern am Strand. Undeutlich konnte sie in dem schwachen Licht des verschwindenden Mondes ein Schiff erkennen, das etwa eine Meile vor der Küste ankerte, und in geringerer Entfernung hörte sie, wie ein Boot über den Kiesstreifen schurrte, der den Strand säumte.

Unter dem Schloss von Culzean gab es eine Anzahl von unterirdischen Höhlen, von denen einige tief ins Erdinnere reichten. Eine dieser Höhlen unterquerte der Sage nach das Schloss und mündete in einer Entfernung von mehreren Meilen an einer Stelle, die ›der Pfeiferhang‹ genannt wurde. Man erzählte sich, dass nur ein Mensch jemals die Höhle in ihrer ganzen Länge erforscht hatte, und der war nie wieder gesehen worden. Während seiner Erkundung hatte er auf dem Dudelsack gespielt, und der Überlieferung nach konnte man in manchen dunklen und stürmischen Nächten am Pfeiferhang noch das dumpfe Dröhnen eines Dudelsackes hören, der die ›Klage

der McCrindles« spielte (McCrindle war der Name des Dudelsackpfeifers, der die Melodie des Refrains komponiert hatte). Einige der Höhlen unter dem Schloss hatten Marion und Duncan erforscht, aber in die entlegeneren Teile der Pfeiferhöhle war das Mädchen nie gegangen. Manche der Höhlen konnten sogar nur bei Ebbe betreten werden, da bei Flut der Ozean den Eingang überspülte.

Nachdem Marion eine Zeit lang den Stimmen von unten gelauscht hatte, ging sie ins Bett zurück und fiel in einen traumlosen Schlaf. Als sie das nächste Mal erwachte, strahlte die Sonne durch die östlichen Fenster ihres Zimmers. Der Himmel war blau und voller kleiner Schäfchenwolken, und in den Wäldern um das Schloss herum sangen viele Tausende von Vögeln. Ein frischer Wind wehte von Westen her, und von ihrem Bett aus konnte sie die weißen Wellenkämme sehen, die einander über die blauen Wasser der Förde jagten. An einem solchen Morgen vermeinte man die Webstühle Gottes zu hören, wie sie Schönheit und Musik webten. Doch im Herzen des Mädchens war eine unbestimmte Unruhe, eine namenlose, nagende Furcht vor nahendem Unglück. Der Gedanke an die bevorstehende Entscheidung beunruhigte sie umso mehr, als das, was sie tun sollte, im Widerspruch zu ihrer Glaubensüberzeugung zu stehen schien. Sie fragte sich, ob es nicht vielleicht doch richtig sein könne. War nicht ihr Herr und Meister den Weg des Kreuzes gegangen, und hatte er nicht seine Nachfolger gelehrt, dass auch sie Drangsal leiden müssten? Hatte er nicht gesagt, dass die wichtigsten Lektionen des Lebens nur unter Einsatz des Lebens selbst gelernt werden könnten, auf dem Weg des Schmerzes, durch das Tor der Trauer?

Ein Klopfen an der Tür unterbrach die Gedanken des Mädchens. Janet trat ein, zu deren Pflichten auch das Wecken ihrer Herrin gehörte.

»Habt Ihr sie heute Nacht gehört, Fräulein?«, fragte sie, während sie im Zimmer aufräumte. Marion kleidete sich an.

»Was soll ich gehört haben, Janet?«

»Die Schmuggler, mein Fräulein – Dick Ingram und seine Männer.«

»Waren das die Stimmen, die ich heute Nacht hörte?«

»Sicherlich. Überall an der Küste, von Ayr bis Stranraer, arbeiten die Schmuggler und laden Tee, Tabak und Schnaps aus, als ob wir noch Laster aus fremden Ländern importieren müssten und nicht schon genug im eigenen Lande hätten! Ich habe lange schon den Verdacht gehegt, dass sie die Höhlen von Culzean benutzen, um ihre verbotene Fracht an Land zu bringen, und ich glaube, die Kuh hat letzte Nacht gekalbt.«

»Was meinst du denn damit, Janet?«, fragte Marion und schaute ihre alte Freundin verwundert und belustigt an. »Was hat denn eine kalbende Kuh mit Schmugglern zu tun?«

»Nun, Fräulein, das ist nur ein anderer Ausdruck dafür, dass ihnen ihr schändliches und sündiges Vorhaben gelungen ist und dass das Schiff seine Ladung abgeliefert hat. Man sollte eigentlich die Zollbehörden in Ayr darauf aufmerksam machen, aber – Gott vergeb mir – ich habe nicht das Herz, es zu tun. Einige der Schmuggler sind gut zu den Bergbewohnern gewesen. Ich hoffe nur, dass der Lord von Culzean, Euer werter Vater, sie nicht gehört hat.«

»Kennst du einige von ihnen?«

Die ältere Frau schüttelte den Kopf. »Nein, nein; ich habe da zwar so manchen Verdacht, aber außer Dick Ingram kenne ich keinen, und ihn kann ich nicht anzeigen. Er ist der Sohn meiner Schwester, und ich fürchte, es wird ein böses Ende mit ihm nehmen, wenn er nicht bald Buße tut. Versteht mich recht – ich heiße die Schmugglei nicht gut. Ich empfinde nur keine so große Zuneigung für die maßgeblichen Stellen und unseren papistischen König, dass ich bei ihnen einen Schmuggler anschwärzen würde. Diese Schmuggler mögen Zöllner und Sünder sein, aber ich habe sie doch noch lieber als die ganze Sippe der Schriftgelehrten und Pharisäer, die heutzutage über das arme Schottland herrscht. Und jetzt, mein Fräulein, möchtet Ihr sicher Euer Frühstück haben.«

»Du denkst daran, Marion, mit wem du heute zu sprechen hast?«, fragte Sir William Kennedy bedrückt, als er und seine Tochter ihre Morgenmahlzeit beendet hatten.

»Vater, wie könnte ich das vergessen? Es kommt nicht alle Tage vor, dass eine Tochter des Hauses Culzean aufgefordert wird, die Gemahlin eines papistischen spanischen Granden aus dem Hause Kastilien zu werden«, erwiderte das Mädchen mit sanfter Ironie, während sie vom Tisch aufstand.

»Marion, du wirst das tun, was du für das Beste hältst«, bat sie ihr Vater ernsthaft. Seine Stimme klang gepresst und traurig. Er nahm ihren Arm und führte sie liebevoll aus dem Speisesaal auf den großen runden Platz vor dem Schloss, von wo aus man das Meer überblicken konnte.

»Ich muss das tun, Vater, was Gottes Wille für mich ist. Nicht ich habe meinen Weg zu bestimmen, und wenn mir nach Gottes Willen Kummer beschieden ist, dann geschehe dennoch sein Wille.«

Vater und Tochter standen eine Weile schweigend da, die Hände auf die Mauer gestützt, die das Schloss gegen die Klippen hin abgrenzte. Die Schönheit ihrer Umgebung hielt beide in ihrem Bann. Vor ihnen erklang die Musik des Ozeans, der sich an den Felsen brach, und hinter ihnen der Gesang der Wälder. Um den Monat Mai zu begrüßen, hatte die Natur ihr herrlichstes Gewand angelegt. Singdrossel, Amsel, Hänfling und Kohlmeise sangen in den Ulmen und Eichen ihre schönsten Melodien, und hoch oben am Himmel war das hinreißende Lied einer Lerche zu hören. Man dachte, ein solches musikalisches Opfer könne vielleicht etwas von der Sünde der Menschheit hinwegnehmen, so überwältigend ergoss sich die Flut der Töne über die Erde. Fast schien es dem Mann und der Frau, als ständen sie auf heiligem Grund, als Anbetende in der großen Kathedrale von Gottes Natur.

»Vater, ich frage mich, warum Gott Culzean so herrlich machte und doch Menschen so schlecht sein lässt.«

»Still, mein Kind. Wer nach solchen Dingen fragt, fragt nicht weise. ›Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr.‹ Das ist ein Teil von Gottes freiem Willen. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Ort. Jetzt erkennen wir es stückweise; dann aber werden wir er-

kennen, gleichwie wir erkannt sind, mein Kind, und dann werden wir die Antwort haben.«

»Das weiß ich, Vater, und ich stelle keinen Augenblick die Wege des Herrn in Frage. Aber trotzdem frage ich mich einfach nach dem Warum und dem Weshalb der Dinge; woher zum Beispiel die Wellen des Ozeans dort draußen kommen und wohin sie gehen. Sie sind wie der Wind, der bläst, wo er will, und den kein Mensch aufhalten kann. All das ist ein Geheimnis, genau wie unser armes Leben mit seinen unerfüllten Sehnsüchten, Herzenswünschen und Anstrengungen. Ebbe und Flut, Flut und Ebbe – Tag für Tag wird das so sein, bis die Zeit selbst sich in dem großen Ozean der Ewigkeit verliert. Gott ist der Vater von Wind und Wogen, und ich tröste mich mit dem Gedanken, dass er das Seine mit unfehlbarer Weisheit durch alle verschlungenen Pfade des Lebens führt und uns alle schließlich sicher nach Hause bringen wird. Ja, Vater, ich weiß das alles, und trotzdem habe ich Fragen. Doch jetzt werde ich einen Spaziergang durch das Tal der Glückseligkeit machen, um ein wenig nachzudenken, viel zu beten und mich mit den Vögeln und Blumen zu unterhalten, die ich so liebe. Später werde ich dann Luis Salvador de Ferrari empfangen.«

Die Sonne stand im Zenit, als Marion von den Terrassen her den Hof überquerte. Am Eingang des Schlosses angekommen, hörte sie das Klappern von Pferdehufen im Stall und erriet, dass ihr Freier eingetroffen war. Sie eilte in ihr Zimmer und blieb dort, bis sie der Gong zum Mittagmahl rief. Als sie den Speisesaal betrat, eilte Luis mit ausgestreckten Händen herbei, um sie zu begrüßen. Seine uneingeschränkte Bewunderung des Mädchens war ihm im Gesicht zu lesen, und seine Augen verschlangen förmlich die blühende Schönheit ihrer Gestalt. Der Spaziergang hatte das Seine noch hinzugetan, und der frische Seewind hatte ihre Wangen leicht gerötet. Seit dem Märtyrertod des Herzogs von Fenwick hatte Marion den Spanier nur selten gesehen, obwohl er vor jenem schrecklichen Ereignis Culzean häufig besucht hatte.

Dass er gut aussah, musste Marion ohne Zögern zugeben, doch in den letzten drei Jahren war ein Zug in sein Gesicht und seine Per-

sönlichkeit gekommen, den sie nicht recht definieren konnte. Sie zerbrach sich zunächst den Kopf darüber, doch langsam formulierte sich in ihrem Bewusstsein eine Antwort. Bevor sie sich ganz darüber klar wurde, bat ihr Vater seinen Gast und seine Tochter zu Tisch, da das Essen aufgetragen werden sollte. Nachdem Sir William in einem langen Tischgebet den Segen Gottes erfleht hatte, schlug er einen Gong. Das war das Zeichen für den alten Diener Ebenezer Wrench und ein barfüßiges Mädchen namens Gibby Lawlor, die Speisen aufzutragen. Es gab Moorhuhnpastete, gebratene Fasanen, geschmorte Ente, Hasenpfeffer und Schafschinken. Kate Ogolvy, die Köchin, hatte dazu Brot und Blätterteig gebacken. Hinuntergespült wurde alles mit französischem Likör und hellem Kanariennein, dem der Besucher fleißig zusprach, während der Gastgeber und die Gastgeberin keinen Tropfen davon tranken.

Es war ein Mahl, das die traditionelle Gastfreundschaft, für die Culzean berühmt war, glänzend unter Beweis stellte. Die Unterhaltung bei Tisch war vorsichtig, zurückhaltend und für den Gastgeber und die Gastgeberin von Culzean offensichtlich eine Anstrengung. Die undefinierbare Eigenschaft des Spaniers, die Marion verwirrt hatte, trat im Verlauf der Mahlzeit immer deutlicher hervor. Es war eine Grobheit in seiner Persönlichkeit und seinem Benehmen, die Marion zuvor noch nicht bemerkt hatte. Sie fühlte, dass dies das Ergebnis seines Lebenswandels in den letzten drei Jahren war. Der Gast, der zum größten Teil das Gespräch während des Mahles bestritt, verbreitete sich oberflächlich über allerlei Themen. Er redete von den Geschäften des Königs und von der Milde, die er den verfolgten Bundesgenossen gegenüber so großmütig walten ließ.

»Und darf ich fragen, worin diese Milde besteht?«, warf Sir William ein.

»In den Vergünstigungen, die Seine Majestät gewährt hat, dass zum Beispiel alle ihre gehorsamen Untertanen sich in Privathäusern und Kapellen treffen dürfen, um Gott nach ihrer eigenen Weise und Gewohnheit zu dienen.«

»Und das nennt Ihr Milde – dass dem Menschen lediglich sein

unveräußerliches Recht zugestanden wird, Gott auf seine eigene Weise zu ehren? Darf ich fragen, wie weit diese sogenannte Milde geht? Erstreckt sie sich auch auf die Konventikel des Glaubensbundes? Und auf das Recht, sich unter freiem Himmel zu versammeln?»

»Niemals«, war die heftige und grobe Antwort. »Es ist eine Gnade, die unser geliebter König seinen Untertanen kraft seiner Souveränität, seines Hoheitsrechtes und seiner unumschränkten Macht erwiesen hat. Sie kommt Abtrünnigen und Verrätern wie Glaubensbündlern und Cameroniern nicht zugute – und auch nicht solchen, die sie schützen.«

Die Bedeutsamkeit der letzten Bemerkung entging Sir William Kennedy und seiner Tochter nicht.

»Es scheint mir«, sagte der Erstere, »dass der König das, was er mit der rechten Hand so gnadenvoll gibt, mit der linken wieder wegnimmt. Meines Erachtens zielt diese Vergünstigung darauf ab, den Angehörigen Eures Glaubens mehr Freiheiten zuzugestehen als den verfolgten Bundesgenossen.« Der Sarkasmus in der Stimme des Lords von Culzean war unüberhörbar, aber er konnte sich einfach nicht helfen. Schweigen hätte ihn in diesem Fall der Sünde von Meros⁵ schuldig werden lassen. Er fühlte sich trotzdem nicht wohl, denn er wusste, dass er eigentlich mehr sagen sollte, und nur mit Anstrengung hielt er sich zurück.

Marion war während dieses Wortwechsels still geblieben. Sie konnte den Zorn in Luis' Augen aufsteigen sehen und wie er nur mühsam die Erwiderung für sich behielt, die er auf den Lippen hatte. Erleichtert atmete sie auf, als der Hausherr einen Gong schlug und sie sich von der Tafel erheben konnte. Sir William entschuldigte sich kurz und überließ es seiner Tochter, sich um den Gast zu kümmern.

Schweigend gingen der Mann und die Frau hinaus in den strahlenden Sonnenglanz des Frühlingstages. Sie überschritten den samtenen Rasen des Vorplatzes und gingen die Treppen zu den Terrassen hinunter, deren vielfarbige Blumenbeete jetzt ihre Schönheit ent-

5 Richter 5,23 (Anmerkung des Übersetzers).

falteten und ihren süßen, schweren Duft verströmten. So kamen sie schließlich zum Klippenweg und zu einer Bank, die den Blick auf die Förde und ein kleines Fischerboot in der Ferne gewährte.

Marion war nicht wohl in ihrer Haut. Sie konnte die brennenden Augen ihres Begleiters fühlen, die sie förmlich verschlangen, während sie unverwandt auf das Meer hinausschaute.

»Euer Vater ist der Obrigkeit nicht besonders freundlich gesonnen«, begann Luis mit höflicher Ironie, die ungezwungen klingen sollte.

»Warum sagt Ihr das? Mein Vater glaubt, wie auch ich, dass die Obrigkeit von Gott verordnet ist.«

»Warum gehorcht er ihr dann nicht? Steht nicht auch in Eurer Bibel geschrieben: ›Wer sich der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt Gottes Ordnung?‹«

»Das klingt theologisch sehr gut fundiert«, sagte das Mädchen mit leicht sarkastischem Unterton. »Aber habt Ihr nie gelesen, was von einem Größeren als Paulus gesagt wurde? ›Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.‹ Göttliches Recht und passiver Gehorsam bilden in der ganzen Bibel einen Widerspruch. Mein Vater bringt dem König die Loyalität entgegen, die ihm nach der Schrift zusteht, und ist Seiner Majestät so lange treu, wie Seine Majestät dem Gesetz und dem Glauben treu ist. Weil dem aber nicht so ist, hängt heute ein blutiges Schwert über Schottland, und Männer, Frauen und kleine Kinder haben deswegen in den letzten achtundzwanzig Jahren auf den Bergen und in den Schluchten um uns her sterben müssen.«

Eine lange Zeit schwieg Luis. »Mir scheint, Marion«, sagte er schließlich, »dass es ist gefährlich für ein schönes Mädchen ist, solche Gefühle zu äußern.«

»Sicherlich«, stimmte das Mädchen zu. »Ich vergesse nicht, was es die alte Margaret Maclahan und die schöne junge Margaret Wilson gekostet hat, die eine fünfundsechzig Jahre alt und die andere erst achtzehn. Ihr wisst doch, dass sie vor drei Jahren in der Solwayer Förde an Pfähle gebunden wurden und mit einem Loblied auf den

Lippen heim zum Himmel gingen. Sie waren Märtyrerinnen für den Glauben, der einmal den Heiligen gegeben wurde. Deshalb sprecht nicht über gefährliche Gefühle, solange ich Beispiele wie dieses vor Augen habe. Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand, und nichts Böses kann sie anrühren. Und auch unser Körper gehört ihm, damit er sich in ihm verherrlichen kann, sei es nun im Leben oder im Tod.«

Überrascht sah Luis das Mädchen an. Er war blass geworden und hatte sich erhoben, um seine Erregung zu verbergen. »Aber warum solltet Ihr Euer Leben und das anderer wegen Wortklaubereien aufs Spiel setzen?«, rief er mit heiserer Stimme. »Ihr seihet Mücken und verschluckt Kamele. Soll man denn glauben, dass der König immer unrecht hat und die Kirche immer recht? Ihr meint, es sei falsch und die Ursache aller Not in Schottland, dass der König sich über die Kirche stellt. Aber ginge es dem Land etwa besser, wenn das Presbyterium herrschte und die Kirche sich über die Krone stellte? Ihr habt etwas gegen den Papst in Rom, aber die Kirche Schottlands hat hundert Päpste, von denen der eine den anderen wegen einer belanglosen Besonderheit der Lehre verdammt.«

»Es sind keine Wortklaubereien, derentwegen wir kämpfen«, erwiderte Marion nach kurzem Schweigen, »und wir wollen auch nicht die Kirche über den Staat stellen. Die verfolgte Kirche Schottlands will nur, dass ein Thron der Gerechtigkeit aufgerichtet werde und dass jeder Mann und jede Frau das Recht haben, Gott auf ihre Weise, an ihrem Ort und zu ihrer Zeit anzubeten. Ihr wollt doch sicherlich nicht die Gräueltaten der letzten drei Jahre verteidigen oder die Verfolgungen, die selbst die Weisen in die Verzweiflung getrieben haben, nur weil sie sich für selbstverständliche Rechte wie diese einsetzten?«

»Ich verteidige keine Gesetzesbrecher. Es gibt nur einen Herrn in diesem Land, und der heißt Gesetz. Wer das Gesetz bricht, muss die Folgen tragen«, lautete die harte Antwort. Luis' Stimme sprach eine solche Grausamkeit, dass ihn das Mädchen bestürzt anschaute. Doch schon fing er sich wieder. »Es tut mir leid«, entschuldigte er sich zer-

knirscht. »Ich bin nicht hergekommen, um über Politik zu reden. Ich bin sicher, Euer Vater hat Euch von meinen Absichten erzählt.«

Das Mädchen schwieg. Luis setzte sich neben sie und nahm ihre Hand in die seine. In seinen Augen brannte das Feuer der Leidenschaft.

»Hört mich an, Marion Kennedy, hört mir zu. Ich liebe Euch und habe keine andere geliebt, seit ich Euch zum ersten Mal sah, als ich vor vierzehn Jahren nach Schloss Fenwick kam. Warum verschmäht Ihr mich, warum weicht Ihr mir aus, warum hasst Ihr mich gar? Warum könnt Ihr mich nicht lieben? Ich bin reich und habe Macht und Einfluss. Das Blut der edelsten Familien Spaniens fließt in meinen Adern. Oder liebt Ihr einen anderen? Doch nicht etwa meinen verkommenen Pflegebruder, diesen Sohn eines überführten Verräters, der selbst ausgestoßen ist und dem es bestimmt ist, den Weg seines Vaters zu gehen?« Bei diesen leidenschaftlich flehenden Worten des Mannes bemühte sich das Mädchen, ihre Hand aus der seinen zurückzuziehen. Wäre der Spanier nicht von der Macht seiner Gefühle fortgerissen worden, wäre er wohl behutsamer vorgegangen.

Das Blut war aus dem Gesicht des Mädchens gewichen. Blass und zitternd vor Empörung saß sie da und konnte kaum sprechen.

»Lasst meine Hand los«, sagte sie sehr leise, aber in ihrem Blick war etwas, das ihn gehorchen ließ.

»Nun hört mir zu, Luis. Ich liebe Euch nicht und könnte Euch niemals lieben. Ihr behauptet, Ihr liebt mich und verleumdet doch im gleichen Atemzug meine Freunde, die Freunde meines Vaters und Euren Wohltäter, der Euch sein Haus öffnete, Euch eine Ausbildung angedeihen ließ und Euch jede Liebe erwies. Ihn, der sich bemühte, Euch zu dem rettenden Glauben an Christus zu führen, und der um Christi willen starb und dafür, dass jedermanns Gewissen frei sein könne, ihn nennt Ihr einen Verräter! Sein Sohn, den Ihr verkommen nennt, ist ein Verbannter um der Gerechtigkeit willen, ein Soldat in der Armee der Freiheit, die für den Herrn streitet. Mit welchen Mitteln Ihr Euch seines väterlichen Erbteils versichert habt, wisst Ihr am

besten. Aber Euren besten Freund zu beschimpfen, der schon tot ist, und seinen Sohn zu verleumden, der nicht hier ist und sich nicht verteidigen kann – das ist schlecht, abgrundtief schlecht.« Heftig sprudelten die Worte aus dem Mädchen hervor. Ihre Brust hob und senkte sich vor Erregung, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Der Mann streckte seine Hand aus. »Rührt mich nicht an«, rief sie gequält und wich zurück, als ob selbst die leiseste Berührung sie beschmutzen könne.

Schlagartig änderte sich der Gesichtsausdruck des Mannes. Die feineren Züge, die es rechtfertigten, ihn schön zu nennen, verhärteten sich, und das Blut schoss ihm in die Augen, sodass er mehr einem Ungeheuer als einem Menschen ähnlich sah. Doch ebenso schnell, wie sich dieser Sturm erhoben hatte, flaute er wieder ab, und Luis war ganz Reue und Zerknirschung.

»Vergebt mir, Marion«, flehte er sie an. »Es ist nur die Liebe zu Euch, die mich unbedachtsam reden ließ. Ich kann nicht ohne Euch sein; ich traue mich nicht, ohne Euch zu leben. Ob ich wache oder schlafe – immer steht Ihr mir vor Augen, und der Gedanke, dass Ihr einem anderen gehören könntet, zerreißt mir das Herz. Niemand als ich allein wird Euch besitzen«, fuhr er plötzlich in einem Ton wilder Verbissenheit fort. »Eure Sicherheit, Euer Leben, das Leben Eures Vaters und das ganze Haus Culzean sind in Gefahr. In meiner Macht steht es, sie und Euch zu retten.«

Das Mädchen blickte ihn aus tränenverschleierten Augen an.

»Wir wissen schon seit geraumer Zeit, dass unser Leben in Gefahr ist«, entgegnete sie ruhig und gelassen. »Aber in der Vergangenheit kam unsere Sicherheit vom Herrn allein, wenn böse Menschen sich wütend wider uns erhoben und in ihrem Zorn uns zum Raube haben wollten«. Und unsere Hilfe steht immer noch im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Darum bekümmert Euch nicht um unsere Sicherheit, Luis. Wir stehen unter sichererem Schutz, als ihn ein Spross des Hauses Sevilla uns jemals geben könnte.«

»Marion, ich kam nicht hierher, um mit Euch fromme Sprüche zu rezitieren«, sagte Luis ärgerlich, »wobei ich Euch sicherlich nicht das

Wasser reichen könnte. Ich kam, um Euch und die Euren vor einer großen Gefahr zu warnen, in der Ihr steht und vor der allein Ihr sie bewahren könnt.«

»Ich? Wie sollte ich sie retten können?«, war die verwunderte Antwort.

Der Spanier sah sie einen Augenblick an, und seine Augen griffen wie mit Händen nach ihrer Schönheit. »Indem Ihr meine Frau werdet«, sagte er rau. »Eine Vereinigung des Hauses Fenwick mit Culzean und der Einfluss, den ich bei Sir George McKenzie, dem Obersten Staatsanwalt des Staatsrates in Edinburgh, und bei Claverhouse habe, wird Euch und die Euren retten. Hört zu! In seinem Schwarzen Buch hat John Grahame die Namen aller derer stehen, die in den letzten Jahren den Bundesgenossen geholfen haben. Sie werden gezwungen werden, abzuschwören, oder man wird sie zur Folter nach Edinburgh vor den Staatsrat bringen. Das Haus Culzean steht in der Liste obenan. An dem Tag, an dem Ihr mich heiratet, werden Eure Namen ausgelöscht werden, oder aber Euer Leben, wenn Ihr Euch weigert.«

Schrecken, Verwunderung und Spott zugleich sprachen aus den Augen und dem Gesicht des Mädchens, als sie dem Mann an ihrer Seite einen ungläubigen Blick zuwarf.

»Ihr meint«, fragte sie, »dass Euch nicht Mitleid, Liebe, Ehre oder Gerechtigkeit dazu treiben würden, Unschuldige vor dem ›Stiefel‹, der Folterbank und dem Henkersbeil zu bewahren? Ihr wollt, dass ich mich selbst als Preis für meine Freiheit und die meines Hauses anbiete? Und Ihr wagt, das Liebe zu nennen? Ihr behauptet, genug Macht zu besitzen, um die Verbrechen blutiger Mörder zu verhindern und Unschuldige nicht abschlachten zu lassen. Und mich behandelt Ihr dabei wie einen verkäuflichen Gegenstand, wie ein Tier, das man auf dem Markt kaufen und verkaufen kann. Diesen schrecklichen Handel, in dem ich mich verkaufen soll, um das Leben und die Freiheit armer Menschen zu retten, nennt Ihr dann Liebe und zerrt so auch diesen heiligen Wert in den Schmutz. Ihr – Ihr seid ein Tier!«

Das Mädchen war aufgesprungen, ihre Augen blitzten, und die Farbe ihres Gesichtes war ein tiefes Rot. Ihre Worte hatten Luis bis ins Mark getroffen, und wieder bemächtigte sich seiner eine verzehrende Wut. Seine Augen funkelten, und sein Körper bebte vor Zorn.

»Wer redet denn von Kaufen und Verkaufen?«, fuhr er das Mädchen an. »Ich habe Euch Euer eigenes Leben und das Eurer Familie angeboten, weil ich Euch liebe, aber Ihr verschmäht mein Angebot. Dann ist ihr Blut eben auf Eurem Haupt, und ich werde mir trotzdem das nehmen, was ich mit oder ohne Eure Zustimmung haben will – das seid Ihr.«

»Ihr habt recht, Luis. Ich verschmähe Euer Angebot. Es ist verwerflich, was Ihr von mir verlangt. Wenn ich anderen dadurch Leiden ersparen könnte, dass ich mein Leben opfere, würde ich es gern tun, aber Ihr wollt mehr als nur das Leben. Ihr wollt Ehre, Wahrheit, Gerechtigkeit und sogar meine Seele auf dem Altar Eurer gottlosen Leidenschaft opfern, für die Ihr das Wort Liebe missbraucht. Ich sage Euch: Nie, nie, nie! Und ich sage Euch noch etwas: Wenn Ihr auf Eurem bösen Wege beharrt, wird für mich und die Meinen Rettung von anderer Seite nahen, Ihr aber werdet in Euren Sünden umkommen.«

Es schien, als sei ein Geist der Prophezeiung über das Mädchen gekommen. Die Wirkung des Gesagten auf den Mann an ihrer Seite war unbeschreiblich. Für einen Augenblick hatte es ihm die Sprache verschlagen. Unter seiner natürlichen Gesichtsfarbe war er totenbleich, nicht aus Furcht, sondern weil Marions Worte seine tiefsten Gefühle erschüttert hatten. Dieses Mädchen verblüffte ihn. Verwirrt und wie betäubt stand er da, am ganzen Körper vor Wut bebend und für kurze Zeit unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Als Marion seinen Gesichtsausdruck sah, krampfte sich ihr Herz vor Furcht zusammen. Er beugte sich nieder und ergriff ihre beiden Hände mit einer Gewalt, dass sie vor Schmerzen aufschrie.

»Du wirst mich heiraten«, zischte er. Dabei zog er sie zu sich empor und küsste sie leidenschaftlich auf die Lippen. »Hörst du? Hörst du mich? Kein Mensch kann dich mir wegnehmen!«

Das Mädchen in seinen Armen wand sich verzweifelt, doch plötzlich gab sie auf.

»Kein Mensch«, rief sie. »Aber Gott hat auch andere Mittel zur Rettung seiner Kinder. Fass ihn, Major!«

Ein tiefes Knurren hinter seinem Rücken ließ den Mann herumfahren, doch der Angriff des großen Hundes, der ungesehen den Klippenweg entlanggekommen war, kam zu plötzlich. Luis wankte unter der Wucht des Anpralls und fiel ins Gras, während Marion bleich und zitternd auf die Bank niedersank. Die nackte Furcht packte den Spanier, und verzweifelt versuchte er, die Fänge des Jagdhundes von seiner Kehle fernzuhalten. Für einen Augenblick, der ihm wie eine Ewigkeit vorkam, kämpften Mann und Hund auf dem Rasen, bis die Stimme des Mädchens rief: »Major, komm her!« Der Hund gehorchte sofort, kam zur Bank und legte seinen großen Kopf in Marions Schoß.

Nach kurzer Zeit kam Luis langsam wieder auf die Beine und setzte sich schweigend neben das Mädchen. Er schenkte dem Hund keine Beachtung, der nur leise knurrte, aber auf ein Wort des Mädchens hin sofort verstummte. Alle Wut und Leidenschaft, die ihn vor wenigen Augenblicken noch in der Gewalt hatten, waren verflogen und hatten eine bittere Müdigkeit und eine trostlose Leere hinterlassen, die sich deutlich in seinem Gesicht abzeichneten. Das Mädchen hatte die Augen abgewandt und schaute auf die blaugrünen Wellen der Förde, die gegen die Felsen schlugen. Zu jeder Zeit empfand sie das Meer als einen großen Trost, und auch seine augenblickliche Bewegung unter einem frischen Wind fand ein Echo in ihrem Herzen.

»Wie Ihr mich hassen müsst«, sagte der Spanier voll Bitterkeit und mit unendlicher Ironie. Er fand kein Wort der Entschuldigung und empfand auch scheinbar keine Gewissensbisse oder etwa Reue. Wenn auch nichts dergleichen zu bemerken war, achtete ihn das Mädchen doch seiner Offenheit wegen.

»Nein, Luis, ich hasse Euch nicht. Selbst unsere Feinde müssen wir lieben, wenn wir unseren Glauben ernst nehmen wollen. Ich liebe Euch um Christi willen, der sich auch für Euch dahingab.«

»Ich möchte aber Eros und nicht Agape«, erwiderte er bitter, denn er hatte etwas Griechisch studiert.

»Den könnt Ihr nie haben«, war die ruhige Antwort. »Und jetzt ist es Zeit, dass wir zum Schloss zurückgehen.«

»Einen Augenblick noch. Dies ist Duncans Hund. Habt Ihr meinen – äh – Bruder hier untergebracht?«

Marion schüttelte den Kopf. »Nein, ich weiß nicht, wo er ist oder wo er wohnt. Der Hund ist in den letzten drei Jahren oft hier gewesen. Er kommt und geht, wie er es immer getan hat.«

Der Mann schaute sie einen Augenblick prüfend an. »Liebt Ihr Duncan?«, fragte er langsam, und das schwelende Feuer der Eifersucht und Leidenschaft begann wieder aufzuflackern.

»Ich sollte eine solche Frage nicht beantworten. Ich habe Euch bereits gesagt, dass die Liebe für ein Christenleben die Erfüllung des Gesetzes bedeutet.«

»Marion, Ihr weicht aus. Ich meine Eros und nicht Agape.«

»Und darauf antworte ich Euch nicht«, sagte das Mädchen und kehrte sich von ihm ab. Mit dem Hund an ihrer Seite ging sie rasch dem Schloss zu. Als sie den Innenhof erreicht hatte, rief sie einen Stalljungen.

»Ist das Pferd des Herrn von Fenwick fertig?«

»Ja, mein Fräulein. Es ist gefüttert, getränkt und gestriegelt worden. Soll ich es herausbringen?«

»Ja.«

»Lebt wohl, Luis«, sagte das Mädchen, als der Spanier aufgestiegen war. »Denkt daran, dass Ihr Euch auf die falsche Seite geschlagen habt. Ihr kämpft gegen Gott, und der Tag der Vergeltung wird kommen. Es ist schwer, wider den Stachel zu locken, wie Ihr es im Augenblick tut. Vergesst Eure Rosenkränze, Eure Messen und Heiligenbilder und denkt daran, was in der Schrift steht: ›Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben.‹ Damit seid Ihr, Luis, genauso gemeint wie ich. Agape wird schließlich gewinnen, nicht Eros.«

Das einzige Anzeichen, dass er zugehört hatte, war seine zum Gruß erhobene Hand, als er ohne ein Wort sein Pferd wendete und über den gepflasterten Hof der Straße zuritt, die nach Maybole und dann weiter nach Schloss Fenwick führte.

Langsam ging Marion über den Vorplatz in ihr Zimmer im Runden Turm. Sie öffnete das Fenster und lauschte versonnen den Wellen, die sich im steten Rhythmus an den Felsen brachen – ein Klang, der wie ein Segensspruch ihre aufgewühlte Seele zur Ruhe brachte.



Stelldichein am Meeresstrand

Am späten Nachmittag des folgenden Tages saß Duncan Fenwick in Alison Purdies Hütte. Er schaute ihr zu, wie sie einige Hafermehlkuchen in einer Satteltasche verstaute.

»Das müsste für ein oder zwei Tage genügen, Duncan«, sagte sie wehmütig, »aber es sind wahrlich traurige Zeiten, in denen das Haupt des Hauses Fenwick sich von Hafermehlkuchen und Wasser ernähren und auf den Bergen und in den Schluchten von Ayrshire und Galloway Zuflucht suchen muss.«

Duncan lächelte. »Ach was, Alison. So schlimm ist es nicht, und nach drei Jahren hat man sich daran gewöhnt. Denke an den armen alten Sandy Peden, der seit achtundzwanzig Jahren nicht mehr weiß, was es heißt, die müden Knochen in einem Bett ausruhen zu können! Und du musst auch bedenken, dass ein Knecht nicht größer ist als sein Herr. Wenn der König der Herrlichkeit nicht hatte, da er sein Haupt hinlegen konnte, warum sollte dann sein Knecht murren?«

»Wahr ist es, und Ihr habt recht, aber bestimmt wird bald die Nacht der Anfechtung vorüber sein und der Tag der Erlösung nahen. Herr, es ist Zeit, für dich zu wirken, denn sie tun deinem Gesetz Gewalt an. Ihr geht nach Culzean, nicht wahr?« Duncan nickte.

»Ihr werdet sehr vorsichtig sein müssen, Duncan. Neulich hat mich Isobel Brown hier besucht. Sie ist die Witwe von John Brown aus Priest Hill, der vor genau drei Jahren so grausam von Claverhouse getötet wurde. Sie hatte von Sandy Peden gehört, dass die Dra-

goner den ganzen Süden Ayrshires nach dem Schwarzen Rächer durchkämmen und außerdem Schmuggler suchen, die angeblich ihre Fracht zwischen Ayr und Girvan an Land bringen.«

»Danke, Alison. Sorge dich nicht um mich. Ich werde vorsichtig sein.«

»Dann sagte sie mir noch, dass bald ein Konventikel auf der Versammlungsaue bei Girvan stattfinden soll. Man hofft, dass Sandy Peden am Worte dienen wird. Werdet Ihr dort sein, Duncan?«

»Ich hoffe es«, war die Antwort. »Wo ist übrigens Jimmy?«

»Er ging heute in der Frühe fort und nahm den Dudelsack, den Ihr ihm gabt, mit. Horcht, ich glaube, ich kann ihn hören.« Alison öffnete die Tür der Hütte, und von Ferne wehte der Wind das Wimmern des Dudelsackes herüber. Sie konnten die Gestalt des Schwachsinnigen erkennen, wie er, noch eine Meile entfernt, den Pfad am Ufer des Girvan entlanglief, der ihn zur Hütte hinaufbringen musste.

»Wie erklärt Ihr Euch, dass Jimmy so musikalisch ist, jede Melodie, die er hört, auf dem Dudelsack spielen kann, und doch in allen anderen Dingen schwachsinnig ist?«, fragte Alison.

Duncan schüttelte den Kopf. »Da gibt es nichts zu erklären, Alison. Wir können nur wie unser Herr sagen: ›Ja, Vater, denn es ist wohlgefällig gewesen vor dir.‹ Wenn uns Gott manchmal eine Fähigkeit vorenthält, so schenkt er uns dafür eine andere. Einige Leute nennen das die Güte der Natur, ich nenne es die Vatergüte Gottes.« Das Blasen hatte aufgehört, und der Mann und die Frau konnten den Schwachsinnigen den Berg heraufeilen sehen.

»Jimmy bringt Nachrichten«, sagte Alison unbehaglich, »und keine guten.«

»Was hast du, Jimmy?«, fragte sie ihn, als er schwer atmend die Hütte betrat, den Dudelsack unter den Arm geklemmt.

»Ja-nu, Mutter, ja-nu, Herr – Soldaten.«

»Soldaten, Jimmy? Wo hast du sie gesehen?«, fragte Duncan schnell.

Der Schwachsinnige zeigte mit dem Finger auf die Berge im Süden.

»Bei Loch Doon?«, vermutete Alison.

»Ja-nu, ja, ja-nu, Loch Doon, bei Straiton«, war die Antwort.

»Das wäre ungefähr zwölf Meilen entfernt. Haben sie dich gesehen, Jimmy?«, fragte seine Pflegemutter.

»Ja-nu, Mutter, nein, nein«, sagte er und versuchte, möglichst schlau auszusehen. »Jimmy versteckt sich im Wald und sieht sie vorbeigehen. Ja-nu, und dann geht Jimmy kürzeren Weg heim. Über die Berge. Schlechte Männer, Mutter. Ja-nu, Gott soll sie strafen.«

»Wie viele Soldaten hast du gesehen?«, fragte Alison weiter.

Der Schwachsinnige öffnete beide Hände, schloss sie wieder und öffnete sie noch mehrmals.

»Jimmy kann nur bis zehn zählen; das heißt also, dass es zwanzig oder vierzig oder noch mehr sein können«, erklärte Alison. »Ich glaube, es ist besser, wenn Ihr geht, Duncan. Sie könnten hierherkommen.«

Duncan nickte. »Wahrscheinlich werden sie in Maybole über Nacht lagern. Entweder dort oder in Schloss Fenwick. Alison, ich werde dem Haus meiner Väter sehr bald einen Besuch abstatten.«

Beunruhigt sah ihn die Frau an. »Seid vorsichtig, Duncan, seid vorsichtig! Schottland braucht Euch auch noch, wenn diese schrecklichen Tage vorüber sind.«

»Sorge dich nicht, Alison. Ich beabsichtige noch nicht, mich ergreifen zu lassen. Außerdem bin ich unsterblich, bis meine Arbeit vollendet ist. Deshalb lass uns jetzt mit einem kurzen Gebet schließen, und dann will ich mich auf den Weg machen.«

Eine halbe Stunde später war Duncan in seinem Versteck in der Tiefe des Boglewaldes. Sein großes Pferd wieherte leise, als er ihm Kopf und Rücken streichelte und ihm den Sattel auflegte. Von der Wand nahm er einen Bogen aus Stahl mit zwei Teilen, die ineinander gesteckt wurden. Er war seine eigene Erfindung und war von Andrew McCutcheon, dem Schmied von Culzean, vor Jahren eigens für ihn angefertigt worden. Es waren nur drei Exemplare davon gemacht worden. Das Material der Sehne war stärkstes, gegerbtes Hirschleder. So hart war dieser Bogen, dass nur wenige Männer ihn spannen konn-

ten und nur den stärksten ein einigermaßen sicheres Schießen möglich war. In den Händen des Schwarzen Rächers war er eine schreckliche Waffe, die lautlos ihre Opfer forderte. Seit seiner Kindheit hatte Duncan einen großen Bogen besessen, und so geschickt war er in der Handhabung dieser Waffe geworden, dass die Königlich Schottische Bogenschützenvereinigung ihn von der Teilnahme an ihren alljährlichen Turnieren ausgeschlossen hatte, da sich niemand mit ihm messen konnte. Seit er die Universität verlassen hatte, hatte er sich deshalb nicht mehr um die Teilnahme bemüht. Wie die Pfeile, die er benutzte, war auch der Bogen schwarz angestrichen. Er befestigte ihn samt dem Pfeilköcher mit Lederriemen unter dem Bauch seines Pferdes und band die Riemen auf beiden Seiten an den Sattel. So wurde die Waffe fast unsichtbar für jeden, dem er vielleicht begegnete.

Nachdem er sich so ausgerüstet hatte, führte er das Pferd aus dem Stall. Er schob den Riegel vor die Tür und ging mit dem Tier auf einem Umweg zu einem kleinen Hügel, von dem aus er die Umgebung überblicken konnte. Am Fuß des Hügels war das silberne Band des Girvan zu erkennen, und in der Ferne war wie ein Punkt die Hütte am Abhang des Merrick zu sehen, die er vor Kurzem verlassen hatte.

»Ich fürchte, es wird Alison und Jimmy schlecht gehen, wenn McCance und seine grausamen Bestien jemals Wind davon bekommen, dass sie mich beherbergt haben«, murmelte er. »Ob es richtig war, sie zu verlassen?«

Er ritt aus dem Boglewald hinaus und lenkte sein Pferd den Hang des Hügels entlang, bis er nach ein oder zwei Meilen an ein großes Moor kam, das von schmalen Pfaden durchquert wurde. Trotz des verräterischen Morastes eilte der Mann auf dem Pferd unbeirrt weiter, denn er kannte jeden Zoll des Geländes. Er war bemüht, die Hauptverkehrswege zu meiden, und folgte, nachdem er das Moor verlassen hatte, einem Pfad, der ihn um den Fuß eines hohen Berges, des Mochrum, führte. Nach einer Meile zweigte der Weg nach links ab, einen kleineren Berg hinauf. Eine halbe Meile unter dem Gipfel schließlich wand er sich durch Heidekraut und Farne, zwischen

denen sich hier und da Hasen tummelten. Als Duncan den Gipfel erreicht hatte, zügelte er sein Pferd und ließ es einen Augenblick ausruhen, bevor er den Abstieg begann.

Die Clyder Förde lag in ihrer strahlenden Schönheit vor ihm. Immer wieder war dieser Augenblick für ihn Symbol der unendlichen Liebe Gottes, und obwohl er dieses Bild schon oft von demselben Aussichtspunkt aus betrachtet hatte, brachte es ihn doch immer wieder neu dazu, Gott zu loben. Land und Meer waren von einer ätherischen Schönheit, wie sie oft die schottische Landschaft in der Dämmerung eines Frühlingstages verzaubert. Die weite Fläche der Clyder Förde mit ihren Inseln, die wie grüne Punkte auf dem schlummernden Meerbusen lagen; in der Ferne, wie ein feiner Bleistiftstrich über dem westlichen Horizont, die Umrisse der nordirischen Küste; und dann vor ihm die Türme und Befestigungen seines augenblicklichen Zieles, Culzean, das sich über der zerklüfteten Küste Ayrshires erhob – das alles erfüllte sein Herz mit Dankbarkeit und doch auch mit Trauer über das Schreckliche, das dieses Land durchmachen musste. So hielt er eine Weile dort und wandte dann sein Pferd gen Culzean.

Als drei Stunden später die Dämmerung zur Dunkelheit wurde, ritt Duncan auf einem einsamen Pfad entlang der Küste. Die Ebbe hatte eingesetzt, und ein breiter Streifen goldenen Sandes lag vor ihm. Zwei Meilen vor der Höhle von Culzean zügelte er sein Pferd, stieg ab und führte es ein kurzes Stück bis an ein einsames Haus am Waldesrand, das durch ein Dickicht hoher Gräser vom Sand des Strandes getrennt wurde. Ein alter Mann, dem langes, graues Haar bis auf die Schultern herabhing, öffnete die Tür.

»Willkommen, Duncan«, begrüßte er den Ankömmling mit brüchiger Stimme. »Ich sah Euch den Strand entlangreiten. Werdet Ihr über Nacht bleiben?«

»Vielleicht, Sandy, aber mit Eurer Erlaubnis will ich zuerst Mitternacht an den üblichen Ort bringen.«

Sandy McVicar war ein alter Diener von Schloss Culzean. Als er zu schwach für die Arbeit geworden war, hatte ihm Sir William Kennedy

diese Hütte geschenkt. Schon oft in den Jahren seiner Verbannung hatte Duncan in diesem kleinen Haus Zuflucht gefunden. Hier fanden Mensch und Tier Unterkunft, und das freundliche Gesicht, die philosophische Weisheit und der fröhliche Glaube Sandy McVicar stärkten Geist und Seele. Dann war da noch die Nähe der See mit ihren Stimmungen, die auf jeden, dessen Wiege im Brausen der Gezeiten schaukelte, ihren Reiz ausüben und ihn an die verborgene Freude erinnern, die nur der stumme Zauber des Meeres geben kann.

Es war fast dunkel, als sich Marion in einen Umhang hüllte und den Runden Turm verließ. Begleitet von Major schritt sie durch die westliche Seitenpforte des Schlosses und bog jenseits der Rasenflächen in einen Weg ein, der zum Strand führte. Schon als Major noch gar nicht ihre Seite verlassen hatte, um seinem Herrn entgegenzulaufen, wusste sie, dass Duncan sie auf dem kleinen grünen Hügel erwarten würde, auf dem sie im Frühling immer Primeln pflückten.

Marion war sich einer seltsamen, nie zuvor empfundenen Scheu bewusst, als Duncan ihr entgegenschritt, um sie zu begrüßen. Er führte sie zu einer geschützten Stelle, an der sie schon oft in der Vergangenheit Unterschlupf gefunden hatten, wenn ein kühler Wind von der Förde her wehte.

»Du bist lange Zeit fort gewesen, Duncan«, begann sie nachdenklich, nachdem sie sich im Gras niedergelassen hatten.

»Eine lange Zeit, Marion. Sie war zu lang. Aber Clavers und seine Männer sind mir in diesen letzten Tagen sehr treu gefolgt, und an jedem Tag meines Lebens habe ich dem Tod ins Auge gesehen. Es ist wirklich eine Gnade Gottes, dass wir noch nicht vernichtet worden sind.«

»Das sagen wir alle, Duncan«, stimmte das Mädchen ernst zu. »Wie lange wird das alles noch dauern?«

»Ich glaube, nicht mehr sehr lange. Wenn wir nur noch eine kleine Weile aushalten können, wird die Nacht vergehen. Die dunkelste Stunde kommt immer vor der Dämmerung. Ich weiß, dass der Prinz von Oranien kommen wird.«

»Oh, Duncan, wenn wir das nur glauben könnten! Aber du weißt,

dass langes Hoffen manchmal das Herz verzagt machen kann, und wir haben doch nun schon so lange gewartet.«

»Ich weiß, Marion, ich weiß; aber kommen wird er, und er wird das geplagte Schottland von dieser babylonischen Tyrannei und den papistischen Unterdrückern erlösen.«

»Es wird dich interessieren, dass ich einen von ihnen gestern hier zu Besuch hatte«, sagte das Mädchen leise.

»So? Und wer war es, wenn ich diese Frage stellen darf?«

»Niemand anders als dein Pflegebruder.«

»Luis!«, rief Duncan überrascht aus.

»Ja, Luis; niemand anders. War das nicht eine Ehre für Culzean?«, fragte Marion ironisch.

»Und was konnte er im Hause Culzean wollen?«, fragte Duncan bitter.

»Unter anderem Herz und Hand von Lady Marion Kennedy als Preis für die Sicherheit ihrer eigenen, nichtswürdigen Person, ihrer Familie und ihrer Freunde.«

Ein Stöhnen entrang sich der Brust des großen Mannes, der sich erhob und wortlos, als ob er nicht zu sprechen vermöge, auf die Höhe des kleinen Hügels schritt. So lange stand er dort, mit dem Rücken zu Marion und umweht vom Seewind, dass sie sich fragte, ob er ihre Gegenwart völlig vergessen habe. Sie erhob sich gerade, als er sich umwandte und zurückkam. Mit starrem Gesichtsausdruck schaute er sie an.

»Aber – Marion, du könntest doch einem solchen Vorschlag einfach nicht zustimmen! Eine solche Ehe wäre in der Hölle geschlossen.« Er sprach leise und gepresst, als ob er eine Sturzflut von aufgetauten Gefühlen zurückhalten müsste. »Abgesehen von der Natur des Handels«, fuhr er fort, »ist da noch die Tatsache, dass du ihn nicht liebst und er die gleichen Überzeugungen wie unsere papistischen Unterdrücker hat.«

»Spielt es eine Rolle, ob ich ihn liebe oder nicht, wenn mein Opfer das Leben einiger unserer Leute retten könnte?«, fragte das Mädchen mit leiser Stimme.

»Du sprichst von Opfer, Marion, und daraus schließe ich, dass du ihn nicht liebst. Das macht mich sehr froh.«

Das Mädchen schien innerlich sehr bewegt zu sein, denn ihre Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft. Ihr Gesicht war dem Ozean zugewandt, damit der Mann nicht die Verzweiflung sehen konnte, die sich dort niederschlug. Wie konnte er nur so blind sein, fragte sie sich.

»Nein, nein, nein«, rief sie. Doch dann fragte sie leise: »Warum sagst du, dass es dich froh macht?«

»Warum ... warum ... weil ... Nun, weil weder dein Vater noch deine Freunde, noch Marion Kennedy selbst einen solchen Handel gutheißen würden. Und Marion, es gibt noch einen anderen Grund, der für dich von Bedeutung sein könnte, so wie er für mich von Bedeutung ist. Kannst du ihn nicht erraten?«

»Ich war schon immer schlecht im Raten, Duncan. Ich halte mich an bewiesene Tatsachen.«

»Ah!« Es war ein kurzer, freudiger Ausruf. Im nächsten Augenblick war sie wie eine Feder vom Boden emporgehoben worden. »Die Tatsache ist, dass ich dich liebe, Marion Kennedy, und dies ist der Beweis.« Er küsste ihren willigen Mund oft und leidenschaftlich. »Ich liebe dich, Marion, dich allein. Ich habe niemanden vor dir geliebt und werde niemanden nach dir lieben. Wenn nach der Vorsehung Gottes diese schwarze Wolke über Schottland fortzieht, wenn du mir dann folgen willst, werden wir dann das Leben gemeinsam bestehen ...?« Plötzlich hielt er inne und stellte sie wieder auf ihre Füße. »Nein, es ist nicht recht, dich darum zu bitten.«

Das Mädchen legte ihre Hände auf seine Schultern. »Was ist nicht recht, Duncan? Deine Liebe zu mir kann nichts Unrechtes sein, auch meine Liebe zu dir nicht. Ich jedenfalls schäme mich meiner Liebe nicht.«

Der starke Mann an ihrer Seite zitterte. »Ich kann es nicht glauben. Es ist zu schön, um wahr zu sein. Meine Ohren müssen mich täuschen. Lass es mich noch einmal hören, mein Liebling.«

»Ich liebe dich, Duncan«, kam die Antwort im Flüsterton. »Ich liebe dich mehr als alles andere. Ich habe dich von jeher geliebt, seit jenen glücklichen Tagen, in denen wir zwei zur Zeit der beginnenden Flut durch das Wasser wateten und du mich mit einer Girlande von Primeln und Gänseblümchen kröntest. Warum meinst du denn, es sei nicht recht, mich zu fragen, ob ich gemeinsam mit dir das Leben bestehen will?«

Einen Augenblick lang schwieg er. »Marion«, sagte er mit heiserer Stimme, »es scheint, als habe sich die Tür des Himmels für einen Augenblick aufgetan und sich dann wieder geschlossen. Von dir geliebt zu werden, ist so wunderbar, dass mir ist, als ob ich träumte. Doch in meinem Freudentaumel vergaß ich etwas.«

»Was vergaßest du?«

»Ich vergaß, dass ich schon seit drei Jahren ein Flüchtling bin, ein Gekjagter, gehetzt über die Berge und durch die Täler Schottlands. Ich bin umfungen von Einsamkeit und Sorge und habe nicht das Recht, dich darum zu bitten, dass du mein unseliges Los teilst. Vielleicht wird am Tag der Befreiung, der sicher kommen wird, Schloss Fenwick mir nicht mehr gehören.«

Das Mädchen legte ihre Hand auf seine Brust und erhob ihr Gesicht. »Küsse mich noch einmal, Liebster!«, bat sie. Einen süßen Augenblick lang hielt er das schöne Mädchen in seinen Armen und drückte seine Lippen auf die ihren. Dann entzog sie sich ihm sanft.

»Hör zu, Duncan. Ich, Lady Marion Kennedy, Tochter des Lords von Culzean, verlobe mich hiermit dir, Duncan Fenwick, dem rechtmäßigen Herrn und Besitzer von Schloss Fenwick. ›Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch, wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muss mich und dich scheiden.«

Als der Mann die vertrauten Worte aus dem Buche Ruth hörte, hervorgebracht mit der tiefsten Inbrunst, bebte er wie ein Blatt im Wind. »O Gott, vergib mir«, stöhnte er. »Was habe ich getan? Marion, das ist nicht möglich. Du weißt nicht, was du sagst. Es kann mein Los sein, am Galgen auf dem Grasmarkt in Edinburgh zu sterben und zu

wissen, dass mein Kopf wie das Haupt meines Vaters auf dem Untertor zur Schau gestellt wird.«

»Liebster«, antwortete das Mädchen sanft, »all das habe ich erwogen. Ich glaube nicht, dass uns Gott ein Glück wie dieses schenkt, um es uns dann wieder fortzunehmen, und ich glaube ganz fest, dass wir füreinander bestimmt sind. Aber sei dem, wie es wolle – wir haben die Gegenwart, in der wir fröhlich sein und uns aneinander freuen können. Die Zukunft liegt in Gottes gütigen Händen. Er hat dich in den letzten Jahren aus der Hand der Kanaaniter errettet, und er kann es auch weiterhin tun. Außerdem – bist du nicht der stärkste Mann in Schottland? Weißt du, es gibt nur einen Mann, in den ich mich vielleicht hätte verlieben können, wärest du ihm nicht zuvor gekommen. Nach dir, Liebling, ist er das Idol meines Herzens und das vieler anderer Menschen. Ich glaube, auch er könnte uns helfen, denn du scheinst ihn zu kennen.«

Sie spürte, wie sich die Arme, die sie hielten, fester um sie schlossen. »Nun, Duncan, es liegt kein Grund zur Eifersucht vor, denn ich kenne diesen Mann gar nicht oder habe ihn jedenfalls meines Wissens noch nie gesehen«, tadelte sie ihn belustigt.

»Du machst mich neugierig, Marion. Wer kann das sein? Sag es mir bitte schnell, denn ich dulde keine Rivalen, wenn es um dein Herz geht«, war die scherzhafte Antwort.

»Ich glaube, er ist heutzutage der meistgeliebte Mann in Ayrshire und Galloway, und ich kann nicht sagen, ob er ein Mensch ist oder ein Engel, den der Himmel den armen, leidenden Bergbewohnern zu Hilfe schickte. Mein Vater sagte mir, dass du einer von nur drei Männern bist, die ihn kennen. Man nennt ihn den Schwarzen Rächer.«

Marion fühlte den Druck der Finger auf ihrem Arm nachlassen. Das Gesicht des Mannes war zur Seite gewandt, aber er schien sich vor innerer Anteilnahme zu schütteln. Er hustete laut.

»Duncan, du lachst ja!«

»Nein, nein, mein Liebling, ich verspüre nur einen starken Hustenreiz. Der Schwarze Rächer, sagtest du? Du hast recht; der könnte uns helfen, wenn wir in Schwierigkeiten geraten.«

»Wer ist es, Duncan?«

»Er ist nur einer der Bundesgenossen, der die Prüfungen und Trübsale von Gottes Israel mitträgt, und der hilft, wo er kann. Ich habe ihn schon vor langer Zeit gekannt, als er noch nicht im Moor und in der Heide lebte.«

»Hast du gehört, was neulich in der Herberge zum Eberkopf bei Girvan geschah und wie der Schwarze Rächer Jane Muir, die Tochter des Lords von Glenluce, aus der Hand der Dragoner errettete?«, fragte das Mädchen begeistert.

»Ja, Liebling«, war die Antwort. »Ich erfuhr es von dem Schwarzen Rächer selbst, aber jetzt lass uns über dich und mich reden und nicht von diesem Burschen.«

Aber das Mädchen ließ sich nicht so leicht ablenken. »Vor so kurzer Zeit hast du noch mit ihm gesprochen, Duncan?«, fragte sie. »Wie lebt er?«

»Genau wie ich. Überall und nirgends. In Höhlen, Löchern und Schlupfwinkeln wohnt er und wartet, hofft und betet, dass der Tag der Befreiung bald kommen möge. Er ist manchmal gar nicht mit der Rolle zufrieden, die er spielt.«

»Warum das? Ich denke, er ist von Gott gesandt, ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn, so wie auch Gideon, Simson, Barak und andere herausgerufen wurden, um Israel zu erretten.«

»Marion, manchmal hat er seine Zweifel.«

»Zweifel woran? An der Rechtmäßigkeit seiner Sache?«

»Nein, aber er fragt sich, ob es weise ist, das uns zugefügte Unrecht mit dem Schwert zu vergelten. Doch lass uns nun bitte über uns reden, denn ich werde bald gehen müssen.«

»O Liebster, es tut mir leid, aber ich bin um diesen Mann besorgt und bete jeden Tag für ihn, dass der Herr ihn behüten und ihn von seinen Feinden erretten möchte.«

»Ich weiß, dass deine Gebete erhört worden sind, mein Herz, und dass es nichts gibt, was der Rächer sich mehr wünscht. Deshalb bete weiter für ihn, und er wird dir in Ewigkeit dankbar sein; und vergiss nicht, zur gleichen Zeit auch für den zu beten, den du liebst.«

»O Liebster, wie könnte ich dich je vergessen? Im Leben und im Tod und in der jenseitigen Welt bin ich dein«, sagte sie mit unendlicher Zärtlichkeit und Sanftheit.

Duncan schloss sie wieder in seine Arme, und mit einem Seufzer höchster Zufriedenheit schmiegte sie ihren Kopf an seine Schulter.

»Duncan«, flüsterte sie, als er sie sanft wieder freigab, »wann werde ich dich wiedersehen?«

»Ich weiß es nicht, Liebste. Ganz Ayrshire wimmelt von Dragonern, die den Schwarzen Rächer und alle Bundesgenossen suchen, deren sie habhaft werden können. Auf seinen Kopf – tot oder lebendig – sind zehntausend Taler gesetzt, deshalb müssen wir meist in der Nacht reiten. Du weißt, dass Luis mich sehr gern fassen möchte, um den einzigen Menschen, der Anspruch auf Schloss Fenwick erheben kann, aus dem Weg zu räumen.«

Dem Mädchen fröstelte. »Wo bleibst du zur Nacht, Duncan?«

»Im Haus des alten Sandy McVicar, an der Küste bei Croy. Vielleicht wäre es auch sicherer, wenn wir uns in Zukunft dort träfen. Es ist schon gefährlich genug für dich, hierherzukommen, von mir ganz abgesehen. Ich kann immer durch Major eine Botschaft senden und ihn mit dir nach Hause schicken.«

Als sein Name erwähnt wurde, steckte der große Hund seinen Kopf zwischen die Liebenden und schaute in der Dunkelheit zu ihnen auf, als verstünde er seine Rolle als Beschützer des Mädchens. Plötzlich knurrte er leise.

»Horch!«, flüsterte Duncan und beruhigte Major, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte. »Der Hund hört etwas. Auch ich höre es jetzt. Es ist ein Ruderboot.«

Der Mann ging die drei Schritte bis auf die Höhe des Hügels hinauf und blickte auf das Meer hinaus. Einen Moment später war er wieder an Marions Seite.

»Dort draußen liegt ein Schiff. Sie bringen bei den Höhlen Schmuggelware an Land.«

»Ich weiß, Liebster«, sagte sie. »Neulich hörte ich sie nachts, und

Janet erzählte mir am nächsten Morgen, was vorgegangen war. Ihr Neffe ist einer der Schmuggler.«

»Es ist ein gefährliches Geschäft bei den vielen Soldaten, die heute in dieser Gegend sind. Ich glaube, ich muss jetzt gehen, und da die Schmuggler am Strand sind und die Flut kommt, werde ich dich nach Hause begleiten und auf der Hauptstraße und dem Tangweg zurückgehen.«

Hand in Hand lenkten sie in dem unbeständigen Mondlicht ihre Schritte nach Culzean. Der felsige Pfad führte sie zu der Westanlage des Schlosses, wo die Primeln ihren starken Duft in die kühle Nachtluft verströmten. Sie gingen schweigend durch die Dunkelheit, doch ihr Schweigen war beredter als jedes Wort. Zwei Herzen schlugen im Gleichklang einer großen Liebe. »Mein Liebster hat mein Herz, und seins ist mein«, zitierte Marion leise, als sie zu der kleinen Hintertür kamen.

»Die Liebe wird, die ich empfang, zu gleicher Lieb – ein ewig Spiel.« war die zärtliche Antwort.

»Gute Nacht, Liebster«, sagte Marion und hob ihre Lippen zu den seinen. Einen Augenblick lang hielt er sie fest. Dann war sie fort.



Ein verlorener Sohn kehrt heim

Von Zeit zu Zeit trat der Mond zwischen den dahinjagenden Wolken hervor. Durch die Besitzungen von Culzean schritt Duncan eilig der Hauptstraße zu, die landeinwärts nach dem fünf Meilen entfernten Maybole führte. Um nicht mit den Schmugglern zusammenzutreffen, nahm er einen Umweg von zwei Meilen auf sich, doch das machte ihm, der jeden Weg und jede Abkürzung in den Wäldern und Schluchten, auf den Bergen und Hochebenen Ayrshires und Galloways kannte, nichts aus. Sein Herz jubilierte, und sein Gang war leicht, als er das Mädchen verließ, und mit ganz neuen Augen sah er die Welt um sich her. Alle Dinge schienen durch die Liebe Marions neu geworden zu sein, und sein Herz strömte über vor Dankbarkeit für dieses wunderbare Geschenk Gottes.

»Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen«, sang er voller Freude, während er voranschritt. Selbst die schreckliche Niedergeschlagenheit, die er oft wegen seines unseligen Loses und der Not seines Heimatlandes in sich aufsteigen fühlte, schien zu weichen, wenn er an Marion dachte und sich eine Zukunft mit ihr an seiner Seite ausmalte. Doch das währte nur für kurze Zeit. So sehr ist die Seele Stimmungen unterworfen, und so rasch wechseln Ebbe und Flut des Geistes, dass sein christlicher Glaube und seine neu erlangte Kraft nicht völlig gegen düstere Vorahnungen gefeit waren. Wenn er an die Trübsal des Heute und an das dunkle Morgen dachte, fröstelte ihn, und eine kalte, namenlose

Furcht drohte sein Herz zu erdrücken. Was hatte er getan, fragte er sich, dass er das Schicksal dieses herrlichen Geschöpfes mit dem seinen verbunden hatte?

Vor seinem geistigen Auge zogen die Ereignisse der letzten drei Jahre vorüber, und sein Herz krampfte sich zusammen, so schmerzten ihn die bitteren Erinnerungen, die sich in seine Seele eingegraben hatten. Noch einmal sah er die Exekution seines Vaters vor sich, die ungebeugte Gestalt, die noch auf dem Schafott die Hand zum Segen über seine Feinde erhob und über den Sohn, der unerkannt dort in der Menge stand. Duncan schauderte es. Er konnte sehen, wie des sterbenden Märtyrers Lippen Worte der Fürbitte formten, Worte, die in dem dumpfen Klang und den grausamen Disharmonien der Trommeln untergingen. Er erinnerte sich seines letzten, eiligen Besuches im Haus seiner Väter, als er Dinge forttrug, die er in der schon lange vorausgesehenen Verbannung brauchen würde.

Drei Jahre lang, dachte Duncan, war er ein zweifach Gesuchter gewesen. Man hatte auf der einen Seite nach dem rechtmäßigen Erben von Schloss Fenwick, dem Liberalen und Glaubensbündler, gefahndet, und zum anderen nach dem Schwarzen Rächer. Grimmig lächelte er in der Dunkelheit, als er sich seine vielen Abenteuer ins Gedächtnis zurückrief, seine knappen Fluchten und die wunderbaren Errettungen, die ihm Gott geschenkt hatte. Er hatte viele Schlupfwinkel in Ayrshire und Galloway, wo er sich manchmal, wenn die Verfolgung zu heiß geworden war, für einige Tage versteckt gehalten und von Haferkuchen und Wasser ernährt hatte. Häuser wie die von Alison Purdie und Sandy McVicar standen ihm immer offen, doch er nahm die Hilfe seiner Freunde nicht allzu häufig in Anspruch, um sie nicht zu gefährden.

Die Härte des Lebens, das Duncan führte, hatte in keiner Weise seine große Stärke beeinträchtigt oder seine Natur geschwächt. Während des Sommers schlief er gewöhnlich im Freien auf einem Lager aus Heidekraut unter einem schützenden Felsen. Sein Hund schlief an seiner Seite, und er konnte sich darauf verlassen, dass ihn das Tier vor nahender Gefahr warnen würde. Darin versagte Major niemals,

und seinem Hund und seinem Pferd verdankte Duncan seine Rettung bei vielen Gelegenheiten.

Es gab nur ein Pferd in Schottland, das es an Schnelligkeit und Ausdauer mit dem Pferd des Schwarzen Rächers aufnehmen konnte, und das war das berühmte schwarze Schlachtross von John Grahame von Claverhouse. Der skrupellose Bevollmächtigte des schottischen Staatsrates und gnadenlose Befehlshaber der Heere König James des Zweiten war mit der schrecklichen Aufgabe betraut, die Angehörigen des Glaubensbundes im Süden Schottlands auszurotten und den presbyterianischen Glauben im ganzen Land auszumerzen. Dass er mit seinem schändlichen Unternehmen Erfolg haben würde, glaubte Duncan keinen Augenblick, denn er war überzeugt, dass die Trübsal der Kirche Schottlands schon fast vorüber sei. Viele Männer und Frauen mochten aber noch gefordert werden, ihr Leben im Kampf um die religiöse Freiheit zu lassen, und auch er – Duncan war sich dessen wohl bewusst – konnte zu ihnen gehören.

Diese beunruhigenden Gedanken warfen einen Schatten auf seine Freude, doch sie gingen vorüber wie eine dunkle Wolke, die für einen kurzen Augenblick den Strahlenkranz der Sonne verdunkelt. Noch war er frei, überlegte er sich, und warum sollte er es nicht bleiben? Gesundheit und Stärke besaß er im höchsten Maße; sein Gesicht war von Wind und Wetter gegerbt und von der Sonne gebräunt. Vor allem hatte er Marion, und der Gedanke an sie und ihre Liebe durchfuhr ihn mit einem Schauer des Glücks und ewiger Dankbarkeit für die ganz neue verzauberte Welt, die sie ihm eröffnet hatte. Er fühlte, dass kein anderer als Gott die Bande ihrer großen Liebe geknüpft hatte, und sicherlich würde er den Becher des Glücks nicht von ihren Lippen reißen. Anfang und Ende waren in Gottes Hand. Warum sollte Duncan sich also fürchten? War er nicht Gottes Erbe und Mit-erbe Christi, dem ein unvergängliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbe werden sollte? Was auch die nahe Zukunft bringen würde – ihre Trübsale würden nur kurze Zeit währen, und der Vater im Himmel würde um sie wissen. Doch die Gegenwart gehörte ihm und Marion, und sie konnten sich daran freuen und an dem Wunder

ihrer Liebe. Das war etwas, das ihnen weder Zeit noch Ewigkeit noch böse Menschen rauben konnten.

In solche Gedanken versunken, kam er zu der Stelle, wo ein kleiner Pfad von der Straße abzweigte und eine Viertelmeile durch den Wald zu einer anderen Straße führte, die allgemein der Tangweg genannt wurde, da man sie benutzte, um für die Düngung der Felder Tang vom Strand zu holen.

Duncan hatte fast das Ende des Pfades erreicht, als der Hund an seiner Seite leise knurrte. Eine Berührung mit der Hand ließ ihn verstummen, und Mann und Hund gingen lautlos und vorsichtig auf dem Gras des Wegrandes weiter. Als sie das Ende des Pfades erreichten, wichen sie zur Seite unter die dichten Bäume aus, die den Tangweg säumten. Dort konnten sie sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Duncan wusste, dass der Hund irgendetwas gehört hatte und Gefahr witterte. Sein langes Zusammensein mit seinem Herrn und ihr abenteuerliches Leben hatten das stumme Tier fast menschlich in seinem Gespür und Verständnis für Duncans Wünsche werden lassen. Beide standen unbeweglich im Schatten der Bäume, und nach kurzer Zeit schon hörte der Mann, wovor ihn Major gewarnt hatte. In der Ferne war das Geräusch von Pferdehufen zu hören, die sich auf dem Kies des Tangweges näherten.

Nach dem Geräusch zu urteilen, musste die Reitergruppe ungefähr fünfhundert Meter von der Stelle entfernt sein, an der Duncan im Walde verborgen stand. Er hatte keine Angst, dass der Hund ihn verraten würde, denn er hatte ihn darauf abgerichtet, sich bei Gefahr still zu verhalten, und bei vielen gefährlichen Abenteuern hatte Major ihn nie enttäuscht. Die näher kommende Gruppe bestand ohne Zweifel aus den Schmugglern, die er und Marion beim Löschen der Fracht in den Höhlen von Culzean belauscht hatten. Der Mond verbarg sich jetzt hinter einer großen Wolkenwand, und erst als die Reiter auf gleicher Höhe mit Duncan waren, sah er, dass es sich um ein halbes Dutzend wild aussehender Männer in Südwestern, Kniehosen und langen Gummistiefeln handelte. Angeführt wurden sie von einem vierschrotigen Mann auf einem

rassigen Pferd. Im schwachen Licht des verdeckten Mondes konnte der Beobachter sehen, dass auf dem Rücken jedes Pferdes ein Leinensack geschnallt war, an dessen beiden Enden je ein Fässchen mit Wacholderschnaps hing. Obenauf saß der Reiter. Hinter jedem Mann war außerdem eine Kiste mit Tabak- und Teepaketen befestigt. Jeder in der schweigenden Gesellschaft hielt in der Hand eine kräftige Keule und hatte vermutlich eine Reiterpistole unter seinem Wams versteckt. Die Schmuggerei war ein verwerfliches und gefährliches Geschäft, das im Dunkel der Nacht von verwegenen Männern betrieben wurde, die bereit waren, zur Verteidigung ihrer unrechtmäßig erworbenen Güter zu kämpfen. Entlang der südöstlichen und südwestlichen Küste Schottlands, von der Forther und der Clyder Förde bis zur Förde von Solway und der englischen Grenze blühte der ungesetzliche Handel, und manchmal verschoben die Schmuggler ihre Waren bis zur Tyne, also bis weit nach England hinein. Zu Hause waren sie in vielen der kleinen Fischerdörfer an der Südwestküste Schottlands, von Ayr bis nach Stanraer.

Die wirren Zeiten waren schuld daran, dass die Unternehmungen der Schmuggler so großen Erfolg hatten. Schottland war durch religiöse Streitigkeiten im Süden und politischen Zank im Norden zerrissen. Die erbitterte Feindschaft des Volkes gegen Papst- und Prälatentum wirkte sich der Sache des Königs gegenüber aus, auch wenn viele nicht selbst, zusammen mit den Bundesgenossen, zu den Waffen griffen. Obwohl viele Schotten das ungesetzliche Treiben der Schmuggler nicht billigten, waren sie doch nicht geneigt, sie an die Obrigkeit zu verraten, und das umso weniger, als mancher Charakterzug der Schmuggler sie der Bevölkerung sympathisch machten. Dem Glaubensbund standen sie wohlwollend gegenüber, wenn sie sich auch nicht um die verschiedenen Lehrmeinungen kümmerten, die sie doch nicht verstanden.

Duncan beobachtete sie, wie sie vorüberzogen. Zwischen ihm und den Schmugglern lag ein tiefer Graben, der den Wald, in dem er stand, vom Tangweg trennte. Nur einige Hundert Meter von seinem Standort stieß der Weg auf die Hauptstraße nach Maybole, wo

vermutlich wenigstens ein Teil der Schmuggelware verkauft werden würde. Duncan hatte es nicht eilig, weiterzugehen. Jahre der Erfahrung hatten den gejagten Mann Vorsicht gelehrt. Deshalb wartete er, bis nach seiner Meinung die Gesetzesbrecher die Hauptstraße erreicht haben mussten.

Gerade als er sich anschickte weiterzugehen, erschreckte ihn der Knall eines Schusses. Dann brach die Hölle los. Er hielt es für das Beste, zunächst dort zu bleiben, wo er war. Raue Schreie aus Männerkehlen schallten durch die Dunkelheit, das Wiehern eines verwundeten Pferdes, das Rattern der Musketen und all die anderen Geräusche eines heftigen Kampfes. Da wusste er, dass die Schmuggler in einen Hinterhalt der königlichen Soldaten geraten waren. Als er noch lauschte, jagten zwei Reiter den Weg herunter, von denen der eine den anderen verfolgte. Auf Duncans Höhe hielt der erste sein Pferd an. Trotz der Dunkelheit erkannte der Beobachter in ihm den untersetzten Anführer der Schmuggler. Sein Verfolger war ein Dragoner, der seine Muskete fast im gleichen Augenblick abfeuerte, in dem der andere mit seiner Pistole auf ihn schoss. Der Schmuggler fiel vom Pferd und lag bewegungslos auf dem Boden.

Der Soldat, der scheinbar unverwundet war, wendete sein Pferd um und ritt sofort wieder den Weg hinauf, von wo noch immer Kampflärm zu hören war. Im Nu hatte Duncan den Graben übersprungen und den Verwundeten aufgehoben. Er wusste, dass er keine Zeit zu verlieren hatte, wenn er den Schmuggler retten wollte, bevor die Soldaten wiederkamen. Glücklicherweise war das Pferd des Mannes an seiner Seite stehen geblieben. Duncan hob den Verwundeten auf, als sei er ein Kind, und legte ihn sich über die Schulter. Dann stieg er auf das Pferd und ritt dem Meer zu.

Die rosigen Farben des Morgens fingen gerade an, Teile der See zu erhellen, als er eine Stunde später an die Tür von Sandy McVicar's Hütte klopfte. Der alte Mann war wach und ließ ihn ein. Im Herd brannte ein Feuer, das von angeschwemmtem Treibholz genährt wurde. Duncan legte seine Bürde behutsam auf einem Feldbett nieder. Aus einem Eimer Wasser goss er etwas in ein Kännchen, um

dem Verletzten das Gesicht zu waschen. Dass er schwer verwundet war, sah Duncan auf den ersten Blick. Die Kugel des Soldaten war von der Seite eingedrungen und musste unbedingt herausoperiert werden. Mit Sandys Hilfe entfernte Duncan die Kleider des Mannes und untersuchte die Wunde. Er verstand ein wenig von Chirurgie und hatte das meiste von den Bergbewohnern gelernt, von denen einige in Edinburgh studiert hatten und diese Kunst beherrschten. Doch es war ganz offensichtlich, dass der Schmuggler die Hilfe eines Erfahreneren als Duncan brauchte, wenn er überleben sollte. Duncan bereitete heißes Wasser und badete die Wunde, die überraschend wenig geblutet hatte. Mit einem Stück sauberer Leinwand legte er einen Verband an. Der Mann öffnete die Augen und schaute erschreckt und überrascht um sich.

»Wie bin ich hierhergekommen, und wer seid Ihr?«, fragte er ängstlich.

Duncan beantwortete seine erste Frage, indem er von den Ereignissen der Nacht erzählte.

Der Verwundete schloss zitternd die Augen.

»Es war ein Hinterhalt«, stöhnte er. »Drei unserer Männer fielen, und die anderen wurden verwundet oder gefangen genommen. Sie werden bald den Strick des Henkers auf dem Grasmarkt von Edinburgh kennenlernen.«

Für einen Augenblick öffnete er die Augen wieder und blickte Duncan an.

»Jetzt kenne ich Euch«, sagte er leise. »Ihr seid der rechtmäßige Herr von Schloss Fenwick und seid zurzeit ein heimatloser Wanderer wie so mancher gute Mann in Schottland.«

Sandy kam in den Raum mit einem Armvoll Treibholz, das er am Strand aufgesammelt hatte. Als der Schmuggler ihn sah, lächelte er schwach.

»Das ist Sandy McVicar«, flüsterte er. »Jetzt weiß ich, wo ich bin.«

»Kennt Ihr ihn, Sandy?«, fragte Duncan.

Der alte Mann nickte. »Es ist Dick Ingram, der Schmuggler. Ich kenne ihn gut und habe auch seine Mutter gekannt. Eine fromme

Frau war sie und ist schon lange in die Herrlichkeit heimgegangen. Sie betete viel für ihr armes Kind hier, das durch vielerlei Trübsale lernen musste, dass es die Übertreter nicht leicht haben. Meint Ihr, dass er sterben muss? Glaubt Ihr, dass noch Hoffnung besteht?«

Duncan schüttelte den Kopf. »Er wird sterben, wenn die Sonne hinter dem Goatfell auf der anderen Seite der Förde versinkt«, sagte er mit gedämpfter Stimme.

Er setzte sich neben dem Mann nieder und fühlte seinen unregelmäßigen Puls.

»Saget Ihr, dass ich bei Sonnenuntergang sterben muss?«, fragte der Schmuggler bedrückt.

Es überraschte Duncan, dass seine Worte gehört worden waren, aber er nickte ernst.

»Ich fürchte ja, Dick«, sagte er sanft.

»Es ist etwas Schreckliches, in das Dunkel der Ewigkeit hinauszugehen, Duncan, wenn man kein Licht vor sich sieht, das einen führt.«

»Ja, Dick, so ist es. Aber Euer Weg braucht nicht dunkel zu sein. Wisst Ihr, auch im finsternen Tal leuchtet ein Licht für Euch und mich.«

»Für Euch vielleicht, aber nicht für Menschen wie mich. Das ist Eure Art, Duncan, Euch mit mir auf eine Stufe zu stellen. Aber Ihr seid ein guter Mensch und ein Anhänger des Glaubensbundes, und ich bin ein schwarzer, elender Sünder.«

»Das sind wir alle, Dick. Wie sagt die Schrift – ›Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten. Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden. Da ist nicht, der Gutes tue, auch nicht einer.‹ Dazu ist Christus gekommen, dass er die Sünder selig mache.«

»Könnte ich doch nur dieses Wort des Trostes für mich in Anspruch nehmen! Doch ich fürchte, dazu ist es jetzt viel zu spät«, sagte der Sterbende verzagt.

»Da habt Ihr unrecht, Dick. Es war selbst für den Schächer am Kreuz nicht zu spät, und er hatte mehr Sünden als Ihr begangen – Aufruhr und Mord.«

»Duncan, wisst Ihr denn, dass ich ein Mörder bin? Ich habe niemals einen Menschen umgebracht, bis ich letzte Nacht den Soldaten erschoss, der doch nur seine Pflicht tat. Ihr habt es ja selbst gesehen. So etwas kann Gott nicht vergeben.« Abgrundtiefe Verzweiflung war bei diesen Worten im Gesicht Dick Ingrams zu lesen.

»Gott kann jede Sünde vergeben, Dick, nur den Unglauben nicht. Wenn Ihr nicht glaubt, dass Christus Eure Schuld durch seinen Tod tilgte und dass Gott sagt, sie ist vor ihm vergessen, könnt Ihr nie gerettet werden. Und wenn es Euch das Herz leichter machen kann, will ich Euch sagen, dass Ihr den Soldaten nicht getötet habt.«

Der Schmuggler richtete sich auf seine Ellbogen auf und blickte Duncan ungläubig an.

»Duncan, ist das wahr? Ihr werdet doch einem Sterbenden die Wahrheit sagen?«

»Es ist wirklich so. Eure Kugel hat ihn noch nicht einmal getroffen. Er dachte, Ihr wäret tot und eilte wieder den Weg hinauf, wo noch gekämpft wurde. Da brachte ich Euch hierher. Das ist die reine Wahrheit. Doch selbst wenn Ihr ihn getötet hättet, ist doch die Gnade Gottes größer als unsere Sünde.«

»Gott sei Dank, Gott sei Dank«, flüsterte Dick Ingram bebend.
»Ich habe kein unschuldiges Blut an meinen Händen.«

»Nur das Blut des Sohnes Gottes, Dick. Das wurde für Sünder wie Euch und mich vergossen. Könnt Ihr nicht jetzt darauf vertrauen? Dann wird er Euch reinwaschen und Euren Namen in das Buch des Lebens schreiben. Ihr kennt doch die Geschichte der Neunundneunzig, Dick; Ihr habt sie auf den Knien Eurer Mutter gelernt. Ihr und ich waren das verlorene Schaf. Der Hirte hat mich nun vor langer Zeit schon heimgebracht, und er möchte für Euch dasselbe tun. Sagt ihm nur, dass Euch Eure Sünde leidtut, dass Ihr sie gern vergeben sehen möchtet und dass Ihr ihm jetzt vertraut. Das ist alles.«

Eine Zeit lang herrschte Schweigen in der Hütte. Dann öffnete der Sterbende die Augen, und ein Ausdruck unbeschreiblichen Friedens breitete sich auf seinem Gesicht aus. Die Männer an seiner Bettstatt

hielten, von Ehrfurcht ergriffen, den Atem an, während vor ihren Augen das Wunder geschah, dass eine Seele von Neuem geboren wurde.

»Jetzt ist alles gut, Duncan«, flüsterte der Kranke. »Ich vertraue ihm und habe die Gewissheit, dass er mich aufgenommen hat. Jetzt sehe ich ein Licht im finsternen Tal, und die Gebete meiner Mutter sind erhört worden.«

Die Augen der beiden Männer waren feucht, und eine große Freude erfüllte ihre Herzen.

»Ich glaube, ich lege mich lieber hin, Sandy«, flüsterte Duncan. »Ich bin die ganze Nacht nicht zum Schlafen gekommen. Aber wenn sich irgendetwas in seinem Befinden ändert, ruft mich. Er wird jetzt ein wenig schlafen können.«

Der Vorhang, den die Nacht über das Land gebreitet hatte, hob sich schon wieder, als Duncan sich auf sein Lager warf und fast augenblicklich einschlief. Gegen Mittag wachte er gestärkt wieder auf, um Gott für einen neuen Tag zu danken und ihn um seine gnädige Führung zu bitten, wie es seine Gewohnheit war. Die Sonne warf ihre goldenen Strahlen auf die glitzernde See, deren Wellen sich spielerisch im Sande der schönen, einsamen Küste von Carrick verliehen. Während Duncan sein Pferd fütterte, bereitete Sandy ein Mittagessen aus frischem Fisch, den er am Abend vorher gefangen hatte. Dazu gab es Haferkuchen und Tee – eine Mahlzeit, gerade recht für einen hungrigen Magen.

»Wie geht es unserem Patienten, Sandy?«

»Ich glaube, noch genauso wie vorher. Ich gab ihm etwas Tee zu trinken, was ihm scheinbar guttat, aber er scheint schwächer zu werden.«

In diesem Moment öffnete der Schmuggler die Augen und lächelte. Duncan zog einen niedrigen Schemel herbei und setzte sich an die Seite Dick Ingrams.

»Duncan, kennt Ihr meine alte Tante Janet, die Haushälterin auf Culzean?«, fragte der Schmuggler matt.

»Ich kenne sie gut, Dick.«

»Ich habe ihr nichts als Sorgen bereitet, und doch hat sie viel für mich gebetet. Vergesst nicht, ihr zu sagen, dass ihre Gebete schließlich doch noch erhört worden sind und dass der gute Hirte das schwarze Schaf sicher heimgeholt hat.«

»Ich werde daran denken, Dick. Darauf gebe ich Euch mein Wort«, versicherte der andere, und die Rührung erstickte fast seine Stimme.

»Danke, Duncan. Da ist aber noch etwas anderes, das ich Euch sagen muss.« Das Gesicht des Sterbenden verzog sich vor Schmerzen.

»Wartet ein wenig, Dick, und ruht Euch. Ihr braucht Euch nicht zu eilen.«

»Ich habe keine Zeit, Duncan. Mein Lebenslicht beginnt zu flackern, und ich muss noch über eines sprechen. Deshalb hört zu. Ich war nie verheiratet und bin nie ein Verschwender gewesen. Ich habe deshalb viel Vermögen aufgehäuft, wenn auch vielleicht manchmal mit Mitteln, die Ihr nicht gebilligt hättet. Aber nichts davon ist durch Schmuggel erworben; darauf gebe ich Euch mein Wort. Ich habe hart gearbeitet und viel Geld verdient. Das sollt Ihr haben. Ich spüre irgendwie, dass Ihr eines Tages wieder Herr von Schloss Fenwick sein werdet. Es wird nicht mehr lange dauern, und dann werdet Ihr das Geld zum Wohl Eurer Leute und zum Segen für ganz Schottland verwenden. Hört zu, Duncan. Ihr kennt doch die Pfeiferhöhle, die unter dem Schloss von Culzean liegt?«

Duncan nickte, ohne etwas zu sagen.

»Ihr wisst, dass die Höhle an der Jungferneiche am Fuß des Pfeiferhanges wieder herauskommt. Drei Meter vom Ausgang entfernt steht eine schlanke Birke.«

»Ich kenne sie gut, Dick. Ich habe die Höhle in ihrer ganzen Länge durchwandert, als gerade Ebbe war. Das ist die einzige Zeit, in der man hindurchgehen kann. Es wissen nicht viele Leute davon.«

»Das stimmt, das stimmt. Alle meine Leute haben die Höhle gekannt, und manchmal haben wir unser Zeug auf diesem Wege an Land gebracht, wenn wir glaubten, dass die Zollbeamten auf dem

Posten waren. Aber sonst wird die Höhle nicht viel benutzt. Nun hört gut zu. Schreitet von jener Birke aus sechzig Meter in das Höhleninnere ab, und Ihr werdet an einen großen Felsen zu Eurer Rechten kommen, den Ihr an einem aufgemalten schwarzen Kreuz erkennen könnt. Davor werdet Ihr einen großen, flachen Stein auf dem Boden der Höhle liegen sehen. Den hebt hoch, und Ihr werdet unter ihm den Ingram-Schatz finden. Ich brachte ihn dort unter, weil mein Haus durchsucht und geplündert wurde. Der Schatz liegt in einer langen Zinnkiste, und den Schlüssel findet Ihr daneben. Niemand außer Euch, Duncan, weiß davon, deshalb scheut Euch nicht, ihn an Euch zu nehmen. Ihr werdet Sandy wegen seiner Freundlichkeit mir gegenüber belohnen. Und, Duncan, lasst Sandy mein Pferd haben. Es ist ein gutes Tier und wurde mit gutem Geld bezahlt.«

»Ich werde alles tun, worum Ihr mich bittet, Dick, und ich danke Euch dafür.«

Der andere lächelte schwach. Die Augen fielen ihm zu, und er zeigte sichtliche Zeichen der Erschöpfung. »Ich werde ein wenig schlafen«, murmelte er undeutlich.

Auf Zehenspitzen schlich sich Duncan aus der Hütte und ging dem Strand zu, als Sandy ihm entgegenkam.

»Wie geht es ihm, Duncan?«, fragte der alte Mann.

»Es wird nicht mehr lange dauern, Sandy. Er schläft jetzt ein wenig. Ich will nur einen Augenblick frische Luft atmen und dann wieder zu Euch zurückkommen.«

Duncan ging langsam durch den goldenen Sand, der in einem Streifen zwischen Wald und Wasser lag. Es war die Zeit der Ebbe, und das Meer wich zurück. Tausend glitzernde Wasserlachen blieben, und in der Ferne schimmerte und funkelte die Förde. Eine Zeit lang spielte Duncan mit dem Gedanken, nach Schloss Culzean zu reiten, dessen Türme ihn in zwei Meilen Entfernung aus luftiger Höhe grüßten. Doch es war zu riskant, Janet zu ihrem sterbenden Neffen zu bringen; riskant nicht so sehr für Duncan wie für andere.

Er war so in Gedanken versunken, dass er kaum wahrnahm, wie während seiner Wanderung die Zeit verging. Seine Sinne schienen

erweitert zu sein – Hoffnung und Furcht, Liebe und Einsamkeit ergriffen zu gleicher Zeit Besitz von ihm. Wie schön war doch die Welt um ihn her! Als er das Land, das Meer und den Himmel ansah, kam ihm ein Wort zu Bewusstsein: »Gott schuf alle Dinge wunderbar zu ihrer Zeit.« Die Möwen segelten auf Silberflügeln im Sonnenlicht über den Ozean, und ihre klagenden Rufe passten zu der Atmosphäre des einsamen Strand. Die Sprache der Anbetung, die im Gesang der Vögel und in der Stimme des zurückebbenden Meeres erklang, teilte sich dem Herzen des Mannes mit. Hier wurde das Schweigen zur Stimme, die zu seinem Herzen sprach, und die Einsamkeit zu einem Gefährten seiner Seele – ein doppeltes Paradoxon, das nur denen bekannt ist, die den Weg des Geistes gehen und auf den Bergen Gottes zu Hause sind.

Sein Träumen wurde durch einen Ruf Sandys unterbrochen. Duncan eilte zurück zur Hütte.

»Ich fürchte, es wird nicht mehr lange dauern, Duncan«, sagte der alte Mann traurig.

Duncan trat schnell in das Innere der Hütte und setzte sich auf dem Schemel nieder. Der Mann auf der Lagerstatt gab kein Zeichen, dass er ihn erkannte. Zwei Stunden lang saß Duncan dort und horchte auf das schwere Atmen des Kranken, während Sandy das Abendessen zubereitete. Im Westen glühte noch goldenes Sonnenlicht, das sich in die Fenster der kleinen Hütte stahl und auf der leblosen Gestalt des Schlafenden ruhte. Plötzlich schlug dieser die Augen auf und lächelte dem Mann an seiner Seite matt zu. Leise bewegten sich seine Lippen, und Duncan beugte sich zu ihm, um seine Worte zu verstehen.

»Beerdigt mich an einem Platz, von dem aus man das Meer sehen kann«, bat er mit schwacher Stimme, und nach einem stummen Kopfnicken Duncans: »Ich wünschte, ich könnte es noch einmal sehen.«

Duncan gab Sandy ein Zeichen, worauf dieser die Tür öffnete und Duncan das Bett mit seiner Last wie ein Kinderspielzeug aufhob, um es nach draußen zu tragen. Auf einem kleinen, mit Primeln bedeck-

ten Hügel stellte er es hin. Der leichte Wind, der von der See her wehte, schien die fiebrige Stirn des Sterbenden zu kühlen. Ein verzücktes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er auf die Clyder Förde hinausschaute, die, gebadet in den Strahlen der untergehenden Sonne, vor ihm lag.

»Es ist eine herrliche Küste, Duncan, aber ich gehe jetzt an eine andere, noch herrlichere.« Sein Geist schien ein wenig zu wandern, er murmelte etwas von grünen Gefilden und von harmlosen Streichen, die er in seiner Jugend gespielt hatte. Dann öffnete er die Augen, und Duncan wusste, dass das Ende nahe war.

»Es wird dunkel um mich, Duncan«, flüsterte der Sterbende unhörbar. »Aber ich habe keine Angst. Im finsternen Tal leuchtet ein Licht, wie Ihr gesagt habt, und ich weiß, dass meine alte Mutter ihr heimkehrendes Kind erwartet.«

Die beiden Männer standen schweigend neben dem Bett, während der Sonnenglanz im Westen tiefer sank und ein einzelner goldener Strahl den Weg von der Insel Arran herüber zur Küste von Ayrshire fand. Plötzlich wurde die Stimme lauter.

»Es ist alles gut, Mutter. Ich bin schon zu Bett gegangen und will nun mein Abendgebet sprechen.« Und die ersterbende Stimme murmelte leise:

»Wenn ich jetzt zur Ruhe geh,
Herr, an meinem Bette steh,
Gib du deinen Frieden mir,
Und sterb ich, hol mich heim zu dir.
Amen.«

Ungewollt liefen den beiden Männern Tränen die Wangen hinunter. Das war ein Gebet, das jedes schottische Kind auf den Knien seiner Mutter lernte und das sie selbst jeden Abend ihres Lebens sprachen. Beide Männer ergriffen eine Hand ihres Freundes und hielten sie fest. Er schlug noch einmal die Augen auf und lächelte ihnen zu.

»Gute Nacht, Duncan; gute Nacht, Sandy«, flüsterte er. »Das Dunkel ist fort. Ich werde euch beide am Morgen sehen ... Mutter, du bist es!«

Die Sonne versank hinter dem Goatfell auf der Insel Arran, und ihre letzten Strahlen ruhten auf der Gestalt des toten Schmugglers, auf dessen Gesicht ein Ausdruck unbeschreiblichen Friedens lag.



Licht und Schatten

Lange Zeit standen der junge Mann und der alte schweigend neben ihrem toten Freund, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Das Tageslicht schwand, und die Dämmerung brach herein.

»Sollen wir nach drinnen gehen, Duncan?«, fragte Sandy schließlich. »Es weht ein kalter Wind von der Förde herüber, und das Abendessen steht bereit.«

Ohne ein Wort beugte sich Duncan nieder und trug das Bett in die Hütte. Er bedeckte die Leiche mit einem Laken und setzte sich dann zu Sandy an den Tisch.

»Sollen wir ihn in einem Sarg begraben?«, fragte der alte Mann.

»Nein. Ich bin sicher, Dick würde nicht wollen, dass seine Gebeine in einer Kiste eingeeengt werden. Morgen früh werden wir ihn in der guten Erde mit dem Gesicht zum Meer begraben, am besten auf dem Hügel, auf dem im Frühling die Primeln so schön blühen.«

»Ich überlege gerade, ob ich nicht Dicks Pferd nehmen und hinüber nach Culzean reiten sollte, um seine Tante Janet hierherzubringen. Morgen früh ist Ebbe, und wir könnten sie holen und wieder zurückbringen, bevor die Flut kommt und den Uferpfad überspült.«

»Das hat Euch der Herr ins Herz gegeben, Sandy, und das werden wir auch tun. Während Ihr Janet holt, werde ich das Grab schaufeln.«

So kam es, dass am Vormittag des nächsten Tages zwei Männer und eine Frau am Abhang eines lieblichen Hügels vor einem offenen

Grab standen. Als die sterblichen Überreste des früheren Schmugglers zur Ruhe gebettet worden waren, mit dem Gesicht zum Meer, wie er es sich gewünscht hatte, las Duncan das Gleichnis von den neunundneunzig Schafen aus dem Lukas-Evangelium vor. Und als er noch die gewaltigen Worte aus der Offenbarung las – über den Tag, an dem der Tod nicht mehr sein wird, erhob sich eine Lerche aus ihrem nahe gelegenen Nest und ließ ihren triumphierenden Freudengesang über die blumenbedeckten Hänge erschallen. Wie sie in Spiralen das Blau des Himmels erklomm, war sie ein wunderbares Symbol der überströmenden Freude, die die Engel Gottes über einen Sünder empfinden, der Buße tut, und einer Liebe, mit der sich Frauenliebe nicht messen kann, einer Liebe, die stärker ist als der Tod und die nicht mit dem Grab stirbt.

Noch in der nächsten Generation sprach man im Süden Schottlands von diesem herrlichen Frühling. Die Maitage hätten Tage des Juni sein können, so hell und warm waren sie. Duncan fügte sich den Bitten Sandy McVicars und blieb noch eine Weile in der kleinen Hütte an der Carrick-Küste. Dieser Ort war so abgelegen vom geschäftigen Treiben der Menschen, dass er nur selten von Dragornern besucht wurde. Er war die einzige Behausung an einem sechs Meilen langen Strand, der sich von Schloss Culzean bis zu dem kleinen Fischerdörfchen Dunure erstreckte. Wind und Wald, Meer und Himmel, Ruhe und Frieden am Tag und in der Nacht und seine Nähe zu Marion machten diese Tage für den Gejagten zum Himmel auf Erden.

Zur Zeit der Ebbe ließ Duncan Mitternacht über den Streifen goldenen Sandes laufen, der zwischen Haus Croy, wie Sandy sein bescheidenes Heim nannte, und einem großen vorspringenden Felsen, dem »Kopf von Ayr«, lag. Duncans Seele füllte sich mit Freude, und sein Körper wurde wunderbar gekräftigt, wenn vom Westen her eine frische Brise seine Wangen fächelte und sein edles Pferd schnell wie der Wind über die sandigen Wege der Küste flog. Manchmal saß er am Abhang des Hügels, auf dem unter Primeln und Veilchen Dick Ingram seinen letzten langen Schlaf schlief. Dort konnte Dun-

can über die Kürze des Lebens meditieren und über die Eitelkeit des menschlichen Strebens nach materiellem Reichtum. Jenseits der Clyder Förde war der schneebedeckte Gipfel des Goatfell auf der Insel Arran zu sehen, der sich aus dem strahlenden Grün der Insel und dem Azur des Meeres erhob.

Am frühen Morgen stiegen Sandy und er gewöhnlich in das kleine Boot des alten Mannes und fingen eine solche Menge Fische, dass ihr bescheidener Bedarf mehr als gedeckt war.

Da die Tage jetzt länger wurden, brauchten sie kein Licht in der Hütte, und oft saßen die beiden Männer am Strand oder auf einer einfachen Bank vor der Tür der Hütte, bis sich die Sonne mit einem letzten goldenen Leuchten zur Ruhe begab. Sie unterhielten sich über Schottland und seine Nöte und die Trübsal der verfolgten Kirche. Es überraschte Duncan, bei Sandy eine tiefe Einsicht in die verwickelten dogmatischen Streitfragen zu finden, die fromme Männer entzweiten, wo sie besser hätten zusammenhalten sollen. Er war mit den Argumenten der Remonstranten und Resolutionisten vertraut, die alle zum Glaubensbund gehörten, aber seiner Meinung nach der Sache Christi schaden. Ephraim misstraute Juda und Juda Ephraim.

»Es ist nicht recht, Duncan, dass der Leib Christi so zertrennt ist«, sagte Sandy eines Abends, als sie nach dem Abendessen wieder vor der Hütte saßen und zusahen, wie die Sonne die stillen Wasser der Förde verzauberte.

Duncan seufzte. »Es ist nicht recht, Sandy, aber es ist so. Ich fürchte, die Ernste Liga ist manchem nicht wohl gesonnen, der sich dem Glaubensbund angeschlossen hat, und sie würden deswegen auch sein Blut vergießen. Ich will nicht sagen, dass sie sich mit unseren Feinden verbündet haben. Nein, aber sie stehen am Rand des Schlachtfeldes, anstatt selbst für den Glauben einzutreten, der einst den Heiligen überliefert worden ist.«

»Meint Ihr nicht, dass die Ernste Liga falsch steht?«, fragte der alte Mann.

»Nein, das möchte ich nicht sagen, aber sie scheint mir mehr die Werke als die Gnade zu betonen und den Menschen überschwere

Lasten aufzuerlegen. Auch scheint sie die Grenzen der Verantwortlichkeit und der Pflichten der Kirche dem Staat gegenüber zu überschreiten.«

»Aber meint Ihr nicht, dass der Staat christlich sein soll, und ist es nicht die Pflicht der Kirche, ihn dazu zu machen?«, fragte der alte Mann.

»Durch die Predigt des Wortes und nicht durch die Macht des Schwertes, Sandy. Die Siege, die wir erfochten haben, können kaum als Beweis dafür angeführt werden, dass unsere Waffen Gott wohlgefallen.«

Der alte Mann wandte dem jüngeren ein bekümmertes Gesicht zu.

»So meint Ihr, dass es nicht richtig war, dem König und seinen papistischen Ratgebern zu widerstehen?«

»Nein, nein, das wollte ich damit nicht sagen, und wir müssen notfalls bis aufs Blut jedem Versuch des Königs und des Staates widerstehen, das Papsttum einem freien Volk aufzuzwingen. Ich bezweifle jedoch, dass unser Schicksal besser wäre, wenn wir uns eines tyrannischen Königs und papistischer Gesetze entledigt hätten, und dann eine tyrannische Kirche vorfänden, die um dogmatische Besonderheiten und um die Angelegenheiten des Staates streitet, anstatt ihre wichtigste Aufgabe wahrzunehmen. Die wichtigste Aufgabe der Kirche ist doch, verlorene Menschen zu Gott und zu einem rettenden Glauben an Jesus Christus zu führen. Das wunderbare Evangelium von der erlösenden Liebe Gottes und vom Sterben Christi, das uns nach der Schrift Vergebung der Sünden erwirkt, ist doch weit wichtiger für den, der auf dem sicheren Weg zur Verdammnis ist als die Streiterei um Geheimnisse des Glaubens. Wegen solcher Dinge, wie Prädestination, eingeschränkte oder uneingeschränkte Möglichkeit der Erlösung, unbedingte Beharrlichkeit im Glauben oder Möglichkeit des Abfalls der Heiligen, Erwählung und Verstoßung – wegen solcher Dinge entzweien sich die presbyterianischen Brüder untereinander. Dabei wird nur Christus im Hause seiner Freunde zerteilt.«

»Wahr sind Eure Worte, Duncan«, sagte der alte Mann im Ton

des Bedauerns und der Sorge. »Aber es sind die armen Bergbewohner, die sich nicht mit abstrakter Theologie beschäftigen, die in diesen Tagen für die Kronrechte Christi und unser aller religiöse Freiheit leiden. Für sie ist Religion keine Lebensregel, sondern das Leben selbst im Herrn Jesus Christus, so wie er auch Euer Leben und hoffentlich auch das meine ist.«

»Ihr habt recht, Sandy. Darum ließen mein Vater und manche anderen frommen Männer und Frauen ihr Leben. Und darum habe auch ich mich zu den Bergbewohnern geschlagen. Ich möchte ihre Lasten mittragen und vor allem mit den geistigen Waffen für sie kämpfen, die die Festungen Satans zu zerstören vermögen. Mein Wunsch ist, sie aus der Hand des Tyrannen zu befreien.«

So unterhielten sie sich, doch von Zeit zu Zeit schwiegen sie auch miteinander, bis das lange, warme Zwielflicht zu grauvioletter Dämmerung wurde und der letzte Ton der Amseln und Drosseln verstummte. Dann lag die See still vor ihnen da, und die Erde ließ mit einem Seufzer ihr Antlitz von der Nacht verhüllen.

Fast den ganzen Mai hindurch hielt das herrliche Wetter an, und die Schönheit des späten Frühlings verlieh auch dem Sommer noch etwas von ihrer Frische. Drei Wochen lang blieb Duncan im Hause Sandy McVicars. Während dieser Tage besuchte keine Menschenseele die einsame Hütte, und auch am Strand zeigte sich niemand. Es war, als ob sie in einer anderen Welt lebten. Da stand eines Morgens Duncan früh auf und sattelte sein Pferd. Er führte es hinaus auf den Sand, als gerade die Morgendämmerung den Himmel über den Bergen im Osten heller färbte und das schweigende Meer verzauberte. Das Tier jagte über den langen Sandstreifen, als ob es die Schönheit des neugeborenen Tages spürte und sich mit seinem Reiter daran freute.

Nach etwa einer Meile zügelte Duncan das Tier und beobachtete die zurückweichende Flut und die stille, silberne See. Er konnte die Türme von Culzean im Morgenlicht schimmern sehen, und ein großer Schmerz und ein starkes Verlangen nach dem Mädchen seiner Liebe erfüllte sein Herz. Er blickte die Küste entlang und sah plötz-

lich in etwa einer Meile Entfernung eine Gestalt auf sich zukommen. Einen Augenblick lang war er unschlüssig, ob er ihr entgegenreiten oder zur Hütte zurückkehren sollte. Doch dann erkannte er, dass es eine Frau war, und bald wusste er, dass es Janet, die Haushälterin von Culzean, war. Augenscheinlich war sie mit einer Nachricht unterwegs, und so ritt ihr Duncan gleich entgegen. Als er näher kam, winkte ihm die Frau zu, um ihm zu zeigen, dass sie ihn erkannt hatte.

»Ich freue mich, Euch zu sehen, Herr Duncan. Ist das nicht ein herrlicher, strahlender Morgen?«, begrüßte sie ihn, als er neben ihr anhielt.

»Und ich freue mich, Euch zu sehen, Janet. Kommt Ihr mit zur Hütte, um mit Sandy und mir das Brot zu brechen?«

»Danke, Herr Duncan, aber das kann ich nicht tun. Ich will Euch nur eine Botschaft bringen und muss dann sogleich wieder zum Schloss zurück.«

»Dann werde ich ein Stück des Weges mit Euch zurückgehen, Janet, während Ihr mir Eure Neuigkeit erzählt.«

Ohne lange Vorrede fing die Frau an zu berichten: »Gestern hatten wir Besuch vom Pastor der Kirkoswaldkirche. Ihr kennt ihn bestimmt.«

»Pfarrer Gilbert Muirhard. Ich kenne ihn gut, denn wir haben zusammen die Universität besucht. Ein guter Mann, wenn er auch nicht gerade mit geistigen Gaben überbelastet ist.«

»Nun, er war anscheinend neulich in Edinburgh und erzählte dem Lord von Culzean und seiner Tochter, dass dort eine ungewöhnliche Bewegung im Gange ist. Scheinbar hat es neben anderen Dingen auch einen Aufruhr gegeben, und das Haus des Blutigen McKenzie, des Präsidenten des Staatsrates, ist gestürmt worden. Lady McKenzie hat man dabei mit Schmutz beworfen. Nach dem, was uns der Pfarrer erzählt hat, hat der König nun seine Hand ausgestreckt, um das Volk Gottes noch grausamer zu quälen als in der Vergangenheit, und McKenzie und Claverhouse Befehl gegeben, es mit Skorpionen zu züchtigen. Der Pfarrer meint, dies könnte die dunkelste Stunde sein, die der Dämmerung eines besseren Tages vorausgeht. Er sagte, dass

man verzweifelt versucht, die Führer des Glaubensbundes zu fangen, um sie zu foltern und zu töten. Einige der Untergebenen aus Schloss Fenwick sollen gefangen genommen worden sein, und auch Ihr selbst werdet gesucht, Herr Duncan. Auch kämmt man die Gegend nach dem Schwarzen Rächer ab und bedroht jeden, der seinen Aufenthalt kennt und nicht verrät, mit der Folter des ›Stiefels‹. Das gnädige Fräulein und ihr Vater meinten, Ihr solltet diese Dinge wissen.«

»Das sind traurige Nachrichten, Janet. Gibt es sonst noch etwas Neues?«

»Der Schurke von einem Spanier war noch einmal da und sagte dem Lord, dass er jederzeit einen Besuch von Clavers und seinen Dragonern erwarten könne. Den Lord kümmerte die Drohung nicht sehr, und auch das gnädige Fräulein war ziemlich unbeeindruckt. Sie vertraut Gott, und in ihrem Herzen ist eine Freude, die ihr niemand nehmen kann. Vielleicht hat das mit Euch zu tun, Herr Duncan, und der Segen einer alten Frau begleitet Euch beide, denn Schottland hat kaum jemals ein schöneres, lieblicheres Kind gesehen als Lady Marion Kennedy von Culzean, noch jemals einen größeren Sohn hervorgebracht als Euch. Nein, weiter dürft Ihr nicht mitkommen, Herr Duncan, um des Mädchens willen, das Tag und Nacht da oben für Euch betet.«

»Danke, Janet«, sagte der Mann, den die Worte der alten Dienerin sichtlich gerührt hatten. »Ich möchte, dass Ihr dem gnädigen Fräulein nur ein Wort von mir sagt, und das ist ›Mizpa⁶‹.«

»Das«, sagte Janet, »ist auch das Wort, das sie mir für Euch mitgab. Der Herr sehe darein zwischen ihr und Euch, wenn Ihr voneinander kommt.«

Das Frühstück stand schon bereit, als Duncan zur Hütte zurückkam, und beim Essen unterrichtete Duncan Sandy von den Neuigkeiten.

Der alte Mann zeigte eine ernste Miene. »Duncan, ich habe das Gefühl, dass dies die letzte Anstrengung eines gescheiterten Tyran-

6 1. Mose 31,48-49 (Anmerkung des Übersetzters).

nen ist, mit der er seinen Thron retten will. Lasst es Euch gesagt sein – die Pläne von James Stuart sind nicht aufgegangen. Der Kelch der Amoriter ist voll, und des Herrn Vergeltung wird bald kommen. Was habt Ihr vor?»

»Es gibt für mich nur eines zu tun, Sandy. Ich muss wieder in die Heide gehen, um zu sehen, wie ich den Bergbewohnern helfen kann. Der Herr hat mir hier Tage der Ruhe geschenkt und meine Kraft erneuert wie die eines Adlers. Ich werde in der Dämmerung losreiten und den Bauernweg nehmen.«

»Meint Ihr nicht, Ihr solltet noch ein wenig länger hierbleiben?«

Duncan schüttelte den Kopf. »Ich muss gehen. Der Herr ruft mich, und ich habe eine Aufgabe zu verrichten.«

»Habt Ihr jemals diesen Mann getroffen, den man den Schwarzen Rächer nennt, Duncan?«

»Sehr oft, Sandy. Um die Wahrheit zu sagen: Ich kenne ihn sehr gut, und ich bin sicher, Ihr werdet noch mehr von ihm hören, solange die Kirche noch nicht frei und Schottland noch nicht vom Papsttum gereinigt ist.«

»Ich bete jeden Tag für ihn, Duncan, und mit mir tun das viele Männer, Frauen und Kinder im Süden Schottlands. Alle bitten Gott, dass der Rächer den Fallen, die man ihm stellt, entkommen kann und dass seine Waffe das Schwert des Herrn und Gideons sei.«

»Auch ich bete für ihn, Sandy. Und ich kann Euch versichern, dass niemand sich mehr seiner eigenen Unwürdigkeit und der Güte Gottes bewusst ist als der, den man den Schwarzen Rächer nennt. Immer wieder hat er mir das gesagt.«

Als die Sonne unterging und das lange Zwielflicht des Frühlingstages seine dämmerigen Schwingen über Erde und Himmel ausbreitete, sagte Duncan seinem Freund Lebewohl. »Der Herr segne Euch und behüte Euch, Sandy; der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Euch und sei Euch gnädig; der Herr erhebe sein Angesicht auf Euch und gebe Euch Frieden.«

»Und dieser wunderbare Segen gelte auch für Euch, Duncan.« Ein letztes Winken seiner Hand, und Duncan lenkte die Schritte seines

Pferdes am Strand entlang. Bald kam er an die Mündung eines kleinen Flüsschens, das auf seinem Weg zum Meer eine tiefe Schlucht, die sogenannte Bauernschlucht, in die Berge gegraben hatte. Ohne Zögern drang der Reiter in den Wald ein und folgte einem Pfad, der durch die Schlucht führte. Der große Hund sprang voran.

Der Weg verlief im Zickzackkurs, schlängelte sich manchmal am Bach entlang und ein anderes Mal über die Wände der Schlucht bis hinauf zum Waldsaum. Primeln und Veilchen, wilde Hyazinthen und Glockenblumen wuchsen zu beiden Seiten des Wassers und verbreiteten ihren berausenden Duft. Als Junge hatte Duncan oft die geheimnisvollen Tiefen der Schlucht erkundet und im klaren Wasser Forellen gefangen. Die Kenntnisse, die er sich in jenen Tagen erworben hatte, waren ihm schon manches Mal zustatten gekommen, wenn er von seinen Feinden hart bedrängt worden war. Es gab Seitenpfade, die vom Hauptweg abzweigten und zu Verstecken führten. Diese Zufluchtsorte hatte er selbst errichtet, und sie waren niemandem bekannt außer denen, denen sie schon einmal Schutz gewährt hatten. Tagelang hatte er manchmal in der Schlucht gewohnt, wenn die Verfolgung gefährlich geworden war. Oft hatte er auch in der Nacht Bundesgenossen, die auf der Flucht waren, dorthin mitgenommen und sie gepflegt. Später hatte er sie dann ans Meer gebracht und ihnen ein Schiff besorgt, mit dem sie nach Irland fliehen konnten oder auf die Insel Arran, jenseits der Clyder Förde. In diesem Teil des Landes hatten auch einige der waghalsigsten Unternehmungen des Schwarzen Rächers stattgefunden.

Hundert Meter vor dem Ende der Schlucht stieg Duncan vom Pferd. Er übergab die Zügel dem Hund, der sie sogleich zwischen die Zähne nahm und stehen blieb, während sein Herr rasch dem Waldrand zuschritt. Von dort konnte er nach rechts, über das freie Feld, die Hauptstraße nach Maybole überblicken. Jenseits des Waldes ragte der zerklüftete Gipfel des Mochrum in den Himmel. Zu seiner Linken im rechten Winkel zur Hauptstraße wand sich ein holperiger Pfad an der Küste entlang nach Ayr.

Unter den Bäumen stehend, sah er, dass seine Vorsicht gerecht-

fertigt war. Direkt vor seinen Augen zog ein Trupp rotrückiger Dragoner die Straße entlang. Er konnte das Klappern der Pferdehufe hören und die rauen Flüche der Männer. Im schwindenden Tageslicht sah er, dass der Trupp an dem kleinen Hof Pennygien anhielt. Dort schienen sie ihr Nachtlager aufschlagen zu wollen.

»Hatten sie Gefangene?«, fragte sich Duncan. Schnell ging er dorthin zurück, wo er das Pferd stehen gelassen hatte, und führte es am Zügel, bis sie wieder an den Ort kamen, wo der Weg zum Wasser abzweigte. An einer bestimmten Stelle hielt er vor einem großen Ginsterstrauch an, der den Pfad zur Seite hin begrenzte und eine undurchdringliche Mauer zu bilden schien. Doch seine Mitte bestand aus einem komplizierten Blendwerk, das Duncan zur Seite schob, um sein Pferd hindurchzuführen. Durch das dichte Unterholz war ein Pfad geschlagen worden, der zu einem der verschiedenen Verstecke in der Schlucht führte. Das rohe Holzhaus war dem im Boglewald ähnlich. In seinem Inneren war es völlig dunkel, doch schnell hatte Duncan eine Flamme entfacht und in einer Kohlenpfanne auf dem Boden ein wenig dürres Holz angezündet. Bald leuchteten mehrere Kerzen auf den Brettern, die als Regale an den Wänden hingen.

Duncan öffnete in einer Ecke eine Holzkiste und zog eine Vielzahl von Kleidungsstücken und anderen Dingen hervor. Diese breitete er auf dem Fußboden aus und fing an, sich seiner Kleider zu entledigen.



Rotbart findet seinen Meister

Das Blut der Märtyrer ist schon immer der Same der Kirche gewesen. So legt der Herr auch dann Ehre ein, wenn Menschen wider ihn wüten. John Grahame von Claverhouse, der Oberbefehlshabende der Regierungstruppen in Schottland während der schrecklichen »Blutigen Zeiten«, war ein Mann, dem jedes Mitleid für Jung und Alt abging. So verhielt es sich auch mit vielen seiner Offiziere und einer großen Anzahl der ihnen untergebenen Soldaten. Schrecklich waren die Grausamkeiten, die die Bundesgenossen erdulden mussten, und furchtbar die Folterinstrumente, die man erfand, um sie zum Abfall von ihrem Glauben zu bringen – Streckbank, Dauenschraube und »Stiefel«. Wenn diese versagten, bereiteten die »Rote Magd«⁷ oder ein Scheiterhaufen ihrem Leben ein blutiges oder flammendes Ende. Manchmal waren die blutdürstigen Schurken herodischer als Herodes, wenn es darum ging, kleine Kinder umzubringen. Die Kleinsten wurden mitten in der finsternen Nacht von rotröckigen Ungeheuern aus den Betten gerissen und mussten mit ansehen, wie die bescheidenen Häuser, in denen sie wohnten, niederbrannten. Ihnen selbst wurde angedroht, bei lebendigem Leibe geröstet zu werden, wenn sie nicht Mutter und Vater verrieten.

Einer dieser Unholde, den man »Rotbart« Mulvene nannte, führte seine Dragoner in den Hof von Pennygien und kündigte an, dass sie

7 Fallbeil (Anmerkung des Übersetzters).

dort die Nacht über bleiben würden. Das war ihr Recht, denn das Gesetz erlaubte es ihnen.

Rotbart war ein Riese mit einer Brust wie ein Fass, einem roten Gesicht, rotem Haar und einem roten Backenbart, der ihm seinen Namen eingebracht hatte. Bei seinen Soldaten war er gefürchtet, denn er konnte sich damit brüsten, dass es in Claverhouses Heer keine zwei Männer gab, die es mit ihm aufnehmen konnten. Rotbart schnaubte Schikane, und Grausamkeit war sein tägliches Brot. Mit zwölf Männern hatte er gerade das Haus eines Pfarrers niedergedrückt, den er verdächtigte, ein Liberaler und Glaubensbündler zu sein. Der Pfarrer – es war Hugh Campbell aus Glenside, einem kleinen Weiler an der Küste – war entkommen, doch sein Sohn, der für seine zehn Jahre schon recht groß war, war gefangen worden und sollte nach Maybole zur Folterung gebracht werden.

Die Dragoner hatten sich für die Nacht auf dem strohbedeckten Boden der Scheune einquartiert. Sie aßen ihr Abendbrot und saßen, da der Abend warm und die Nacht noch nicht völlig hereingebrochen war, auf einigen großen Steinen im Hof. Rotbart befahl einem Soldaten, den Jungen herauszubringen, den man im Stall eingeschlossen hatte.

Der Offizier war in einer üblen Laune. Die vergebliche Suche nach dem Pfarrer und das standhafte Schweigen des Jungen hatten ihn in Wut gebracht.

»Ich werde dein Herz zermalmen oder deine Knochen, wenn du nicht meine Fragen beantwortest«, donnerte er den zitternden Jungen an. »Nun, wo ist dein Vater?«

»Ich weiß es nicht. Inzwischen kann er doch schon über alle Berge sein«, war die Antwort.

»Du weißt, was ich meine!«, brüllte Mulvene. »Wo versteckt er sich?« Er ergriff den Arm des Jungen und verdrehte ihn, bis sein Opfer vor Schmerzen schrie.

»Sag es mir, du Balg, oder ich drehe dir den Arm aus dem Leib.«

Das Scheusal hätte seine Drohung zweifellos wahr gemacht, wenn seine Aufmerksamkeit nicht durch unheimliche Töne aus der Rich-

tung der Hauptstraße abgelenkt worden wäre. Die Soldaten schauten sich suchend um und sahen eine seltsame Gestalt näher kommen. Das Lied, das der zerlumpte Mann auf dem Dudelsack spielte, klang so laut durch die Stille des Abends, dass das Echo von Mochrum zurückhallte. Als er auf der Höhe des Hofeinganges war, wich er von seiner ursprünglichen Richtung ab und kam auf die Soldaten zu. Sie sahen, dass es einer der Bettler war, die die Hauptstraßen und Seitenwege Schottlands bevölkerten.

»Es ist ein Bettelbruder«, meldete einer der Dragoner. Rotbart ließ den Arm des Jungen los, als die seltsam gekleidete Gestalt nähertrat. Der Mann war sehr groß und ging leicht vornübergebeugt. Sein Gesicht war ungewaschen und sein Haar lang und fettig. Auf dem Kopf trug er eine zerrissene Mütze, die wohl einmal blau gewesen war, und an die er Primeln, Glockenblumen, grünes Heidekraut und verschiedene Kleinigkeiten gesteckt hatte. Seine Füße steckten in einem Paar abgetragener, fester Schuhe, durch die seine nackten Zehen hervorsahen. Er hatte einen blauen Kittel an, an dem eine bleierne Erkennungsmarke steckte, wie sie die Kirchenkonferenz verlieh, um den Träger als anerkannten Bettler auszuweisen (von denen es zur damaligen Zeit in Schottland mehr als hunderttausend gab).

Der Mann schritt kühn mitten in den Kreis der Soldaten, die ihn alle belustigt betrachteten. Sein Gesicht war rot von der Anstrengung des Dudelsackspiels, das er nicht übel zu beherrschen schien. Einige Minuten lang schritt er noch vor ihnen auf und ab, um seine Darbietung mit einigen Verzierungen zu beenden. Dann nahm er würdig seine zerfetzte Mütze ab und sagte in unverkennbarem Hochlandakzent: »Wenn den tapferen Soldaten meine Musik gefällt, möchten sie dann nicht einen armen Bettelbruder mit einer Gabe unterstützen?«

Bevor jemand etwas erwidern konnte, ließ Rotbart den Jungen in der Obhut eines Soldaten zurück und trat angriffslustig nach vorn. Finster blickte er einen Augenblick lang den Bettler an, dann packte er ihn mit seiner großen, behaarten Hand an der Schulter und drehte ihn um.

»Wie heißt du, du Landstreicher? Und wo kommst du her?«

»Mein Name, tapferer Soldat, ist ›Wull aus der Schlucht‹, aber alle Leute nennen mich nur den Pfeifer Wull. Meine Wohnung ist das ganze Land um mich her, das Dach über meinem Kopf ist der weite Himmel, mein Bett die Heide und der Ginster, und mit meinem Umhang decke ich mich zu. Mein tägliches Brot sind die Haferkuchen in meinem Beutel, und der Reichtum meines Herzens sind meine Lieder. Hörst zu, tapferer Soldat, und der Pfeifer Wull wird Euch auf dem Dudelsack die Orna na Comhachaig, oder in Eurer Sprache, das ›Lied von der Eule‹ spielen. Es ist von Donald Finlay von Lochaber komponiert worden.«

Ohne Rotbart Zeit zur Widerrede zu lassen, fing der Bettler an, auf und ab zu marschieren und eine ernste Melodie zu spielen, die zu dem Titel passte. Schließlich ging er über zu einigen der alten gallischen Weisen, die an den Torffeuern gesungen wurden und schloss mit einem fröhlichen Lied, mit »Heißa, mein nussbraunes Mägdlein«. Das Können des Spielers und seine Beherrschung des Instrumentes beeindruckte alle, Rotbart ausgenommen. Als Wull sein Spiel beendet hatte und seinen Dudelsack auf einem Stein niederlegte, fragte ihn einer der Soldaten in seiner Nähe:

»Hast du die Gabe, Wull?«

Zu jener Zeit galt es in Schottland als Tatsache, dass viele der Bettler, vor allem diejenigen, die aus den Hochlanden stammten, die Gabe des zweiten Gesichtes hatten und einem die Zukunft vorher sagen konnten.

Der Pfeifer schüttelte den Kopf. »Nein, nein; Wull aus der Schlucht verkehrt nicht mit den piepsenden und murmelnden Geistern. Wegen der Hexe zu Endor verlor der König Israels sein Königreich und vielleicht auch seine Seele. Ich will nicht vorgeben, ein Wahrsager zu sein und die Leute mit einer Lüge zur Hölle schicken. Das Wort des Herrn sagt uns deutlich genug, wer wir sind und wohin wir gehen.«

Brüllendes, spöttisches Gelächter beantwortete diese Worte des Bettlers, doch das störte ihn nicht im Geringsten. Einer der Solda-

ten neben ihm stand auf und schlug ihm mit der flachen Hand über das Gesicht. Auch das schien nicht den mindesten Eindruck auf den Bettelbruder zu machen; er blickte den Mann nur ernst an.

»Darf ich wissen, warum Ihr mich schlagt?«, fragte er höflich.

»Weil wir keine Predigten von dir hören wollen. Wir sind des Königs Soldaten, und unser Gott ist unser Hauptmann Rotbart; unsere Belohnung ist unser Sold, unser Himmel ist das Kasino, unsere Hölle, den Predigten eines Betbruders zuzuhören, und unsere Ewigkeit ist ein Tag, an dem wir uns mit einem hübschen Mädchen vergnügen können. Wir haben nichts gegen dein Spielen, Wull, aber wir pfeifen auf deine Predigten.«

»Gut, gut«, lenkte der Bettler ein. »Ich werde nichts mehr darüber sagen, denn die Schrift lehrt uns, dass es eine Sünde ist, Perlen vor gewisse Tiere des Bauernhofes zu werfen.« Die Anspielung entging den Soldaten, was vermutlich nur gut für den Bettler war.

Währenddessen hatte Davie Campbell still dagestanden und zugesehen, immer noch mit Tränen in den Augen. Als Wull aus der Schlucht fertiggeredet hatte, erhob er sich von dem Felsen, auf dem er saß, und ging langsam zu dem Jungen hinüber.

»Und was tun wir hier, kleiner Mann?«, fragte er ihn freundlich.

Bevor der Junge antworten konnte, brüllte Rotbart auf wie ein Stier, stürzte sich auf den Bettler und versetzte ihm einen Hieb auf den Kopf, der ihn beinahe umwarf.

»Geht dich überhaupt nichts an, du verfluchter Bettler! Wenn jemand hier Fragen stellt, dann bin ich es. Der Balg ist ein Verräter wie sein Vater, wenn du es wissen willst, und er kommt nach Maybole zur peinlichen Befragung. Wir wollen doch mal sehen, ob ihn nicht eine kleine Bekanntschaft mit dem ›Stiefel‹ zur Besinnung bringt. Sein Vater ist uns entkommen, aber wir werden aufpassen, dass uns das mit dem Jungen nicht passiert.«

Der Landstreicher sah den Peiniger des Jungen an und die Gesichter der Soldaten um ihn her, doch nirgendwo war eine Spur von Mitleid zu erkennen.

»Armer kleiner Kerl«, sagte er. »So jung bist du, noch so jung.«

»Nicht zu jung, um für Christus zu sterben«, entgegnete der Knabe ruhig.

»Amen«, sagte Wull aus der Schlucht. »Aber vielleicht ist das gar nicht nötig. Ihr werdet doch nicht ein kleines Kind wie dieses quälen und sein Bein in diesem Teufelsinstrument, dem ›Stiefel‹, in Stücke zerbrechen wollen?«, fragte er, zu Rotbart gewandt.

Dieser war vor Wut unfähig, ein Wort herauszubringen, und seine Männer beugten sich begierig vor, um zu sehen, was geschehen würde.

»Du aufdringlicher Bastard, du Nichtsnutz«, brachte er schließlich hervor, »ich schicke ihn nach Maybole zum ›Stiefel‹ und zur ›Roten Magd‹ nach Edinburgh und mache mir genauso wenig daraus, als wenn ich dich und eure ganze Brut von pfeifenden Bettlern auf die Folterbank und an den Galgen schickte. Nimm deine Schweinsblasen und schlepp sie in die Hölle, von der du geredet hast, und pack dich hinterher, oder ich erwürge dich mit bloßen Händen und weiß, dass ich eine gute Tat verrichtet habe.«

Die Soldaten brüllten vor Vergnügen.

»So ist es richtig, Rotbart; gebt es ihm«, rief der Mann, der vorher den Bettler geschlagen hatte. »Er ist nicht schlecht gebaut. Ihr könntet ihn noch ein wenig streicheln, bevor er wieder geht. Ihr sucht doch immer jemanden zum Raufen. Warum nehmt Ihr nicht diesen Landstreicher? Sagt ihm, dass wir den Balg laufen lassen, wenn er den Kampf gewinnt.« Dabei lächelte er seinen Kameraden siegesicher zu.

»Du hast gehört, was gesagt worden ist, Wull aus der Schlucht. Bist du bereit, deine wertlose Haut zu riskieren, um den Balg zu retten? Nicht, dass du im Entferntesten daran denken kannst, ihm zu helfen, denn ich werde dich erschlagen, so wahr ich Rotbart heiße – aber bist du wenigstens bereit, den Kampf zu wagen?«

Der Bettler stand mit gesenktem Kopf da, als ob er nicht zugehört habe. Nur seine Lippen bewegten sich, als er leise sagte: »Viele Stiere umgeben mich, Herr; so wie dein Wort sagt: ›Gewaltige Stiere haben mich umringt.‹ Diese Baalssöhne schlagen dein Wort in den Wind. Sie

haben alle Blut an ihren Händen, verfolgen die Aufrechten und würden auch das Leben dieses unschuldigen Kindes nicht verschonen. Ich springe in die Bresche, Herr, als dein Streiter, angetan mit deiner Macht und Kraft. Sie haben mich zweimal geschlagen, Herr, und ich habe meine Hand nicht erhoben. Jetzt, Herr, schlage deine Feinde. Mache meine Hände geschickt zum Streit und gib uns den Sieg.«

»Willst du kämpfen oder nicht, du nichtsnutzige Kreatur?«, brüllte Rotbart ungeduldig.

»Kämpft nicht, Wull aus der Schlucht. Er wird Euch töten!«, rief Davie. Derselbe Soldat, der den Bettler geschlagen hatte, versetzte dem Knaben einen Hieb ins Gesicht, dass er niederfiel.

»Sorge dich nicht um mich, Davie. Ich bin noch nicht tot und habe auch nicht vor, zu sterben. Das Schwein, das dich geschlagen hat, wird dafür noch bezahlen müssen.«

»Schwein nennst du mich?«, schrie der Soldat und stürzte sich auf den Bettler. Erst der gereizte Ruf Rotbarts brachte ihn zum Stehen.

»Weg da. Der gehört mir. Du kannst haben, was ich von ihm übrig lasse.«

»Bevor wir kämpfen, möchte ich mir zweierlei erbitten«, sagte Wull. »Das Erste ist, dass sich niemand in unseren Kampf einmischt. Ihr seid dreizehn, und ich bin ein Einzelner.«

Höhnisches Gelächter war die Antwort.

»Habt ihr das gehört, Männer?«, grinste Rotbart spöttisch. »Dieser Hohlkopf meint, ich würde Hilfe brauchen. Ihr werdet euch nicht einmischen, selbst wenn er mich umbringt. Das ist ein Befehl, verstanden? Und was willst du sonst noch, bevor ich dich zerreiße?«

»Meine zweite Bitte ist, dass ich noch ein Klagelied auf dem Dudelsack spielen kann.«

Alle Anwesenden blickten ihn überrascht an, und mehr aus Neugier als aus dem Wunsch, seinem Gegner einen Gefallen zu tun, willigte Rotbart ein.

»Gut«, sagte er. »Bring deine Posse hinter dich und blas dein letztes Lied auf deinen Schweinsblasen.«

»Ich blase es für Euch, Rotbart, nicht für mich«, entgegnete der

Spieler, als er den Dudelsack aufhob und das Mundstück an die Lippen setzte. Er spielte einige leise Töne und ging dann in eine unheimliche Klage über. Auf und ab schritt er in dem schwindenden Licht des Tages, und die Töne des Dudelsackes ergossen sich über die Felder von Pennygien, erklimmen die steilen Abhänge des Mochrum und waren selbst in den wilden Moorgegenden im Norden zu hören. Eine unbehagliche Stille entstand unter den Soldaten. Dem ganzen Vorgang wohnte etwas Fantastisches inne – die Ruhe und Gleichmütigkeit des Spielers angesichts des Kampfes, der ihm bevorstand, und seine völlige Versenkung in das Klagelied, das er spielte. Sehr wahrscheinlich ahnte der Mann nicht, mit was für einem Gegner er es zu tun haben würde. Rotbart hatte noch nie in einem Ringkampf eine Niederlage erlitten, und seine gewaltigen Arme hatten die Knochen so manches guten Mannes zerbrochen.

»Was war das für ein Lied, das du gespielt hast, Wull?«, fragte einer der Soldaten, als der Landstreicher seinen blauen Bettlerkittel auszog und ihn zusammen mit seinem Beutel auf einen Stein niederlegte.

»Es war die Klage der McCrindles – das Lied des Todes. Ich spiele es immer, wenn jemand sterben wird.«

In diesen leise gesprochenen Worten lag etwas so Furchtbares, dass es die Soldaten schauderte, obwohl sie harte und grausame Männer waren. Wull hatte sich jetzt seiner Oberbekleidung entledigt, und als die Männer ihn betrachteten, war das Erstaunen über seinen Körperbau deutlich in ihren Gesichtern zu lesen. Doch Rotbart, überheblich und von seiner eigenen Stärke überzeugt, war nicht im Mindesten beeindruckt.

»Du hast dein eigenes Requiem gespielt«, spottete er. »Bist du jetzt fertig?«

»Ich bin bereit, Rotbart, und gewillt, Vergeltung an dir zu üben, du Baalssohn. Ich werde dich begraben, wo du hingehörst.«

»Und wo wäre das?«, fragte der Soldat spöttisch.

»Auf dem Misthaufen dort hinter der Hecke. Das ist der einzige geeignete Ort für dich.«

Die beiden begannen einander zu umkreisen. Der Bettler bewegte

sich leichtfüßig wie eine Katze und hatte den Körper wie ein Berufsringer leicht vorgebeugt. Er musterte seinen Gegner gelassen, täuschte hier und dort einen Angriff vor, doch alle seine Bewegungen waren überlegt und sparsam. Seines Umhanges entkleidet, die großen Arme und die behaarte Brust bloß, das Gesicht vor Hass finster, war Rotbart ein Gegner, dessen Anblick den meisten Menschen Furcht und Schrecken einjagen musste.

Ganz plötzlich versuchte er, mit einer blitzschnellen Bewegung den Arm seines Gegenübers zu ergreifen und zu brechen, doch dabei übersah er, dass dieser ihm absichtlich entgegengehalten wurde, um ihn zum Angriff zu verlocken. Was nun geschah, konnten sich weder Rotbart noch die Zuschauer erklären. Alles, was man sah, war, dass der Soldat durch die Luft flog und dumpf hinter seinem Gegner auf dem Boden aufschlug. Überrascht und ungläubig erhob er sich, und unbeschreibliche Wut verzerrte sein Gesicht.

»Auf diese Weise wirst du mich niemals umbringen, Rotbart«, spottete der Bettler. »Das war nur ein kleiner Kniff, den ich einmal von einem Reisenden aus dem fernen Cathay lernte. Ich werde dir noch ein paar andere dieser Kniffe zeigen, bevor der Kampf zu Ende ist.«

»Ich werde dich töten«, zischte Rotbart. »Daran brauchst du gar nicht zu zweifeln.«

»Ich zweifle aber sehr daran«, war die Antwort.

Wieder umkreisten beide Kämpfer einander, angestrengt nach einer Blöße des Gegners suchend. Die Soldaten, die in einem Halbkreis auf Steinen und Felsbrocken saßen, verfolgten atemlos den Kampf der zwei Giganten. Ihnen war klar, dass Rotbart den Kampf seines Lebens kämpfte und dass es ihn alle Kraft und Geschicklichkeit, die er besaß, kosten würde, um seine prahlerische Voraussage wahr zu machen. Während sich die Kämpfer noch im Kreis trieben, nahm sich der Soldat, der Wull aus der Schlucht schon einmal geschlagen hatte, vor, seinem Offizier zu helfen, wenn sein Gegner den Zuschauern gerade den Rücken kehrte. Er meinte, dass trotz Rotbarts Versprechen die Umstände ein Eingreifen rechtfertigten. Seine Absicht dachte er so auszuführen, dass er einen der Arme des Bett-

lers von hinten ergriff und festhielt. Geräuschlos stand er auf und hätte seinen Plan auch ausführen können, hätte nicht Davie Campbell einen warnenden Ruf ausgestoßen.

»Passt auf, Herr Wull, hinter Euch!«, rief er mit schriller Stimme.

Mit einem Schritt wich der Bettler zur Seite aus, und mit fürchterlicher Gewalt fuhr seine Hand nieder. Der Schlag traf den Soldaten mit der Macht eines Schmiedehammers und ließ ihn zurücktaumeln. Mit zerschmettertem Gesicht fiel er bewusstlos zu Boden. So gefesselt waren die anderen von dem Kampf, dass niemand ihm auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Alle schienen zu fühlen, dass er sein Schicksal verdient hatte.

Wenn sein verräterischer Anschlag auch nicht ganz geglückt war, so lieferte er doch Rotbart die Gelegenheit, auf die er gewartet hatte. Er stürzte nach vorn und umfing den Körper seines Gegners mit einem mörderischen Griff. Ihn zu Boden zu werfen und seine Kehle zusammenzupressen, um ihn zu erwürgen, war eins, und mit anderen Gegnern wäre er auch auf diese Weise fertig geworden. Doch der Bettler hatte die Hände frei, und Rotbart fühlte seine eigenen Handgelenke mit einem Griff umklammert, der sie beide zu brechen drohte und ihn vor Schmerzen aufschreien ließ. Mit einer gewaltigen Anstrengung riss er sich los und sprang auf, wobei er gleichzeitig nach dem Gesicht seines Gegners trat. Hätte dieser Tritt sein Ziel erreicht, wäre der Kampf zu Ende gewesen, doch der Bettler rollte sich rechtzeitig auf die Seite und fing den Tritt mit der Schulter auf. In gewaltigen Stößen ging sein Atem, hatte doch Rotbart gerade versucht, ihn zu erdrosseln. Wenn der Soldat diesen Vorteil hätte ausnutzen können, wäre es wohl schlecht um seinen Gegner bestellt gewesen, aber Rotbart war selbst erschöpft, und einen Augenblick lang schienen ihm seine Arme wie gelähmt zu sein. Bald jedoch hatten sich beide Männer wieder erholt.

»Rotbart, ich werde nicht länger mit dir spielen«, kündigte Wull mit grimmiger Entschlossenheit an. »Das unschuldige Blut, das du vergossen hast, schreit zum Himmel nach Vergeltung.«

Ein Ausdruck des Entsetzens malte sich auf Rotbarts Gesicht.

Hier geschah ihm etwas, was er noch nie erlebt hatte. Ein Mann umkreiste ihn, an dem er nicht das leiseste Anzeichen von Furcht entdecken konnte, der vielmehr seines Erfolges gewiss war. Vergeblich versuchten seine Männer ihn anzufeuern und ihm Mut zu machen – ein Geschrei, in dem die einsame Stimme Davie Campbells: »Gut gemacht, Wull aus der Schlucht, gut gemacht!« völlig unterging. Der Junge war völlig außer sich vor Aufregung, während sein Held für seine Freiheit und sein Leben kämpfte. Seufzer kamen aus seiner Brust, und Tränen rollten über seine Wangen. Langsam begann es Rotbart leidzutun, dass er seinen Männern befohlen hatte, nicht einzugreifen, und nur eine verzweifelte Scham hielt ihn davor zurück, sie doch noch um Hilfe zu bitten. Er war jedoch entschlossen, auch so weit zu gehen, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte. Immer wieder hatte er mit seinen Schlägen den Bettler getroffen, doch der Körper dieses Mannes schien gegen jeden Stoß unempfindlich zu sein.

Keinen Augenblick lang ließen die Angriffe des Bettlers nach. Seine Arme wirbelten wie Dreschflügel und trafen seinen Gegner mit fürchterlicher Wucht. Jetzt dessen Kopf, jetzt seine Brust – wie dumpfe Trommelschläge klangen die Hiebe, während jeder Versuch Rotbarts, den entscheidenden Treffer anzubringen, vergeblich war. Der Soldat wusste, dass das Ende nahe war, und mit aller verbliebenen Kraft stürzte er sich auf den Bettler und packte ihn mit einem so mächtigen Griff um die Hüfte, wie ihn Wull aus der Schlucht noch nie zuvor gespürt hatte. Rasend vor Aufregung waren die Soldaten aufgesprungen und schrien ihrem Anführer zu, er solle den Kampf beenden und den Bettler mit einem letzten Wurf zu Boden schmettern. Aber gerade das war unmöglich. Der Landstreicher schien so unbeweglich wie die Kathedrale von Edinburgh oder die Berge von Pentland. Der Griff, mit dem er Rotbart gepackt hatte, ließ die Augen des Soldaten aus ihren Höhlen treten. Der berühmte rote Bart war voller Schaum wie der Fang eines tollwütigen Hundes. Rotbart sah dem Bettler in die Augen und keuchte: »Jetzt kenne ich Euch! Mein Gott, Ihr seid der Schwarze Rächer!« So groß war der Lärm, den die Soldaten machten, dass niemand diese Worte hörte.

»Du hast recht, Rotbart, aber du wirst dein Geheimnis mit zur Hölle nehmen, wenn du nicht zwischen diesem Platz und dem Dunghaufen Buße tust.« Die Zuschauer sahen, wie der Bettler seinen mächtigen rechten Arm erhob und mit der Kante der offenen Hand dem Soldaten einen lähmenden Hieb in den Nacken versetzte. Augenblicklich ließ Rotbarts Griff nach, und kraftlos fiel er zu Boden. Im nächsten Moment sahen die Umstehenden, wie der Bettler ihn aufhob und eine kurze Zeit über seinem Kopf hochhielt, während er sagte: »Denke daran, Rotbart, es war das Lied des Todes.« Dann machte er ein paar schnelle Schritte nach vorn und warf den Körper über die Hecke auf den Misthaufen.

Fast Augenblicklich eilten alle Soldaten auf die andere Seite der Hecke, um ihrem Offizier zu helfen. Da ihre Waffen in der Scheune aufgestapelt waren, wichen sie dem Bettler in einem weiten Bogen aus, denn niemand von ihnen wollte sich mit einem solchen Mann anlegen. Nach kurzer Zeit schon hatten sie Rotbart aus dem Schmutz gehoben und ihn in die Scheune getragen. Der Bettler war mit dem Knaben in der zunehmenden Dunkelheit verschwunden, und niemand wusste, wohin.

Während es draußen immer finsterner wurde, saßen die Soldaten um Rotbart herum. Nach einer Weile öffnete er die Augen und sah sie an. Dann bemühte er sich, etwas zu sagen, und die Männer beugten sich nieder, um sein Flüstern zu verstehen.

»Wo ist er?«

»Er ist mit dem Jungen fortgegangen.«

Aus seinen Augen blickte sie der Tod an, und aus seinem Munde drang ein grässlicher Fluch, während teuflischer Hass sein Gesicht verzerrte. Doch sogleich folgte dem ein Ausdruck großer Angst.

»Hört«, flüsterte er, »hört!«

Das Scheunentor stand offen, und alle horchten angestrengt in die Nacht hinaus, erstaunt über das übernatürliche Gehör des Sterbenden. Denn aus weiter Ferne trug der Nachtwind, der von der Förde her wehte, die Töne eines Dudelsackes herüber. Er spielte das Lied des Todes.



Das Lied des Todes

Als der Kampf zu Ende war und die Dragoner ihrem besiegten Anführer zu Hilfe eilten, packte Wull aus der Schlucht seine Habseligkeiten unter den Arm und gab dem Knaben ein stummes Zeichen, ihm zu folgen. Es war schon fast dunkel, als sie den Weg erreichten, den der Bettler vor kurzer Zeit heraufgekommen war. Sie gingen jedoch nicht auf der Straße weiter, sondern erkletterten einen Abhang, um hinter einer dichten Buchenhecke, ungesehen von jedem zufälligen Passanten, die Bauernschlucht zu erreichen. Als sie in den Wald eintraten, war es schon völlig dunkel.

»Warte einen Augenblick, Davie«, sagte Wull. »Ich möchte noch ein Liedchen auf meinem Dudelsack spielen.«

Der erstaunte Knabe blieb in der unheimlichen Dunkelheit stehen, während das Wimmern des Dudelsackes mit der wehmütigen Klage der McCrindles die Stille der Nacht durchdrang.

»Das habe ich nur getan, um Rotbart, falls er noch am Leben ist, daran zu erinnern, dass Wull aus der Schlucht sein Wort gehalten hat. Es ist etwas Trauriges, Davie, dieses Kämpfen und Töten, und ich bitte Gott, dass du niemals mehr so viel damit zu tun haben wirst wie am heutigen Tag. Du bist durch eine schwere Zeit hindurchgegangen, mein Junge, aber ich glaube, dass sie jetzt vorbei ist. Nun gib mir die Hand, und ich werde dich zu mir nach Hause führen – wenn man einen Schlupfwinkel ein Zuhause nennen kann.«

Den Jungen schauderte es bei der Erinnerung an seine furcht-

baren Erlebnisse, und er ergriff die Hand seines Helden in der Dunkelheit, um sie inbrünstig zu küssen, während er seinen Tränen freien Lauf ließ.

»Nun, nun, mein Junge«, sagte Wull mit belegter Stimme. »Wer wird denn weinen! Aber vielleicht ist es auch ganz gut, wenn du ein paar Tränen vergießt. Dann wirst du dich bald besser fühlen.«

Ganz dunkel war es jetzt in der Schlucht, und Davie wunderte sich, wie sein Führer den Weg durch das Labyrinth von Bäumen und Unterholz fand. Wull zögerte nicht eine Sekunde, sondern schritt stetig durch das Dunkel voran und brachte so seinen jungen Schutzbefohlenen in kurzer Zeit zu seinem Schlupfwinkel in den entlegenen Tiefen der Schlucht.

Als sein Wohltäter die Kerzen angezündet hatte, sah Davie verwundert um sich. Er staunte über den Hund und das Pferd, die bereits die Hütte bewohnten. Major kam schwanzwedelnd auf ihn zu und leckte ihm die Hand, als wolle er dem Jungen versichern, dass jeder Freund seines Herrn auch sein Freund sei.

Wull widmete sich zunächst dem Pferd und gab ihm aus einem Sack in der Ecke etwas Hafer. Dann wandte er sich dem Jungen zu.

»Hier hast du ein Stück kaltes Hammelfleisch und einige Haferkuchen, die ich heute Morgen im Hause eines Freundes bekam. Es ist einfache Hausmannskost, mein Junge, aber viele unserer Freunde, die diese Nacht draußen in den Bergen von Ayrshire und Galloway zubringen, würden dieses Essen für ein fettes Mahl halten, für ein ›Mahl von reinem Wein, darin keine Hefe ist‹. Sie würden dieses Fleisch in unserer Gesellschaft mit mehr Genuss essen als einen gemästeten Ochsen im St. James-Palast an der Tafel unseres papistischen Königs James Stuart. Darum lass uns dem Herrn danken und dann zu Bett gehen. Leg du dich hier auf die Bettstatt, und ich werde auf dem Stroh und dem Heidekraut dort drüben schlafen. ›Herr Wull, glaubt Ihr, dass Gott die Gebete von Kindern erhört?‹«, fragte der Junge scheu, als sie ihr einfaches Mahl beendet hatten.

»Natürlich, mein Junge. Es wird kein Gebet aus gläubigem Herzen gesprochen, das Gott nicht erhört und beantwortet, und der Engel

des Herrn lagert sich um die her, die ihn fürchten. Aber warum fragst du, Davie?»

»Ich glaube, Gott hat Euch zu meiner Hilfe geschickt, und ich weiß nicht, wie ich Euch danken kann. Das war ein fürchterlicher Kampf, und Ihr müsst schrecklich stark sein. Als Rotbart Euch zu Boden warf, dachte ich, das wäre Euer Ende. Meine Mutter erzählte mir, dass der Schwarze Rächer, der den armen Bergbewohnern so oft hilft, der stärkste Mann in Schottland sei. Ihr müsst genauso stark sein wie er, Herr Wull.«

»Nun, vielleicht hast du recht, mein Junge. Wer weiß? Ich bin ein Mann des Friedens, aber kein anständiger Mensch hätte es mit ansehen können, dass ein Kind wie du in die Folter dieser grausamen Bande gekommen wäre. Ich musste einfach etwas tun, damit die Menschlichkeit und die Gerechtigkeit nicht vergewaltigt wurden. Es ist mein Los, auf meinen Reisen durch das Land die Ungerechtigkeiten wieder in Ordnung zu bringen und die Grausamkeiten, die ich sehe, mit den Gaben zu bestrafen, die mir von Gott verliehen worden sind. Wir leben in einer traurigen Welt, Davie, aber du wirst noch den Tag erleben, an dem eine bessere Zeit für das arme alte Schottland anbricht. Nun sprich dein Abendgebet, und ich werde das meine sprechen, und dann lass uns zu Bett gehen. Ich bin sehr müde, und meine Knochen schmerzen noch von dem Griff eines toten Mannes.«

Die warmen Sonnenstrahlen drangen durch das grüne Laubdach des dichten, grünen Waldes bis auf den Teppich von Glockenblumen, der seinen Boden bedeckte, und die ganze Schlucht hallte wider vom Gesang der Vögel, als Davie Campbell erwachte. Bis auf ihn und das Pferd war die Hütte leer, aber schon nach einigen Minuten kam Wull aus der Schlucht mit dem Hund auf den Fersen herein. Er hatte einige Forellen auf einen Stock aufgespießt, und der Hund trug ein Kaninchen im Fang.

»Wir werden nicht verhungern, Davie, solange es noch Forellen im Bach gibt und Kaninchen auf dem Feld. Jeden Tag frischen Fisch und frisches Fleisch. Was soll man sich noch mehr wünschen als

ein oder zwei Haferkuchen dazu und das klare Wasser des Bauernbaches oder eine Tasse Tee, um den Durst zu löschen? Geh hinunter an den Bach, Davie, und wasch dir das Gesicht, und wenn du wiederkommst, werde ich das Frühstück fertig haben.«

»Wie lange werden wir hier bleiben, Herr Wull?«, fragte der Junge, als sie ihre Mahlzeit beendet hatten.

»Nicht sehr lange«, war die Antwort. »Sie suchen jetzt noch nach Wull aus der Schlucht. Vor einer Stunde sah ich das Blinken von Stahl und einen roten Rock am Hang des Mochrum. Aber sie werden bald keine Lust mehr haben, ziellos die Heide niederzut trampeln, und werden vermuten, dass Wull zu diesem Zeitpunkt schon längst über alle Berge ist. Ich glaube, dass Rotbarts Leute heute Nachmittag nach Maybole marschieren und so wenig wie möglich über den gestrigen Abend erzählen werden. Sie würden sich nur selbst schaden, wenn sie die Wahrheit sagten, deshalb werden sie in ihrem eigenen Interesse den Mund halten. Morgen früh in der Morgendämmerung werden wir sicher aufbrechen können. Doch jetzt, Davie, musst du mir erst einmal erzählen, was bei euch zu Hause geschah.«

Die Augen des Jungen füllten sich mit Tränen, und er weinte ungehemmt.

»Sie kamen in der Nacht, als meine Mutter und ich schon schliefen. Mein Vater war von einem seiner Ältesten gewarnt worden, der die Dragoner auf dem Weg zu unserem Haus gesehen hatte und seinem Pfarrer geraten hatte zu fliehen. Er ging in eine der Höhlen bei Culzean, wo er sich schon mehrmals verborgen hatte. Die Soldaten brachen die Haustür auf und drohten, meine Mutter zu erschießen, wenn sie nicht verriet, wo sich der Pfarrer versteckt hatte. Rotbart schlug meiner Mutter ins Gesicht, dass sie niederfiel, denn sie wollte meinen Vater nicht verraten. Ich nannte ihn einen Feigling, und dafür schlug er mich furchtbar, während mich ein anderer Soldat festhielt. Meine Mutter sagte ihm, sie könne ihm vergeben, was er tue, denn auch Jesus sagte am Kreuz: ›Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.‹ Aber wenn er nicht Buße täte, sagte sie, würde Gott ihm seine Grausamkeit schon bald vergelten, und eine

Hand, die stärker als die seine, würde ihn niederschlagen. Darum denke ich, dass Gott Euch, Herr Wull, als Boten seines Zorns gesandt hat. Es dauerte nämlich keine vierundzwanzig Stunden, und Ihr hattet Rotbart besiegt und auf den Misthaufen geworfen.«

Der Mann war sichtlich bewegt von der Schilderung des Jungen, und doch hatte er schon viele ähnliche und sogar noch schlimmere Berichte gehört. Er wandte sich ab und seufzte aus tiefstem Herzen: »Wie lange, o du heiliger und gerechter Gott, wirst du verziehen zu richten und unser Blut an unseren Peinigern zu rächen?«

»Armer Davie«, sagte er schließlich. »Armes Kind – doch es hätte schlimmer ausgehen können. Du bist durch das Feuer der Anfechtung gegangen, und reines Gold ist daraus hervorgekommen. Der Herr wird noch große Werke durch dich tun, wenn Schottland erst frei vom Papsttum ist.«

Den Jungen schauderte es. »Ich habe noch nachträglich Angst davor, was mir in Maybole hätte geschehen können, wenn sie mich in den ›Stiefel‹ gesteckt hätten«, bekannte er, und der ganze Schrecken der Folter schwang in seiner Stimme mit.

Was man ihm nicht übel nehmen kann, dachte sein Befreier. Der »Stiefel« war eines der teuflischsten Folterinstrumente, das gnadenlose menschliche Wesen je ersonnen hatten. Er bestand aus einem engen eisernen Stiefel oder Kasten, der das Bein und das Knie des unglücklichen Opfers umschloss. Ein Metallkeil wurde zwischen das Knie und die Kante der Vorrichtung geschoben, und nachdem das Opfer auf seinem Stuhl festgebunden worden war, stellte sich der Folterknecht mit einem Holzhammer daneben. Dann begann das Gericht seine Fragen zu stellen, und wenn die Antworten nicht befriedigend ausfielen, nickte der Gerichtsvorsitzende oder der amtierende Untersuchungsrichter dem Folterknecht zu, dessen Holzhammer augenblicklich auf den Keil niederfuhr. Dieser drang tiefer zwischen das Knie und den Stiefel und fügte so dem Opfer die grausamsten Schmerzen zu. Nach jedem Schlag wurde die Untersuchung fortgeführt. Oft wurde ein größerer Keil eingesetzt, der die schrecklichen Schmerzen noch vergrößerte, bis das Glied zerschmettert war

und der Dulder vor Pein schrie. So groß war sein Schmerz, dass er für gewöhnlich in wohltuende Bewusstlosigkeit versank. Diese Behandlung hatte Rotbart dem Sohn des Pfarrers zgedacht.

»Denk nicht mehr daran, Davie. Der Herr hat dich errettet vom Stricke des Voglers, der Strick ist zerrissen, und wir sind frei.«

»Mit Eurer Hilfe, Herr Wull.«

Wull schaute den Jungen an, der vielleicht schon hinter sein Geheimnis gekommen war. Und als ob Davie seine Gedanken erraten hätte, sagte er:

»Herr Wull, darf ich Euch eine Frage stellen?«

Der Mann wusste, was kommen würde, doch er nickte mit dem Kopf.

»Natürlich darfst du das, Davie. Was für eine Frage ist es?«

»Ihr werdet mir nicht böse sein?«

»Warum sollte ich dir böse sein, Davie? Frage nur.«

Der Knabe zögerte einen Augenblick, sah zuerst das Pferd und dann den Hund an und blickte schließlich zu seinem großen Freund auf.

»Herr Wull, seid Ihr der Schwarze Rächer?«

Der Mann musste über das fragende Gesicht des Jungen lächeln, der gespannt auf die Antwort wartete.

»So nennen mich die Leute, mein Sohn, aber woher weißt du das?«

»Mein Vater hat mir eine Menge über Euch erzählt, und alle Bewohner der Berge erheben sich, um Euch zu segnen. Ich wusste von Eurem Pferd, von Eurem Hund, Eurem mächtigen Bogen und Eurer großen Stärke und List. Als ich letzte Nacht hierherkam, begann ich mich zu fragen, ob Ihr der Schwarze Rächer sein könntet. Hat vielleicht auch Rotbart einen Verdacht gehabt, wer Ihr seid?«

»Ja«, war die ernste Antwort, »und er versuchte, es seinen Männern zu sagen, aber ich glaube, er nahm sein Geheimnis mit an den Platz, an den er gehört.«

Am Abend des folgenden Tages klopfte ein Junge an die Tür des kleinen Pfarrhauses der Kirche von Glenside an. Eine Frau mit trau-

rigem Gesicht öffnete, und ihr Freudenschrei holte den Pfarrer herbei, der seinen geliebten Sohn in den Armen der Mutter wiederfand.

Unweit des Hauses saß unter einer Gruppe von Bäumen ein groß gewachsener Mann auf einem schwarzen Pferd und beobachtete das Wiedersehen. »Gott segne sie alle miteinander«, sagte er, wendete sein Pferd um und ritt denselben Weg zurück, den er gekommen war. Langsam brach die Dämmerung herein, und obwohl er die meisten Hauptstraßen mied, kam er schnell vorwärts. Als es völlig dunkel war, stand er schon am Rand des Boglewaldes, dort, wo die murmelnden Wasser des Girvan an ihm vorbeifließen. Duncan stieg ab und führte sein Pferd am Zügel zu der versteckten Hütte, die er sich in der Mitte des Waldes gebaut hatte. Nachdem er Pferd und Hund gefüttert hatte, machte er sich auf den Weg zur Brücke über den Fluss und stieg von dort aus den Berg hinauf zu Alison Purdies Hütte. Leise klopfte er an die Tür und wurde nach kurzer Zeit von der alten Frau eingelassen.

»Wie ich mich freue, Euch zu sehen, Duncan. Vieles ist geschehen, seit wir Euch zum letzten Male gesehen haben. Aber Ihr müsst müde sein, und ich werde mit dem Erzählen bis morgen früh warten. Ihr sollt zunächst einmal essen – einen Hühnerflügel, ein wenig Hasenklein und Schafpastete. Es ist Fleisch, das Euch selbst gehört, Duncan. Farson hat es mir, wie schon so manches Mal in den vergangenen drei Jahren, hierhergebracht.«

»Das soll ein Wort sein, Alison, denn ich bin hungrig und sehr erschöpft, und ein paar Bissen zu essen und ein Bett zum Schlafen werden einen neuen Menschen aus mir machen.«

»Übrigens, Alison, wo ist Jimmy?«, fragte Duncan, als er am nächsten Morgen bei dem Frühstück saß, das die alte Frau ihm bereitet hatte. »Ich habe ihn noch gar nicht gesehen.«

»Er ist nicht hier, Duncan. Seit zwei Nächten ist er nun schon fort, und ich mache mir Sorgen. Vielleicht wird er ja wohlbehalten wieder auftauchen wie schon öfters, aber es ging ihm nicht gut, als er fortging. Vor zehn Tagen hatten wir nämlich Besuch von Claverhouses Leuten, und sie verprügelten Jimmy, weil er nicht sagen konnte, wo

Ihr Euch aufhieltet. Sie kamen von Schloss Fenwick, und zweifellos hatte sie der Spanier geschickt, um herauszufinden, ob wir etwas über Euren Verbleib wüsstet. Ich habe gehört, dass man verzweifelte Anstrengungen unternimmt, Euch zu fangen. Die Soldaten waren auf dem Weg nach Glenside, um einen der Pfarrer des Glaubensbundes festzunehmen. Zwei der Männer unterhielten sich darüber.«

»Kennst du den Namen des Pfarrers, Alison?«

»Ich kenne ihn sogar selbst. Es ist der gute Hugh Campbell. Er predigte in Kirkoswald und sprach auch oft zu den Leuten in Culzean, bevor ihm das Reden verboten wurde.«

»Kannst du dich zufällig auch an den Namen des Offiziers erinnern, der die Truppe anführte – an den Mann, der Jimmy schlug?«

»Ich kenne ihn als ein Glied Satans, als einen Sohn Belials und einen der grausamsten Verfolger des Volkes Gottes. Er heißt Rotbart, und gut ist dieser Name gewählt, denn seine Hände sind rot vom Blut der Heiligen Gottes. Dieser Schurke hieb Jimmy seine Muskete über den Kopf und drohte, die arme Kreatur zu erschießen, wenn sie ihm nicht Euer Versteck verriete. Die Soldaten sagten, dass Ihr mit dem Teufel selbst verwandt wäret, dass Ihr Euer Lager im Boglewald aufgeschlagen hättet und mit Hexen und Zauberern rauschende Feste feiertet. Ich erwiderte ihnen, dass Ihr ein gottesfürchtiger Mann seid, der um Christi willen mit den Männern des Glaubensbundes leidet, und dass ich hoffte, ihre Lügen würden ihnen im Hals stecken bleiben und sie ersticken. Da schlug Rotbart mir ins Gesicht, und die anderen Schinder sagten: ›Eines Tages werden wir ihn erwischen, und dann wird Rotbart ihm die Schläge geben, die ihm zustehen.‹ Dann ritten sie fort und ließen den armen Jimmy bewusstlos am Boden liegen. Möge der Herr, um den der Glaubensbund sich schart, Rotbart zur Buße leiten, denn sonst wird sein Ende hartes Gericht sein.«

»Sein Wunsch ist ihm erfüllt worden, Alison; er hat mich getroffen, und das Gericht hat ihn übereilt. Ich traf ihn und seine Männer, als sie gerade von Glenside zurückkehrten, aber sie wussten nicht, wer ich war. Rotbart dachte, ich sei ein Bettler. Er hatte den kleinen

Sohn von Bruder Campbell mitgenommen, weil der Vater nicht zu finden war. So wollte man den Jungen zur Folterung nach Maybole bringen. Rotbart wollte mit mir ringen und sagte, dass ich dem Jungen die Freiheit erkämpfen könne. Er schwor, mich zu töten, aber es kam anders. Rotbart ist tot, und ich warf ihn auf den Dunghaufen, wo er hingehörte.«

»Das war das Gericht Gottes, so wahr ich hier stehe«, sagte Alison feierlich. »Nun, wie ich sagte, fühlte Jimmy sich einen oder zwei Tage lang nicht wohl, aber dann schien es ihm wieder besser zu gehen. So dachte er, er könne wieder einmal nach Schloss Fenwick gehen. Farson ist ja so gut zu ihm, doch den Spanier kann er nicht ausstehen. Selbst der schwache Geist Jimmys hat noch ein Gefühl für Gut und Böse. Er nahm seinen Dudelsack mit, und seit zwei Tagen warte ich nun schon darauf, dass ich sein Spielen höre. Ich hoffe, ihm ist nichts geschehen.«

»Seltsam«, sagte Duncan, und Besorgnis klang in seiner Stimme mit. »Wenn er bis zum Abendessen nicht zurückgekommen ist, werde ich mich aufmachen und nach ihm suchen.«

Den ganzen Tag lang versorgte ihn Alison nun mit Neuigkeiten, denn ihre Hütte war eine regelrechte Sammelstelle für alle Berichte aus dem Leben und Treiben der Bundesgenossen.

»Am zehnten Juli soll ein Konventikel in Muster Lea stattfinden, Duncan.«

»Ich hoffe, dort zu sein.«

»Einige der Bergbewohner meinen, dass es das letzte sein wird, das wir heimlich abhalten müssen. Seit das Haus des Blutigen McKenzie gestürmt worden ist und der Staatsrat in Angst und Schrecken lebt, weht ein starker Hauch von Freiheit durch das Land. Aber es kann auch sein, dass der Ofen noch siebenmal heißer gemacht wird, bevor der Tag der Befreiung anbricht.«

Duncan seufzte. »Ich fürchte, es wird so sein, Alison, aber der Arm des Herrn ist nicht zu kurz, und wenn auch Menschen wider ihn wüten, wird er doch bald Ehre einlegen.«

»Ist es nicht eine seltsame Welt, in der wir leben, in der Menschen

das Blut ihrer Mitmenschen vergießen, um des Streits über Dinge willen, die uns in Frieden und Liebe einen sollten?«, sinnierte die Frau. »Doch es gibt viele Dinge, die wir nur schwer oder gar nicht verstehen können. Betrachtet doch nur einmal Euch, Duncan. Ein gejagter Mann seid Ihr, den man wie ein Rebhuhn über diese Berge hetzt. Und betrachtet alle die anderen frommen Männer des Glaubensbundes, die in den vergangenen vierzig Jahren für Christus und seine Kirche gelitten und geblutet haben. Vor allem aber schmerzt es mich, von den Streitigkeiten zu hören, die unsere eigenen Leute entzweien. Der eine trennt sich vom anderen wegen dogmatischer Besonderheiten, die einer alten Frau wie mir keinen Kreuzer wert wären. Es gibt zu viele Flecken auf dem Gewand eines jeden von uns, meine ich, als dass wir das Recht hätten, den anderen mit Steinen zu bewerfen. Ich hoffe, dass wir, wenn wir von der Tyrannei des Papsttums befreit sind – und möge der Herr uns diesen Tag bald erleben lassen – nicht plötzlich merken, dass wir das Joch Babylons nur gegen ein anderes ausgetauscht haben. Hat nicht unser Herr den Menschen frei gemacht von Gesetz und Sünde, als er auf diese Erde kam?«

Duncan erhob sich und ging zur Tür der Hütte. Hinunter zum Fuß des Berges schweiften seine Blicke, wo der Girvan murmelnd dem Meer entgegenströmte. Er hätte gern gewusst, ob der lange Kampf bald zu Ende war. Und ob wieder Frieden in Schottland einkehren würde. Die Schönheit der Landschaft vor Duncans Augen schien die Grausamkeit der Menschen anzuklagen. Aus dem Farn am Abhang des Hügels hoppelte ein Kaninchen und freute sich der Herrlichkeit um sich her. Plötzlich aber erstarrte es und blieb steif vor Schrecken hocken. Untätig beobachtete es der Mann und fragte sich, was wohl den Schrecken des kleinen Tieres verursacht haben mochte. Als er genauer hinschaute, sah er das rotbraune Fell eines Wiesels durch die Farne leuchten, das seine glitzernden Augen auf das Kaninchen geheftet hielt. Das Opfer war jeder Bewegung unfähig, und Duncan sah, wie der Tod ihm immer näher kam. Er trat aus der Hütte, hob einen Stein auf, und als das Wiesel sich gerade anschickte, die Beute zu fassen, scheuchte das Wurfgeschoss es zurück in seine Höhle.

Wie von einem Zauber erlöst, erwachte das Kaninchen aus der Hypnose und verschwand mit einem Satz im Farnkraut. »O Herr«, murmelte Duncan, »selbst deine herrliche Schöpfung ringt mit Leid und Schmerz. Wann endlich wird der Tag der Erlösung kommen?«

»Ich muss gehen und Jimmy suchen«, sagte er laut und trat zurück in die Hütte. »Ich fürchte, dass ihm etwas zugestoßen ist.«

»Gott sei mit Euch, Duncan«, geleitete ihn Alison aus der Hütte.



Der Narr Gottes

Eine halbe Stunde, nachdem Duncan die Hütte am Berg verlassen hatte, drang er in den Boglewald ein und gelangte schließlich zu seinem Versteck. Er rückte eine große Kiste, wie sie in jedem seiner Verstecke zu finden war, in die Mitte des Raumes. Diese Kiste enthielt viele verschiedene Kleidungsstücke, von denen er manche zur Verkleidung bei Festen während seiner Studentenzeit in Edinburgh benutzt hatte. Danach hatte er sie mit nach Schloss Fenwick genommen und von dort aus an bestimmten Orten versteckt, als ihm klar wurde, dass er über kurz oder lang ein gejagter Mann sein würde. Niemand, nicht einmal der treue Farson oder Alison, wusste von ihrem Dasein. Duncan sah die verschiedenen Verkleidungen durch und entschied sich für ein Bettlerkostüm, da es ihm für seine Suche nach Jimmy am sichersten schien. Er wusste, dass das ein gewisses Wagnis darstellte, denn Rotbarts Soldaten suchten sicherlich nach einem solchen Mann oder hatten jedenfalls eine allgemeine Fahndung nach ihm veranlasst. Doch die Aussicht, mit einem von ihnen zusammenzutreffen, war gering, da sie wahrscheinlich schon viel weiter südlich auf der Straße nach Dumfries waren. Auf alle Fälle waren die Straßen Schottlands so übersät mit Bettlern, dass nicht jedermann verdächtigt werden konnte. Außerdem sah dieses Kostüm ganz anders aus als das vorige.

Vor einem Spiegel, den er aus der Truhe geholt hatte, veränderte er in den nächsten zwei Stunden sein Äußeres völlig. Da viele der Bett-

ler von Hunden begleitet waren, entschied er sich dafür, Major mitzunehmen. Das Tier würde nicht die Aufmerksamkeit der Leute auf sich ziehen und Verdacht erregen, doch es konnte von Nutzen sein, wenn es galt, Jimmy aufzuspüren. Die Sonne stand hoch am Firmament, als er den Boglewald verließ, und er wusste, dass ihm noch viele Stunden das Tageslicht zur Verfügung stand. Selbst Alison hätte in dem gebeugten Bettler mit der zerrissenen Kappe und dem faden-scheinigen Rock, dem verfilzten Haar und dem schmutzigen paus-bäckigen Gesicht nicht den rechtmäßigen Herrn von Schloss Fenwick erkennen können. Wegzehrung für sich und den Hund hatte er in einem an den vier Ecken zusammengeknoteten Tuch, das er an einem derben Stock über der Schulter trug.

Kein menschliches Wesen war zu sehen, als er den Abhang hinunter dem Pfad zuschritt, der am Ufer des Girvan entlang zur Hauptstraße führte. Auf dieser Straße, die durch das ganze südliche Schottland von Glasgow nach Stanraer und von dort aus bis an die englische Grenze führte, begegneten ihm einige Viehtreiber und Hirten, die auf dem Weg von Maybole nach Girvan waren. Die meisten riefen ihm ein freundliches Wort zu, und obwohl Duncan viele von ihnen persönlich kannte, wurde er von niemandem wiedererkannt. Als er schon drei Meilen gelaufen war, holte er einen anderen Angehörigen der Bettlerbruderschaft ein, der aber einem niedrigeren Stand angehörte, denn er trug weder die bleierne Erkennungsmarke noch den blauen Rock der anerkannten Bettler.

»Einen guten Tag wünsche ich dir, mein Freund«, begrüßte ihn Duncan, als er auf gleicher Höhe mit dem Wanderer war.

»Auch dir einen guten Tag«, war die freundliche Antwort. Wie Duncan trug der Mann seine Habseligkeiten in einem großen roten Tuch, das er an einen Stock gebunden hatte. Er war stämmig gebaut, hatte ein ziegelrotes, vom Wetter gegerbtes Gesicht, dichtes Haar, das schon zu ergrauen anfang, und klare blaue Augen, in deren Tiefe ein heller Glanz zu entdecken war. Die Mütze, die er flott in den Nacken geschoben hatte, war alt, und auch sein Schottenrock mit dem Muster der MacGregor-Sippe hatte wohl schon bessere Tage gesehen.

Seine Garderobe wurde vervollständigt durch Stiefel, die ein oder zwei Nummern zu groß waren.

Nachdem sie die üblichen Höflichkeiten ausgetauscht hatten, musterte er Duncan eingehend.

»Du bist also ein anerkannter Bettler«, sagte er schließlich mit einem ehrerbietigen Unterton. »Darf ich fragen, woher du kommst?«

Duncan winkte ab. »Wie für dich ist auch für mich ganz Schottland die Heimat. Von John o'Groats bis nach Gretna Green, von den Grampianbergen bis zu den Hügeln von Cheviot, vom Glenapp-Pass bis zur Insel Skye gehören alle Berge und Täler, alle Schluchten und alle Höhen mir. Ich bin ein Kind der Erde, ein Pilger und ein Fremdling zwischen den Unermesslichkeiten von Leben und Tod. Wo ich gerade bin, wenn die Sonne untergeht, das ist mein Heim.«

»Wirklich, Mann, du bist ein rechter Bruder der Landstraße und ein Philosoph obendrein. Lass dir die Hand schütteln.« Der Fremde ergriff Duncans Hand und schüttelte sie kräftig. »Und wie sagtest du, war dein Name? Ich muss ihn wohl nicht recht verstanden haben.«

»Daran sind deine Ohren nicht schuld, Bruder. Sie sind bestimmt scharf genug, deshalb mach dir keine Vorwürfe. Du hast meinen Namen nicht verstanden, weil ich ihn noch gar nicht genannt habe.«

Der Bettler lachte herzlich. »Du bist ein Mann nach meinem Herzen. Ich heiße Andra McQuater, und auch ich brauche nichts weiter als das Himmelszelt über meinem Kopf, die kleinen Vögel in den Lüften und die stummen Tiere des Waldes als Gefährten und die Erde als Bett.«

»Du bist ein guter Mensch, Andra McQuater, sonst würde mein Hund nicht neben dir herlaufen, wie er es eben getan hat. Nenne mich einfach Heide-Jock, und wir werden gut miteinander auskommen.«

»Ich glaube, du und ich, wir können zusammen weiterwandern, so wie die Schrift sagt: ›Mögen auch zwei miteinander wandeln, sie seien denn eins miteinander?‹ Ich weiß nicht, wie es dir geht, aber ich jedenfalls habe einen langen Tag hinter mir, und mein Magen scheint zu denken, man habe mir die Kehle durchgeschnitten, so wenig hat

sie bis jetzt nach unten befördert. Lass uns hier am Ufer des Girvan rasten, und ich werde dir ein paar Haferkuchen abgeben und ein wenig kaltes Kaninchenfleisch, das ich selbst erjagt und gekocht habe. Nach dem Essen will ich dir dann ein paar Lieder singen, die deinem Herzen wohlzutun werden.«

»Danke, mein Freund. Ich setze mich gern zu dir, aber ich werde mein eigenes Fleisch essen, denn ich habe genug Wegzehrung bei mir. Doch deinen Liedern will ich mit Vergnügen lauschen.«

Zu Duncans Erstaunen hatte der Bettler eine hervorragende Stimme, und begleitet vom steten Murmeln des Flusses klangen Balladen und Lieder durch die Stille des Abends. Einige der Balladen waren Duncan bekannt, andere waren ihm neu. Sicher hatte sie der Sänger als Kind auf den Knien seiner Mutter gelernt, irgendwo an einer fernen Küste, wo ihn der Gesang der Gezeiten in Schlaf gewiegt hatte. Auf einer der Hebrideninseln mochte es gewesen sein, wo beim Ceilidh⁸ die alten Lieder erklangen, wo die Männer unheimliche Geschichten und wundersame Legenden erzählten, wenn der blaue Rauch des Torffeuers sich langsam bis hinauf zu den Dachsparren kräuselte.

Als der Sänger geendet hatte, saßen die beiden Männer eine Weile schweigend nebeneinander, während Drossel und Amsel ihr Abendgebet sangen.

»Was denkst du über diese Lieder, Jock?«, fragte McQuater, als sie aufstanden, um weiterzuwandern.

Der andere antwortete nicht sofort, während sie das steile Flussufer erklimmen. »Andra, sie sind wunderbar, sie sind großartig, aber du hast sie bestimmt nicht in diesem Teil Schottlands gelernt. Diese Lieder können einem aus seiner Heimat Vertriebenen das Herz brechen.«

»Vielleicht«, sagte McQuater und sah seinen Gefährten von der Seite an. »Und an was musst du denken, wenn du sie hörst, Jock?«

»An den Rauch eines Torffeuers in einer sturmumtosten Hütte,

8 Gesellige Runde, bei der gesungen und erzählt wurde.

an das Heulen des Windes um die Klippen einer hebridischen Küste und an die Wellen, die gegen die Schindeln des Hauses peitschen. An das einschläfernde Liebeslied einer Mutter und das Geläut einer Glocke, die über das Meer ertönt, um einen wandernden Gesellen heimzurufen«, war die leise, aber tief empfundene Antwort.

Andras versonnene blaue Augen schienen etwas zu schauen, das weit hinter dem Horizont lag, als er langsam mit dem Kopf nickte. »Mein ganzes Leben lang bin ich ein heimatloser Geselle gewesen, Jock, einer, der sich selbst nicht gut war. Ich bin durch ganz Schottland gewandert, fern meiner Heimat. Sie konnte mir nicht mehr bieten als ein paar alte Runen und Geschichten über Seegeister, Nixen und kleine Wassermänner, die im dichten Nebel um die Hütte schlichen und die Hennen auf der Stange verzauberten. Als Jungen hörten wir ihre Gesänge im Wind der Nacht, eine Musik, die wir lieber nicht gehört hätten. All das klingt durch die Lieder und Balladen, doch ein paar alte Lieder füllen keinen hungrigen Magen. So schüttelte ich das Torfmoos von meinen Schuhen, verbannte das Gälische aus meinem Mund und verließ die Heimat. Ich bin niemals wieder dort gewesen, doch das Land kommt mir nicht mehr aus dem Sinn, und ich weiß, dass dort eine alte Mutter am Feuer sitzt, die in ihren täglichen Gebeten niemals ihren verlorenen Jungen vergisst. Sie bittet, dass er eines Tages nach Hause kommen möge, und sei es auch nur zum Sterben.«

»Und meinst du, dass du einmal zurückkehrst?«

»Wer weiß?«, war die kurze Antwort, bei der sich das Gesicht des Bettlers verdunkelte. »Im Augenblick droht mir Gefahr vom Gesetz.«

Duncan sah ihn forschend an. »Erzähl es mir lieber nicht, Andra. Ich könnte ein Spitzel sein.«

»Nein, nein, davor habe ich keine Angst. Weißt du, Jock, ich kann Menschen wie Bücher lesen, und manchmal meine ich, ich hätte die Gabe. Meine Mutter hatte sie und hat uns von einigen seltsamen Dingen erzählt. Du bist kein Spitzel, aber du bist auch nicht der, für den du dich ausgibst, wenn auch die wenigsten das ahnen. Vielleicht bist du ein Mann, der das Gleiche durchgemacht hat wie ich, oder

vielleicht bist du einfach nur ein Freund der Bergbewohner – Gott segne sie. Aber das geht wohl nur dich etwas an.«

»Du bist also mit dem Gesetz in Konflikt geraten? Ist es etwas Ernstes?«, erkundigte sich Duncan, ohne auf Andras letzte Worte einzugehen.

»Etwas ziemlich Ernstes. Aber es hätte schlimmer kommen können. Weißt du, ich bin aus Claverhouses Heer desertiert. Ich ließ mich in ein Hochlandregiment anwerben, in der Meinung, dem König einen guten Dienst zu erweisen, wenn ich die rebellischen Liberalen und Sektierer bekämpfte. Aber es dauerte nicht lange, und es tat mir in der Seele weh, wehrlose Menschen zu bekriegen, deren einzige Schuld ihr Glaube an Christus war. Mein Herz empörte sich, wenn die Häuser der Armen niederbrannten und fromme Männer und Frauen ins Gefängnis und an den Galgen geschleppt wurden. Ich konnte mich nur eckeln, wenn ich sah, wie gefühllose Schweine, die sich noch ›tapfere Soldaten‹ nannten, kleine Kinder zu Tode erschreckten, Kinder, die kaum der Mutterbrust entwöhnt waren. Es wird viel gemunkelt unter den Hochlandsoldaten, und viele von ihnen desertieren, weil sie fühlen, dass des Königs Thron sehr ins Wanken geraten ist und dass der Glaubensbund die Schlacht schließlich gewinnen wird. Ich habe mich französisch verabschiedet, als ich es nicht länger ertrug. Ein freundlicher Wirt im ›Eberkopf‹ bei Girvan gab mir andere Kleider, und so bin ich hierhergekommen.«

»Das war bestimmt Angus McEwan«, vermutete Duncan.

»Auf Anhieb richtig geraten. Du scheinst Angus zu kennen?«

»Ich kenne ihn als einen guten Freund in der Not.«

»Das ist er. Die Bergbewohner haben mir nichts als Freundlichkeit entgegengebracht. Sie haben feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt und Böses mit Gutem vergolten, wenn das Böse auch in Unwissenheit getan war. Aber diese frommen Leute zeigten mir die Verkehrtheit meines Weges und dass ich, wie Paulus, ein Verfolger Christi war und gegen Gott kämpfte. Sie sagten, dass die Gnade auch für den Vornehmsten der Sünder gilt und dass das Tor zum ewigen Leben auch mir weit offenstünde. Sie sagten mir, dass Gott so die

Welt geliebt hat, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben.«

»Und was hast du mit diesem Wort angefangen, Andra?«

»Ich setzte einfach an der Stelle des ›alle‹ meinen Namen ein: ›Auf dass Andra, der an ihn glaubt, nicht verlorengehe, sondern das ewige Leben habe‹, und seit jenem Tag gehöre ich dem Herrn.«

»Amen«, sagte der große Mann neben ihm. »Gib mir die Hand darauf, Andra.«

Sie schüttelten sich die Hände, und McQuater sagte: »Mann, ich glaube, in ganz Schottland gibt es keinen zweiten mit einem solchen Händedruck.«

Die Sonne ging unter, als die beiden Männer durch den Weiler Craigfin kamen. Ein paar alte Frauen saßen vor den Türen ihrer Hütten und schwatzten. Sie hatten sich Tücher um die Schultern geschlungen und auf den Kopf gebunden. Sie alle, auch die Kinder, die auf der Straße spielten, kannte der angebliche Bettler, aber niemand ahnte auch nur, dass er der Herr von Schloss Fenwick war. Eine Meile hinter dem Weiler blieb Duncan dort stehen, wo ein schmaler Pfad in die weiten Wälder des fenwickschen Besitztums führte.

»Hier trennen sich unsere Wege, Andra. Du wirst vermutlich nach Maybole weitergehen und von dort aus nach Glasgow, wenn du in die Heimat zurückkehren willst. Dort im fernen Raasay wartet doch immer noch die alte Mutter auf dich. Mein Weg führt mich nach Schloss Fenwick, und ich werde diese Abkürzung durch den Wald nehmen.«

McQuater nickte. »Hast du dort zu tun, Jock?«, fragte er.

»Ich suche nach einem verschollenen Freund, dem Gott nicht die Fähigkeit gab, auf sich selbst aufzupassen.«

»Und du meinst, ihn auf Schloss Fenwick zu finden?«

»Ich hoffe, dort etwas über ihn zu erfahren.«

»Du scheinst den Ort gut zu kennen, Jock.«

»Das stimmt, Andra. Ich bin verschiedene Male dort gewesen.«

»Man sagt, der rechtmäßige Besitzer sei in den letzten Jahren ein gejagter Mann gewesen.«

»Ich glaube, das ist wahr, aber es gibt viele andere Männer, die besser sind als er und die heimatlos in der Fremde leben, als Fremde im eigenen Land, um eines unterdrückten Glaubensbundes und einer verfolgten Kirche willen.«

»Wie recht du hast, Jock. Bist du auf deinen Wanderfahrten als Bettler eigentlich jemals dem Herrn von Schloss Fenwick begegnet?«

»O ja, Andra. Ich kannte ihn schon, als er noch nicht von unserem papistischen König für vogelfrei erklärt worden war, und ich habe ihn häufig auf meinen Wanderungen gesehen.«

»Weißt du, Jock, ich habe den sechsten Sinn, und ich fühle, dass wir uns bald wiedersehen werden, wenn sich unsere Wege auch hier trennen. Du bist ein Gefährte gewesen, wie man ihn nicht oft findet, und ich bezweifle, dass es in ganz Schottland einen zweiten Bettler deines Schlages gibt. Wenn es ihn gäbe, sollte es mich nicht wundern, wenn er die Heilige Schrift im Urtext lesen könnte, ein fähiger Latinist und Graecist und mit Plato und Aristoteles nicht nur flüchtig vertraut wäre. Wenn du nicht so beharrlich deinen Mund gehalten hättest, hätte diese Wanderung einem wandernden Gesellen wie mir sicherlich reichlich Bildung vermitteln können.«

Sein Begleiter lachte. »Es tut mir leid, Andra, wenn ich zugeknöpft und unzugänglich erscheine, aber ich habe meine Gründe. Ich weiß, dass ich viel mehr von dir empfangen habe, als ich selbst gegeben habe, aber wenn sich deine Prophezeiung erfüllt, dann können wir die Lektionen, die du vermisst hast, eines glücklicheren Tages noch abhalten. Aber sei das, wie es wolle: Bete du für mich, und ich bete für dich, da wir nun unsere eigenen Wege gehen.«

»Lebe wohl, Heide-Jock, Duncan Fenwick oder wie immer du heißen magst, und möge der Herr dich behüten und bewahren auf all deinen Wegen«, war der Abschiedsgruß des Wandersmannes, der nun seinen Stock mit dem roten Tuch schulterte, um seiner Straße zu ziehen.

»Dasselbe wünsche ich dir, Andra McQuater, du Ritter der Land-

straße und nun ein guter Soldat in der Armee Jesu Christi«, erwiderte Duncan.

Rasch schritt er nun den Pfad entlang. Er kannte jeden Zoll des Bodens, denn in den Jahren, in denen er vom Kind zum Manne herangewachsen war, waren diese Wälder sein Spielplatz gewesen. Aufmerksam betrachtete er den Pfad, bis er an eine bestimmte Stelle kam, wo er ins Dickicht eindrang. Bald schon sah er, wonach er gesucht hatte und lächelte bei dem Gedanken, diesen Ort nach so langer Zeit wiedergefunden zu haben. Zwölf oder dreizehn Jahre alt war er gewesen, als er und ein Spielgefährte im Walde eine einfache Hütte gebaut hatten, von der aus sie das Wild beobachten und ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen üben konnten. Gelegentlich hatten sie dort im Sommer auch zur Nacht gewohnt. Das war nun schon lange her, doch die kleine Hütte stand noch, wenn sie auch etwas verfallen war.

»Hier herein, Major!«, befahl er dem Hund. »Ich kann das Risiko nicht auf mich nehmen und dich nach Schloss Fenwick bringen. Du wirst hier gut aufgehoben sein, bis ich wiederkomme.« Duncan zog die klapperige Tür zu und eilte weiter.

Farson war gerade aus der Tür des Bedienstetenhauses getreten, als er die Gestalt des Bettlers aus dem Wald kommen sah.

»Habt Ihr, guter Herr, wohl einen Bissen für einen armen Bettler übrig?«, fragte der Mann den alten Diener mit rauher Stimme.

»Geht fort«, war die Antwort, »Ihr seid hier nicht gern gesehen. Seid Ihr schon einmal hier gewesen?«

»Schon oft«, erwiderte der Bettler, »wenn vielleicht auch nicht in den letzten zwei Jahren. Aber niemals ist einem Bettler auf Schloss Fenwick das Essen und Trinken verwehrt worden.«

»Aber Mann, wisst Ihr nicht, dass sich die Zeiten geändert haben und der rechtmäßige Herr nicht mehr da ist?«, sagte der alte Mann mit vernehmbar bebender Stimme.

»Aber Farson hat sich bestimmt nicht geändert«, kam die leise Antwort des Bettlers – diesmal in seiner natürlichen Stimme.

Der alte Diener erblasste, und einen Augenblick lang übermann-ten ihn seine Gefühle, sodass ihm die Stimme versagte.

»Gott sei uns gnädig, Herr Duncan! Ihr seid es, und ich habe Euch nicht erkannt«, flüsterte er schließlich. »Wisst Ihr nicht, in welche Gefahr Ihr Euch begeben? Der Spanier ist hier, und sie erwarten sogar jederzeit, dass Clavers kommt. Wir bereiten das Schloss für seinen Besuch vor. Herr Duncan, um Eure- und um unseretwillen – flieht!«

»Hör zu, Farson, sage niemandem, wer ich bin. Bring mir etwas zu essen. Nicht, dass ich es brauchte, aber es sieht echter aus. Bring es her zu mir, und dann geh mit mir bis zu der Abkürzung, die durch den Wald nach Craigfin führt. Es wird dann aussehen, als ob du mich von der Besetzung jagtest. Nun beeile dich und vermeide jede Verzögerung.«

Während der Diener forteilte, ging Duncan hinüber zu einer Bank in der Nähe des Küchengartens. Er hatte sich kaum gesetzt, als eine der Mägde aus der Küche kam, um im Garten Gemüse zu holen.

»Ein schöner Abend, heute«, sagte sie im Vorbeigehen zu dem Bettler.

»Da hast du recht, Mädchen«, war die Antwort.

Nach kurzer Zeit hatte sie ihre Arbeit erledigt und blieb kurz stehen, als sie an Duncan vorüberging.

»Bleibt nicht zu lange hier«, sagte sie leise. »Der Herr liebt die Bettler nicht. Schloss Fenwick ist ein trauriger Ort, seit unser rechter Herr nicht mehr da ist.«

»Danke, Mädchen.«

Als sie sich zum Gehen wandte, kam Farson mit einem Essenspäckchen aus dem Bediensteteneingang.

»Fort mit dir, du Landstreicher«, rief er, gab dem Bettler das Päckchen und stieß ihn den Weg hinunter. In diesem Augenblick kam Luis gestiefelt und gespornt um die Ecke des Schlosses.

»Farson, wie oft habe ich dir gesagt, dass du diese Lumpen nicht noch in ihrer Bettelei bestärken sollst, indem du ihnen zu essen gibst«, rief er ärgerlich. »Weise diesen Burschen vom Hof, oder ich gebe ihm und dir die Peitsche.«

»Ja, mein Herr. Ich jage ihn schon fort«, sagte der Diener, gab dem

Bettler einen kräftigen Stoß und murmelte dabei eine leise Entschuldigung.

Luis ging seines Weges, und bald waren Farson und der Bettler im Schutz der Bäume angelangt.

»Verzeiht mir, Herr Duncan«, stammelte der alte Mann mit Tränen in den Augen. »Dass ich diesen traurigen Tag noch erleben muss, an dem ich den rechtmäßigen Herrn von Schloss Fenwick aus seinem eigenen Haus vertreibe! Oh, ich Unglücklicher!«

»Mach dir keine Vorwürfe, Farson. Es werden bessere Tage kommen.«

»Möge Gott sie bald senden«, sagte der alte Mann mit Inbrunst.

»Wohin ist der Spanier gegangen?«, fragte Duncan.

»Ich bin nicht sicher, aber ich glaube, er reitet nach Maybole, um Claverhouse zu treffen, der sich im Augenblick in dieser Gegend aufhält. Aber warum seid Ihr hierhergekommen, Herr Duncan?«

»Um zu sehen, ob du mir etwas über den Blöden Jimmy sagen kannst. Alison erzählte mir, dass er dich besuchen wollte.«

»Das stimmt, aber Ihr wollt doch nicht sagen, dass er nicht heimgekommen ist?«

Duncan nickte. »Er war bis heute Nachmittag noch nicht dort. Erzähl mir die Geschichte genau.«

»Nun, das arme Geschöpf kam vor zwei Tagen hierher, aber ich konnte mich kaum mit ihm beschäftigen. Ein Haufen Soldaten aus Girvan war hier, und sie waren in ziemlich kriegerischer Stimmung. Sie hatten ihren Anführer verloren, einen Mann namens Rotbart. Irgendjemand hatte ihn im Schlaf ermordet und außerdem einen Gefangenen entführt, den sie nach Maybole zur Folter bringen wollten. Nun, Jimmy kam zu einem ungünstigen Zeitpunkt, als sie alle sehr wütend waren. Scheinbar hatten sie ihn schon einmal gesehen, denn der Arme erschrak furchtbar, als er sie sah. Der Spanier, der einen besonderen Groll gegen Jimmy zu hegen schien, ermunterte die Soldaten, sich einen Spaß mit ihm zu machen. Aus einem bestimmten Grunde brachten sie den Tod ihres Offiziers mit irgendwelchen Worten Alisons in Verbindung, die sie ihnen bei ihrem

Besuch in ihrer Hütte gesagt haben muss. Ich hörte das aus einigen Gesprächsfetzen heraus. Einem der Soldaten, der ein zerschundenes Gesicht hatte, machte es besonderen Spaß, Jimmy zu verprügeln. Doch Jimmy konnte nur immer wieder sagen:

›Ja-nu, lieber Mann, ja-nu; ich bin Jimmy, ja-nu, der Blöde Jimmy, Alison Purdies Jimmy; ja-nu, nicht totmachen Jimmy, ja-nu, nicht totmachen.«

›Hier‹, schrie der Rohling und versetzte Jimmy einen Hieb mit seiner Reitpeitsche. ›Weißt du, dass du ein Narr bist?‹

›Ja-nu, ja-nu, ich weiß, ich bin ein Narr Gottes, ja-nu, ja-nu, und wessen Narr seid Ihr?‹

Einige Soldaten lachten über diese Antwort, was den Mann mit der Peitsche noch mehr in Wut brachte. Als er Jimmy immer grausamer misshandelte, versuchte ich, ihm zu helfen, doch sie schlugen mich nieder. Sie sagten, wenn ich mich nicht um meine eigenen Angelegenheiten kümmerte, würden sie danach mich vornehmen. Ich bin ein alter Mann und sah, dass ich Jimmy nicht helfen konnte. Der Spanier schien Gefallen an ihrer Grausamkeit zu finden und rührte keine Hand, um ihnen Einhalt zu gebieten. Doch plötzlich hatte alles ein Ende. Jimmy hatte eine Zeit lang inmitten dieser Teufel gestanden und die Schläge des Unmenschen erduldet, die ihm den Kopf und das Gesicht so zurichteten, dass ich vor lauter Blut sein armes Gesicht kaum noch erkennen konnte. Da schien plötzlich etwas über ihn zu kommen. Er wischte sich mit seiner großen Hand das Blut vom Gesicht, und es sah so aus, als hätte Gott für einen Augenblick den Nebel von seinem verwirrten Geist genommen. Ohne dass jemand damit gerechnet hätte, durchbrach Jimmy den Kreis der Soldaten und sprang zur Mauer des Schlosses, gegen die die Männer ihre Musketen gelehnt hatten. Er ergriff eine Muskete, bevor ihn jemand daran hindern konnte und – Herr Duncan, ich habe niemals einen so fürchterlichen Anblick gesehen und hoffe, nie wieder etwas so Grausiges zu sehen. Jimmy stieß einige markerschütternde Schreie aus, das Blut rann ihm vom Gesicht, und er schwang die Muskete über dem Kopf. Die Soldaten wichen in ihrem

Schrecken zurück, aber Jimmy kam über sie, und mir schien, als blitzte in seinen Augen das Feuer des Zornes Gottes. Einige mähte er nieder, um zu dem Mann mit der Peitsche zu kommen. Der versuchte zu fliehen, aber es war schon zu spät für ihn. Ich hörte, wie die Muskete auf seinem Kopf niederkrachte und ihn wie eine Eierschale zertrümmerte. Das Hirn des Soldaten spritzte über den Hof. Einer der anderen versuchte, Jimmy aufzuhalten, aber der schlug ihn mit dem nieder, was von dem Gewehr übrig geblieben war, und floh auf die andere Seite des Schlosses. Über den Rasen auf der Vorderseite lief er hinunter zum Girvan und verschwand.

Man feuerte einige Schüsse auf ihn ab, und ich meine, ihn taumeln gesehen zu haben, aber er rannte weiter. Das war das Letzte, was ich von dem armen Burschen gesehen habe. Gott weiß, wo er jetzt ist, wenn er nicht nach Hause gefunden hat.«

Ohne ein Wort hatte Duncan der Erzählung Farsons zugehört. Nur sein Mienenspiel verriet, wie sehr seine Gefühle im Aufruhr waren.

»Was sagte der Spanier dazu, Farson?«

»Das ist das Seltsame, Herr Duncan. Er riet den Soldaten, ihren Mann am Ende des Stoppelfeldes zu beerdigen, wie es sich gehört und so wenig wie möglich über diese Sache laut werden zu lassen. Er sagte, dass das Gesetz ihr Vorgehen gegen Jimmy nicht allzu gut heißen könnte, wenn er auch schwachsinnig sei. Der erschlagene Mann habe als einfacher Soldat kein Recht dazu gehabt, Jimmy zu schlagen. Luis deutete an, dass sie für ihr Verhalten vom Staatsrat verurteilt werden könnten. Ich glaube aber, dass der Spanier nicht so sehr um die Soldaten als vielmehr um sich selbst besorgt war, denn ein solcher Vorfall auf seinem Grundstück käme dem gegenwärtigen Herrn von Schloss Fenwick sicherlich sehr ungelegen. Wenn Jimmy entkommen ist, wird er also kaum durch das Gesetz zur Rechenschaft gezogen werden.«



Jimmy wird gefunden.

Duncan schwieg eine Weile, als Farson seine Erzählung beendet hatte. Er hatte tiefes Mitleid mit Jimmy. Dieser betrachtete ihn als seinen großen Bruder, und an Duncan und Alison war das Leben des kranken Mannes gebunden. Welchen Schmerz und Schrecken die arme Kreatur erlitten hatte, bevor sein Schwachsinn sich in rächende Wut verwandelte, konnte sich Duncan kaum vorstellen. Sein Blut geriet in Wallung, wenn er nur an die grausamen Misshandlungen dachte, die Jimmy erduldet hatte, und er hatte nur wenig Mitgefühl für den Mann, der erschlagen worden war.

»Du hast keine Ahnung, wohin Jimmy gelaufen sein könnte?«, fragte er Farson.

Der alte Diener schüttelte traurig den Kopf.

»Ich wollte, ich könnte Euch helfen, Herr Duncan, aber ich kann leider ... – das heißt, wartet, vielleicht doch.«

»Ja, was weißt du?«

»Wie Ihr wisst, sah ich Jimmy nur für ein paar Augenblicke, als er hier ankam. Er besucht mich immer in der Küche und bemüht sich im Übrigen, dem Spanier aus dem Weg zu gehen, dem er nicht traut und der ihm auch nicht traut. Ich bin sicher, dass Jimmy nicht bleiben wollte, als er die Soldaten sah und merkte, dass ich zu tun hatte. Er sagte, er suche Euch, weil er wie immer dachte, Ihr könntet ihm helfen, Herr Duncan. Er vermutete Euch in Culzean oder in der Nähe, und es sollte mich nicht wundern, wenn der arme

Kerl den Weg über die Hügel von Kilkerran genommen hätte und um den Mochrum gelaufen wäre, um Euch zu suchen. Er kennt den Weg gut und ist ihn im Sommer schon oft gegangen. Dort traf er keine Menschen und konnte nach Herzenslust auf seinem Dudelsack blasen. Übrigens hat er seinen Dudelsack hier liegen gelassen. Meint Ihr, diese Vermutung hat etwas für sich?«

»Ich glaube, dass sie sehr viel für sich hat, Farson, und ich werde der Sache auf den Grund gehen. Ich werde Major hierherbringen. Niemand wird uns in der Dämmerung erkennen oder mehr in uns sehen als einen Landstreicher und seinen Hund. Du wirst zurückgehen und mir Jimmys Dudelsack bringen. Hoffentlich hat niemand anders als Jimmy darauf gespielt.«

»Niemand, Herr Duncan. Er liegt in meinem Schrank, wo Jimmy ihn ablegte.«

»Trag ihn am Mundstück und an den Pfeifen und pass auf, dass du nicht den Sack berührst«, ermahnte Duncan den Diener.

Als er nach zehn Minuten mit dem Hund zurückkam, wartete der alte Mann schon auf ihn. Er hielt den Dudelsack, wie ihm befohlen worden war. Duncan dankte ihm und nahm das Instrument entgegen. Über den Rasen schritt er auf den kleinen Pfad zu, der sich südwärts am Ufer des Girvan hinschlängelte. Das war die Richtung, die ihm Farson angegeben hatte, und in die Jimmy aller Wahrscheinlichkeit nach gelaufen war.

Als Duncan seinen Hund abgerichtet hatte, hatte er auch die Ausbildung des Geruchssinnes nicht vernachlässigt und hatte erstaunliche Leistungen des Tieres beobachten können. Sehr oft hatte er Gelegenheit, über die Intelligenz des Hundes zu staunen, und in den langen Jahren des Zusammenlebens hatte sich zwischen Mann und Tier ein fast menschliches Verständnis entwickelt. Duncan war überzeugt, dass der Hund bestimmte Personen beim Namen kannte und einen einzelnen Menschen in seinem Versteck aufspüren oder in einer Menge herausfinden konnte. Wenn er durch Major eine Botschaft an Marion schicken wollte, brauchte er nur den Namen des Mädchens und »Culzean« zu sagen. Der Hund fand dann seinen

Weg quer durch Moor und Farn und über Berg und Tal. Nicht ein einziges Mal in den drei Jahren seines Gejagtseins hatte das Tier ihn enttäuscht.

Sobald sie den Pfad erreicht hatten, zeigte Duncan dem Hund den Dudelsack und ließ ihn einen Augenblick lang daran schnuppern. Er sagte nur das Wort »Jimmy« und wartete dann gespannt, wie Major sich verhalten würde. Die Spur war kalt, doch der Hund bellte einmal kurz auf und folgte dem Pfad nach Süden.

Mit weit ausgreifenden Schritten folgte Duncan dem Tier, das offensichtlich keine Schwierigkeiten hatte, der Fährte zu folgen. Dann, als sich das hohe Ufer des Flusses zum Wasser zu senken begann, blieb Major stehen. Das Herz des Mannes stand einen Augenblick lang still, denn wenn Jimmy durch den an dieser Stelle ziemlich seichten Fluss gewatet war, konnte die Spur verloren sein. Warum war er hierher gelaufen, überlegte Duncan. Es gab wohl nur einen Grund: Um seinen Durst zu löschen und die Wunden zu kühlen, die nach Farsons Worten seinen Kopf bedeckten. Er konnte keine Veranlassung gehabt haben, den Fluss zu überqueren, denn obwohl sein Geist schwach war, war doch sein Instinkt zu stark, als dass er sich von seinem Heim und seinen Freunden entfernt hätte.

Der Hund schnüffelte am Rand des Wassers entlang und kam nach kurzer Zeit mit einem Stück Tuch im Maul zu seinem Herrn zurück. Duncan nahm es in die Hand und sah, dass es ein Stück eines bunten Taschentuches war, das er einst dem Schwachsinnigen geschenkt hatte. Es war blutverschmiert und war offensichtlich von Jimmy dazu benutzt worden, sich das Gesicht abzuwaschen. Nachdem er den Hund zurückgerufen hatte, ging Duncan wieder hinauf zum Pfad und hielt dem Tier noch einmal den Dudelsack vor die Nase. Den Weg zum Fluss versperrte er diesmal, sodass Major auf dem Pfad weitersehen musste. Nach wenigen Minuten schon zeigte ein kurzes Bellen an, dass der Hund die Fährte wiedergefunden hatte. Diesmal verließ sie den Pfad bald und führte in den Wald, der die Hügel zum Kilkeran bedeckte. Ohne große Mühe folgte ihr der Hund durch den Wald auf eine von Heidekraut und gelbem Ginster bewachsene Fläche.

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Duncan rief Major zu sich und fand unter einem großen Ginsterstrauch einen Platz für die Nacht. Auf der Stelle schlief er ein. Nach vier Stunden wurde es wieder hell, und mit dem ersten Lichtstrahl war er wach. Sein Frühstück war die Wegzehrung, die ihm Farson mitgegeben hatte, und auch der Hund bekam sein Teil. Anfangs hatte Major Mühe, die Fährte wiederzufinden, aber nach einer halben Stunde hatte er Erfolg, und als die Morgensonne die Berge vergoldete, waren die beiden schon wieder auf dem Weg. Für Duncan bestand kein Zweifel daran, dass das Ziel des Flüchtlings Culzean war. Drei Meilen vor sich sah er den zerklüfteten Gipfel des Mochrum, aber zwischen ihm und ihrem Standort lag eine weite Fläche öden Landes, von Sümpfen und Tümpeln übersät, die in der Morgensonne als große silberne Flecken funkelten. Nahe dem Fuße des Mochrum war die Suche zu Ende.

Der Hund sprang in großen Sätzen hinter einen Felsen, der aus dem Berg vorsprang und auf seiner einen Seite eine Art Höhle umschloss. Auf Majors Bellen hin eilte Duncan herbei und fand Jimmy auf dem Rücken im Eingang der kleinen Höhle liegen. Seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht war eine einzige verquollene Masse roter Striemen, die der Hund beleckte, und seine Kleider waren blutverschmiert. In seiner Seite klaffte eine große Wunde. Duncan legte seine Hand auf das Herz des Verwundeten und war froh, einen schwachen Puls zu fühlen. An einem nahen Bach füllte er seinen Trinkbecher mit Wasser und wusch Jimmys Gesicht. Als er dann des Freundes Obergewand und seine Weste entfernt hatte, stellte er fest, dass eine Kugel eine zwar stark blutende, aber sonst ungefährliche Fleischverletzung verursacht hatte. Er wusch die Wunde aus und verband sie mit einem sauberen Leinentuch. Nach einiger Zeit öffnete der Verwundete die Augen. Erschreckt blickte er um sich, als er den Bettler an seiner Seite sitzen sah. Erst als ihn Duncan mit seiner natürlichen Stimme ansprach und er den Hund sah, wich der ängstliche Gesichtsausdruck einem freudigen. Er flüsterte:

»Ja-nu, Herr Duncan, Ihr seid es. Jimmy wusste, Ihr würdet kom-

men und Jimmy helfen; ja-nu, Jimmy hat viel Schmerz; böser Mann hat Jimmy wehgetan, Herr Duncan. Ja-nu – Jimmy hat Durst.«

Duncan lief zum Bach zurück, füllte den Becher mit frischem, kaltem Wasser und hob ihn dem Verwundeten an die Lippen. Jimmy trank gierig in tiefen Zügen und verschlang förmlich, womit Duncan ihn fütterte. Diese Stärkung schien seine Lebensgeister wieder aufzuwecken, und aus seinem grausam zugerichteten und geschwellenen Gesicht blickten seine Augen seinen Wohltäter voller Dankbarkeit an. Den ganzen Morgen blieb Duncan bei ihm und sorgte für sein Wohlergehen. Als er Jimmy fragte, ob er wohl die zwanzig Meilen bis zu Alison Purdies Hütte laufen könne, versicherte der Verwundete:

»Ja-nu, ja-nu, Herr Duncan; Jimmy hat wieder Kraft, ja-nu.«

Duncan entschloss sich, den Marsch zu wagen, und so kamen sie nach sieben Stunden am Girvan an. Die Dämmerung senkte sich auf das Land, als er seinen Gefährten auf dem Rücken den Hügel hinauf zur Hütte trug.

Alison kniete sich neben das Bett des verwundeten Mannes, der doch nur ein Kind war am Verständnis. Beruhigend strich sie ihm über die Stirn und summte eine Melodie. Dann trocknete sie ihre Tränen und verließ den Raum, als Duncan dem Verletzten die Kleider auszog und ihn zudeckte.

»Wie habt Ihr ihn gefunden, Duncan?«, fragte sie ihn, als er aus dem Zimmer kam, in dem Jimmy jetzt schlief.

In kurzen Worten erzählte er ihr von seinem Besuch auf Schloss Fenwick und seiner Suche nach ihrem unglücklichen Schutzbefohlenen.

»So wart Ihr also in der Höhle des Löwen. Hoffentlich seid Ihr nicht dem spanischen Dieb begegnet, der Euch Euren Besitz gestohlen hat?«

»Doch, ich habe ihn gesehen, und er drohte mir armem Bettler mit der Peitsche, wenn ich nicht schleunigst von meinem eigenen Grund und Boden verschwände. Ich hatte hart mit mir zu kämpfen, dass ich nicht vor Lachen herausplatze und ihm seine alberne Peitsche abnahm. Am liebsten hätte ich ihn übers Knie gelegt und sein

Hinterteil bearbeitet, bis er nicht mehr hätte sitzen können. Wenn ich zu diesem Zeitpunkt gewusst hätte, wie man Jimmy misshandelt hatte – ich fürchte, ich hätte es wirklich getan. Zum Glück für uns beide erkannte er in dem schmutzigen Landstreicher nicht seinen Pflegebruder.«

»Meiner Treu! Ich weiß, warum er Euch nicht erkannt hat. Euer eigener Vater hätte Euch in dieser Verkleidung nicht wiedererkannt«, rief Alison aus.

»Ist sie so gut, Alison?«

»Sie könnte nicht besser sein. Ich wundere mich jetzt nicht mehr, dass Ihr Euren Feinden so lange entkommen seid; Gott weiß, wie Ihr Euer Gesicht und Eure Stimme so verstellen könnt. Man hat mir gesagt, dass auch der, den man den Schwarzen Rächer nennt, sich so verstellen kann, dass niemand weiß, wer er ist ...«

Als ihre Stimme plötzlich erstarb, sah Duncan sie an. Ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck von Ungläubigkeit, gemischt mit Furcht, als ob ihr gerade etwas Ungeheuerliches enthüllt worden sei.

»Gott sei uns gnädig«, flüsterte sie. »Duncan, Ihr seid der Schwarze Rächer selbst. Jetzt sehe ich, dass nur Ihr es sein könnt. Welch ein Gedanke, dass ich drei ganze Jahre lang so blind und dumm gewesen bin und es nicht früher erraten habe.«

»Pst, Alison, pst! Dieses Geheimnis ist in diesen Tagen gefährlich für jeden, der es kennt.«

Aber die Frau ließ sich nicht einschüchtern. »Ist es denn möglich«, fuhr sie fort, »dass unser Duncan derjenige ist, den die Bergbewohner verehren und seligpreisen? Ich hätte es mir denken können, dass Ihr der einzige Mann in Schottland seid, der solche Heldentaten verrichten kann und sein Leben für die armen Glaubensgenossen und ein so bedauernswertes Geschöpf wie Jimmy aufs Spiel setzt.«

»Lass mich nicht rot werden, Alison. Es gibt tausend Männer im Süden Schottlands, die auf ihre Weise viel mehr für Christi Reich und seinen Glaubensbund getan haben als ich. Gott hat mir manche Gaben gegeben, wie Gesundheit, Kraft und die Fähigkeit, mich zu verstellen, und ich habe versucht, sie für seine gute Sache zu ver-

wenden, zum Schutz der Armen und Schwachen und zur Hilfe für die Bedürftigen. Ich habe nichts, das ich nicht empfangen habe; so ich es aber empfangen habe, was sollte ich mich denn rühmen – wie die Schrift sagt. Aber es ist ein gefährliches Geheimnis, das du nun mit dir herumträgst, Alison, und Jimmy darf es nie erfahren, wenigstens nicht, bevor die Nacht vergangen und die Gefahr vorüber ist.«

»Habt keine Angst, Duncan«, sagte die Frau, und in ihrer Stimme schwang eine Art Ehrfurcht mit. »Ich werde meinen Mund verschließen, und alle Teufel in Claverhouses Armee werden mich nicht dazu bringen, ihn zu öffnen. Kennen eigentlich viele das Geheimnis?«

»Nicht, dass ich wüsste, aber viele werden einen Verdacht haben, wer der Rächer ist.«

»Weiß es der alte Sandy?«

»Peden? Ja, er weiß es. Aber warum fragst du?«

»Gestern war er hier und hat sich nach Euch erkundigt.«

»Wirklich? Sagte er, was er von mir wollte?«

»Nicht direkt, Duncan. Er war sehr erregt und war gerade auf dem Weg nach Culzean, wo eine geheime Zusammenkunft mit Sir William Kennedy und anderen Brüdern stattfindet. Er erzählte, dass sie sich am Morgen in Sandy McVicars Hütte treffen wollen. Ich sollte es Euch weitersagen, falls Ihr hierherkämt. Das große Konventikel auf der Versammlungsae bei Ballantrae ist auf Ende Juni verschoben worden. Wollt Ihr nach Culzean gehen?«

»Ich muss, Alison. Große Dinge gehen in Edinburgh und anderswo vor, und in den Herzen der Übeltäter ist Furcht, dass ihre Stunde bald kommen wird. Sie treffen sich bei Sandy McVicar, sagtest du?«

»Ja, sie hielten das für besser, als wenn sie sich im Schloss träfen, denn die Leute von Culzean sind auch so schon in großer Gefahr.«

Duncan trat zur Tür der Hütte und ging hinaus in die kühle Frische der Nacht. Es war dunkel, wenn die grauviolette Dämmerung, die sich im Juni auf Schottland senkt, dunkel genannt werden kann. Für den Mann schien in der Stille der Sommernacht ein unbeschreiblicher Friede zu liegen.

»Ich werde mich für ein oder zwei Stunden zur Ruhe legen, Alison, und mich dann bei Tagesanbruch auf den Weg nach Culzean machen«, sagte er, als er wieder in die Hütte trat. »Ich glaube, es wird Jimmy bald besser gehen, wenn er noch eine Weile im Bett bleibt.«

Es war genau sechs Uhr morgens, und die Sonne verwandelte den fleckenlosen Schnee auf dem Gipfel des Goatfell auf der Insel Arran in geschmolzenes Silber, als Duncan auf seinem Pferd Mitternacht die Bauernschlucht an der Küste bei Carrick verließ und der Hütte Sandy McVicars zuritt. Sandy saß auf Dick Ingrams Stute und hielt vor seiner Wohnung Wache. Sobald er den Reiter erkannt hatte, galoppierte er ihm auf dem Strand entgegen.

»Willkommen, Duncan!«, rief er erfreut. »Geht nur ins Haus. Ein Frühstück steht bereit, und die Väter und Brüder sind schon versammelt. Sie erwarten Euch.«

Duncan war gehobener Stimmung. Sein langer Morgenritt vom Boglewald bis hierher, am Ufer des Girvan entlang und durch eine Landschaft, die zu den schönsten in Schottland zählt, hatte ihn gestärkt, und die Vorahnung, dass große Dinge sich ereignen würden, erfüllte sein Herz. Außerdem überschwemmte ihn der Gedanke, dass er Marion sehen würde, wie eine gewaltige Woge. Er hatte ihr bereits eine Botschaft geschrieben, die sie zum Abend an den Strand bat. Der Zettel war um Majors Hals gebunden. Duncan tätschelte den Kopf des Hundes, zeigte die Küste entlang in die Richtung des Schlosses, dessen Türme in der Morgensonne glänzten, und rief die zwei Wörter »Marion« und »Culzean«. Der Hund bellte kurz auf, als verstünde er, dass sein Herr sich freute und er der Überbringer guter Nachrichten war. Mit langen Sätzen jagte er dem Schloss zu.

Sieben Männer waren in der Hütte versammelt, als Duncan eintrat. Alle erhoben sich, um ihn zu begrüßen, denn er kannte sie alle. Ihr Leiden um Christi willen hatte sie alle innerlich gezeichnet und die meisten auch äußerlich. Einige von ihnen hatten bei Drumclog und an der Brücke von Bothwell gekämpft. Alle waren sie vom Staatsrat geächtet, auf ihre Köpfe waren einige Tausend Taler Belohnung ausgesetzt, und alle waren sie seit mehr als zwanzig Jahren

verfolgt worden. Da waren Thomas Hog aus Kiltearn, Henry Erskine, Gabriel Sempill aus Jegburgh, Gilbert Elliott, William Veitch und George Boyd aus Maybole und Alexander Peden.

Thomas Hog hatte mit allgemeiner Zustimmung die Leitung der Versammlung. Er hatte sich gerade zu einer Rede erhoben, als sich die Tür öffnete und Sir William Kennedy von Culzean eintrat. Nach der Begrüßung eröffnete Peden das Treffen mit einer leidenschaftlichen Bitte um Gottes Führung.

»Brüder«, begann Thomas Hog, »wir sind hier vor dem bald stattfindenden Konventikel zusammengekommen, um über eine Situation zu sprechen, vor der wir neuerdings stehen und die die Kirche Christi in Schottland sehr bedroht. Ich habe gerade aus England die Nachricht erhalten, dass in diesem Monat König James ein Sohn geboren wurde. Wir alle wissen, was es heißt, wenn der papistische Sohn eines papistischen Vaters die Thronfolge antritt. Das Schicksal des Protestantismus hier und in England wäre besiegelt, denn das bedeutete die Zerstörung aller religiösen Freiheit auf den Britischen Inseln. Wie einige von euch wissen werden, sah ich schon vor vier Jahren etwas Ähnliches kommen und sandte, meiner Meinung nach vom Geist des Herrn geleitet, durch unseren guten Freund Sir William Kennedy von Culzean eine Botschaft an Prinz Wilhelm von Oranien. Ich schrieb ihm, dass die dunkle Wolke über unserem Land vorüberziehen werde und dass er der Auserwählte des Herrn sei, der einmal über dieses Reich herrschen solle. Durch die Geburt des Kronprinzen, des Prinzen von Wales, sind nun unsere Brüder in England und viele der Anhänger des Prälatentums auf die Gefahren aufmerksam geworden, die uns drohen.« Die Gefühle übermannten den alten Mann und erstickten seine Worte, sodass er einen Augenblick lang nicht weiterreden konnte.

Doch bald schon fuhr er fort. Leicht flossen nun die Worte von seinen Lippen, und vor seinen Zuhörern stellte sich die gegenwärtige Situation dar, die hinterhältigen Machenschaften des Königs und seine Entschlossenheit, durch jesuitische Ränke das Papsttum nach England und Schottland zurückzubringen. Er zeigte ihnen, dass

James' Nachgeben in einigen Punkten in Wirklichkeit nur Vorwand war, um die Arglosen zu täuschen. Was er den enteigneten Geistlichen zugestand, war nur das, was ihnen von Geburt an unabänderlich zustand und ihnen widerrechtlich genommen worden war.

»Brüder«, fuhr seine Stimme fort, »wir wollen uns von niemandem täuschen lassen. Während die ›Nachsicht‹ des Königs uns Duldsamkeit verkündet, färbt das Blut unserer Brüder, unserer Schwestern und Kinder die Heide von Ayrshire und Galloway rot, und in diesem Augenblick schwingt in Edinburgh und anderswo der Scharfrichter die Axt und knüpft der Henker die Schlinge. Die Schwerter Claverhouses und seiner Schinder triefen von Tag zu Tag mehr vom Blut der Glaubensgenossen.

Und warum wurden die scheinbaren Vergünstigungen gewährt? Weil das steinerne Herz unseres papistischen Königs vom Leiden unserer Märtyrer gerührt wurde? O nein! Sondern weil es gewisse Benachteiligungen und Strafen gab, die notwendigerweise gemildert werden mussten, und weil es besser aussah, wenn die Glut des Feuerofens etwas nachließ. Aber weil der Herr selbst Ehre einlegt, wenn Menschen wider ihn wüten, ist uns auch aus dieser Politik ein Vorteil erwachsen. Ihr alle wisst, was dem Blutigen McKenzie geschehen ist, und habt auch bestimmt von den sieben Bischöfen gehört, die sich weigerten, des Königs Proklamationen zu verlesen. Sie wurden in Westminster Hall vor Gericht gestellt und unter den Rufen der begeisterten Menge freigesprochen. Konservative und Liberale, Prälaten und Nonkonformisten machen gemeinsame Sache gegen den Tyrannen, damit nicht der Fluch der Stadt Meros auf ihnen ruhe, deren Bürger dem Herrn nicht zu Hilfe kamen.

Brüder, die Stunde unserer Befreiung will anbrechen. Hört das Wort des Herrn: ›Und wenn du hören wirst das Rauschen auf den Wipfeln der Maulbeerbäume einhergehen, so eile; denn der Herr ist dann ausgegangen vor dir her, zu schlagen das Heer der Philister.‹ Dieses Rauschen, Brüder, geht heute im Land einher.«

Der alte Mann machte eine kurze Pause, und seine Zuhörer hielten den Atem an. Gespannt verfolgten sie das Spiel seiner Mienen,

jeder mit der gleichen Hoffnung, der gleichen Erwartung. Draußen vor der Tür lag die Förde im herrlichen Sonnenschein, und kleine Wellen umspülten den goldenen Sandstrand und ließen flüsternd die Musik des unergründlichen Meeres erklingen. Sandy McVicar stand in seiner Tür, und seine Augen suchten unablässig den Strand ab, ob vielleicht irgendwo ein Stahl in der Sonne aufblitzte oder ein roter Rock sich zeigte. Doch seine Ohren sogen jedes Wort Thomas Hogs auf, der jetzt wieder sprach. Langsam und bedächtig, als sei er sich der Tragweite seiner Worte bewusst, verkündete er ihnen etwas, was den Lauf der Geschichte verändern sollte. Es sollte eine grausame und despotische Herrschaft beenden, den Schotten das Recht wiederbringen, Gott auf ihre Weise und nach ihrer Erkenntnis zu loben und sollte ihrer geliebten Kirche und Heimat die Freiheit bringen.

»Männer und Brüder des Glaubensbundes, die Stunde der Errettung kommt herbei, und ich möchte euch den Rat geben, eure Häupter zu erheben, darum, dass sich unsere Erlösung naht. Die Prophezeiung, die ich vor langer Zeit machte, ist in Erfüllung gegangen, und Wilhelm Heinrich, Prinz von Oranien und Herzog von Nassau, Statthalter der Republik der Vereinigten Provinzen, ist ersucht worden, baldigst über den Kanal zu kommen und als Befreier des Landes die Königswürde anzunehmen.«

Es ist unmöglich, die nun folgende Szene zu beschreiben. Alle waren sie starke Männer, von festem Glauben und großem Mut, bewährt im Feuerofen der Anfechtung und geprüft durch härteste Verfolgung. Wohl hatten Not und Entbehrung ihren Rücken gebeugt, doch dreißig Jahre des Leidens für die Sache Christi hatten ihren Geist nicht brechen und den kleinsten Buchstaben oder Tütel ihrer Überzeugung nicht aufheben können. Nun, zu guter Letzt, war die Antwort auf ihre Gebete greifbar nahe, und ein Lichtschimmer erhellte das Dunkel der Not, in dem sie so lange gelebt hatten. Es schien ihnen, als läge die Stadt ihrer Träume vor ihren Augen und als neigte sich der harte Winter der Heimsuchung dem Ende zu. An den Wassern zu Babel hatten sie geweint und ein hartes Joch ertragen. Jetzt würden sie bald ihre Harfen von den Weiden nehmen können,

an denen sie so lange gehangen hatten, und das Lied des Herrn in ihren eigenen Landen singen können. Sie weinten vor Freude, ohne sich ihrer Tränen zu schämen, fielen sich um den Hals und gaben einander brüderliche Küsse auf die Wangen. Ihre Freudenrufe, ihr Lobpreis Gottes, ihr Weinen und Lachen hätten bei einem Außenstehenden wohl den Eindruck hinterlassen, dass sie von Sinnen seien.

Der Rest des Tages bis zum späten Nachmittag wurde im Gebet und Loben zugebracht. Bevor sie auseinandergingen, sprach Peden noch ein prophetisches Wort der Warnung.

»Vergesst eines nicht, Brüder«, sagte er feierlich. »Wenn auch das Ende der finsternen Nacht abzusehen ist, haben wir es doch noch mit einem papistischen König zu tun, der nicht bereitwillig auf seine Macht verzichten und sein Zepter nicht kampflös niederlegen wird. Noch immer quälen uns Teufel in Menschengestalt wie Claverhouse, und manch eine fromme Seele muss noch durch das finstere Tal des Todes wandern, ehe der Friede in dieses blutige Land wieder einziehen wird, ehe der Papismus vergeht und die Kirche befreit wird.«

Der ehrwürdige Mann des Glaubens wusste selbst nicht, wie wahr seine Worte waren.



Marion macht eine Entdeckung

Duncan unterhielt sich noch mit Sandy McVicar, lange nachdem die anderen gegangen waren. Sie hatten sich am späten Nachmittag auf den Weg gemacht, jeder an seinen Ort, um auf die Befreiung zu warten, die bald kommen musste. Der alte Mann war freudig erregt über das, was sie gehört hatten. Er schien darin die sofortige Erlösung der Kirche zu sehen, den baldigen Auszug aus der ägyptischen Gefangenschaft in das Gelobte Land, in dem die reine Milch des Evangeliums frei fließen würde.

»Aber Sandy, Ihr müsst an das denken, was Peden sagte: Dass uns noch schwere Prüfungen bevorstehen können. Ihr vergesst, dass der König immer noch auf dem Thron sitzt, dass ein neuer papistischer Prinz von Wales geboren wurde und dass der Prinz von Oranien noch nicht seine Zustimmung gegeben hat«, gab Duncan zu bedenken.

Aber er konnte Sandys Freude nicht dämpfen. Der alte Mann hielt daran fest, dass der Herr sein Volk an die Grenzen Kanaans geführt hatte und es sicher in kürzester Zeit in das Land bringen würde. Daran zu zweifeln, hieße sich der Sünde des Unglaubens schuldig zu machen und die Macht des Heiligen in Israel zu begrenzen, wie er sich ausdrückte. Duncan sah, dass es nutzlos und unklug gewesen wäre, ihn weiter überzeugen zu wollen.

»Werdet Ihr zur Nacht bleiben, Duncan?«, fragte Sandy, als sein Besucher sich anschickte zu gehen.

»Ich glaube nicht, Sandy. Wegen der vielen Rotröcke in dieser Gegend fürchte ich um Euer und mein Wohlbefinden.«

»Sie haben mich gestern besucht«, erzählte der alte Mann. »Es war gut, dass Ihr nicht da wart, Duncan, obwohl Ihr sicher hätet entkommen können. Ich sah sie nämlich schon von Weitem. Sie hatten einen Gefangenen bei sich, der mir sehr leidtat. Der arme Kerl wird bei Clavers sicher einiges auszustehen haben, denn er ist aus John Grahames Armee desertiert, was ich sehr aufschlussreich finde.«

»Welche Aufschlüsse gibt es Euch denn, Sandy?«, fragte Duncan geistesabwesend, denn seine Augen suchten die Türme von Culzean in der Ferne.

»Ich meine, dass Clavers sich nicht recht auf die Angehörigen seiner Hochlandtruppe verlassen kann, die bisher seine schmutzige Arbeit verrichtet hat. Dieser McQuater hatte in einem Hochlandregiment gedient.«

»Was ist – was für einen Namen habt Ihr gerade genannt?« Diese Worte kamen wie ein Peitschenhieb, und Sandy sah den Freund überrascht an.

»Meine Güte, habt Ihr mich erschreckt, Duncan. Der Mann hieß McQuater, Andra McQuater. Eurem Gebaren nach kennt Ihr ihn?«

»Hatte er breite Schultern, ein rotes Gesicht, graues Haar und blaue Augen, aus denen ein stilles Lachen blitzte? Trug er einen McGregor-Rock, und sah er ganz wie ein Landstreicher aus?«

Sandy war erstaunt. »Genau so sah er aus, Duncan. Da Ihr ihn so gut beschreiben könnt, muss er wohl ein guter Freund von Euch sein.«

»Habt Ihr ihn zufällig einmal singen hören, Sandy?«

»Ja, ich habe ihn gehört, und er sang wie eine Nachtigall oder eine Lerche, die sich an einem Sommermorgen aus dem Nass des Taues erhebt. Duncan, als er die alte Ballade von den vier Marien sang, sah ich, wie bei der letzten Strophe sogar die Soldaten heimlich eine Träne vergossen:

›Oh, dass die Mutter mein nicht wusste,
als sie mir Wiegenlieder sang,
wohin ihr Sohn noch wandern musste
und wo sein letztes Lied erklang.«

Dann sang er noch viele alte Balladen, wie ›In den dunklen Höhlen von Yarrow‹, ›Die Frau von Ushers Well‹ und ein paar Lieder von den Hebriden, in denen das Murmeln der Gezeiten war und mancher Geruch, den man kennt, aber nicht bezeichnen kann. Das Seufzen des Windes in den Bäumen in einer Winternacht konnte man hören, das Schreien eines verirrten Kindes nach seiner Mutter und das Lachen der Feen, das dem Menschen Unglück bringt. Ich sage Euch, dass McQuater die Soldaten gefangen hielt, als wir gestern Abend nach dem Nachtmahl hier zusammensaßen.«

Duncan schwieg und schaute hinaus auf die Förde.

›Ihr seht traurig aus, Duncan. Kennt Ihr McQuater?«, fragte Sandy.

Der andere nickte. ›Unsere Bekanntschaft war zwar kurz, aber doch kostbar und lang genug, um ein festes Band der Freundschaft und Achtung zu schmieden.« In kurzen Worten schilderte er die Umstände ihres Zusammentreffens und erzählte auch von McQuaters Verbindung zu den Glaubensgenossen und den Folgen, die sich daraus für ihn ergeben hatten.

Bekümmert murmelte Sandy: ›Armer Mann, armer Mann! Und durch die Bergbewohner ist er zum Herrn gekommen! Aber das wird ihm bei Clavers nicht viel nützen, glaube ich. Es ist schon schlimm genug, aus des Königs Heer desertiert zu sein, aber ein Deserteur, der sich zu den Feinden geschlagen hat, muss in John Grahames Augen zum Abschaum der Menschheit gehören.«

›Was ich nicht verstehe«, überlegte Duncan laut, ›ist, wie er in diese Gegend gekommen ist. Ich habe mich in der Nähe von Schloss Fenwick von ihm getrennt, und er wollte nach Maybole und Glasgow und von dort aus in die Hochlande weiterwandern. Habt Ihr eine Ahnung, wo man ihn gefangen hat, Sandy?«

»In der Nähe von Glenside«, war die prompte Antwort. »Einer der Soldaten erzählte es mir.«

»Glenside. Dann muss er in Schwierigkeiten geraten sein – vielleicht, dass ihn einige der Soldaten in Maybole wiedererkannt haben. Anscheinend ist er dann den gleichen Weg zurückgegangen, um zur alten Küstenstraße zu gelangen. Vielleicht hoffte er, von Dunure oder Ayr ein Schiff nach Glasgow oder Inverary zu bekommen.« Duncan schwieg einen Moment. »Wenn ich nur wüsste, wohin man ihn jetzt bringt«, sagte er, mehr zu sich selbst.

»Das kann ich Euch sagen. Sie wollten ihn nach Kilkerran bringen und morgen dann weiter nach Schloss Fenwick, wo Clavers selbst sein wird. Die Soldaten erwarten, dass er dort verurteilt und entweder gehenkt oder kurzerhand erschossen werden wird.«

»Morgen also. Nun Sandy, wir wollen für den armen Kerl beten, und wer weiß, ob nicht vielleicht Gott noch ein Wunder tut. Ich werde jetzt gehen.«

Die Ebbe hatte schon eingesetzt, als Duncan sein Pferd gen Culzean lenkte. Zum ersten Mal seit Wochen war der Himmel über Arran bedeckt, und die Wolken hatten schon die goldene Farbe der untergehenden Sonne angenommen. Von Westen her war eine Brise aufgekommen, die das Schilf in Bewegung brachte. Der bald fallende, bald steigende Wind zeichnete Wellenlinien in den Sand – Zwergenspuren, wie die Kinder sagten, denn die Zwerge hinterließen sie ja auf dem Weg zu ihrer Wohnung. Möwen schrien heiser, während sie in den Prieln und Tümpeln, die das zurückweichende Wasser hinterlassen hatte, um ihre Nahrung kämpften. Im Wald auf der anderen Seite erfüllten Gottes kleine gefiederte Sänger den Abend mit ihrem Loblied.

Duncan war noch eine Meile vom Schloss entfernt, als er die Gestalt eines Mädchens ausmachen konnte, das ihm auf dem Pfad zwischen Felsen und Sand entgegenkam. Selbst wenn er nicht den Hund an ihrer Seite gesehen hätte, hätte er gewusst, dass es Marion war. Sein Herz schlug schnell, und das Blut floss rascher durch seine Adern, als sie sich näher kamen. Wieder kamen ihm ihre strahlende

Schönheit und das Glück, das er durch ihre Liebe erfahren hatte, wie ein Wunder vor. Er sah, wie der Hund ihre Seite verließ und ihm in gewaltigen Sätzen entgegenjagte. Duncan stieg vom Pferd, ließ Major die Zügel im Maul halten und ging das letzte Stück des Weges zu Fuß.

Die Freude seines eigenen Herzens schien sich im Gesicht des Mädchens widerzuspiegeln, als er sie in die Arme schloss und sanft ihre Lippen küsste.

»Oh, mein Liebling, mein Schatz«, flüsterte er. »Ich bin rein unsinnig vor Liebe. Womit habe ich ein solches Glück verdient, und wie lange wird es anhalten?«

»Bis in alle Ewigkeit«, hauchte sie glücklich. »Bis der Mond alt ist und die Sterne kalt und die Zeit sich im unendlichen Meer der Ewigkeit verliert. Und nun, nach dieser großen Rede, trage mich bitte durch den Sand auf den kleinen grünen Hügel dort am Waldrand, und berichte mir von den wunderbaren Dingen, die sich zugetragen haben.« Mit einem fröhlichen Lachen hob Duncan sie wie eine Feder empor und setzte sie auf dem gewünschten Hügel nieder.

»Meine Belohnung«, sagte er, als er ihr einen Kuss auf die Lippen drückte und sich an ihre Seite setzte.

Hand in Hand saßen sie so da und beobachteten das Spiel von Licht und Schatten auf den schimmernden Wassern der Förde. Sie lachten über Majors vergebliche Versuche, am Strand die Möwen zu fangen, und der Gleichklang ihrer Herzen setzte sie wieder neu in Erstaunen. Wie herrlich war doch das unaussprechliche Glück der Liebe, die Gott damals Mann und Frau als Teil ihres göttlichen Erbes geschenkt hatte, damals in einem fernen Garten am Morgen der Zeiten.

»Duncan, mein Vater brachte mir die wunderbare Nachricht, als er heute Nachmittag nach Hause kam«, sagte Marion mit unverhohlener Begeisterung und großer Freude. »Mein Herz ist so glücklich bei dem Gedanken, dass die Verfolgung vorbei ist, dass ich kaum an mich halten kann.«

»Noch ist es nicht so weit, Liebling«, dämpfte der Mann ihre Begeisterung. »Hat dir dein Vater nicht auch von Pedens Warnung

erzählt? Er riet uns, nicht in einen Taumel der Freude zu verfallen, denn die Nachricht sei vorerst nur ein Licht im finsternen Tal, das unseren Weg erhellen soll.«

»Ich glaube, er sagte auch etwas von Pedens Warnung, aber ich war bei dem Gedanken, dass wir bald in Sicherheit miteinander leben können, so außer mir vor Freude, dass ich ihm kaum noch zuhörte.«

Der starke Mann an ihrer Seite erbebte, als er diese Worte hörte. »Oh, meine Liebste, mein Herz will schier zerspringen vor Freude, wenn ich an jenen herrlichen Tag denke, aber wir müssen uns davor hüten, dass unser Verstand mit unseren Wünschen davoneilt. Der Prinz von Oranien ist noch nicht hier, ja, wir wissen noch nicht einmal, ob er überhaupt kommt, wenn wir das auch glauben und hoffen. Noch immer jagt man mich, und auf meinen Kopf ist noch der Preis von fünftausend Talern ausgesetzt. Ein bettelarmer Geselle bin ich, tot mehr wert als lebendig und keine gute Partie für das schönste und liebste Mädchen in ganz Schottland.«

Seine Worte waren nicht ohne eine Spur von Bitterkeit, die dem Mädchen Tränen in die Augen trieb.

Augenblicklich bereute Duncan, was er gesagt hatte.

»Vergib mir, mein Herz, mein Liebstes, was ich habe«, bat er bedauernd und voll unendlicher Zärtlichkeit. »Ich wollte dich nicht verletzen. Es tut mir leid, dass ich so unbedacht gesprochen und einen Augenblick lang die Güte und Gnade vergessen habe, die mir mein Leben lang gefolgt sind, und deine große Liebe, die mich so bereichert hat. Vor allem habe ich einen Moment lang die große Verheißung vergessen, die ich heute Morgen gelesen habe. ›Denn er hat gesagt: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen; also dass wir dürfen sagen: Der Herr ist mein Helfer, ich will mich nicht fürchten; was sollte mir ein Mensch tun?‹ Gibt es überhaupt irgendetwas, das wir bei einer solchen Verheißung fürchten müssten? Dieses Wort hat Zehntausende unseres Volkes während dieser babylonischen Gefangenschaft gestärkt und ist ein Anker, auf den wir uns bis zum Ende verlassen können.«

Das Mädchen trocknete seine Tränen und lächelte.

»Du darfst so etwas Dummes niemals sagen, Duncan. Du bist nicht unwürdig. Gott hat dich mir geschenkt. Die Liebe wird, die ich empfang, zu gleicher Liebe, und es gibt für mich keinen anderen Mann auf der Welt, der so angenehm im Umgang oder so entschlossen in der Tat ist wie du. Ausgenommen vielleicht der, den man den Schwarzen Rächer nennt. Er ist noch schlechter dran als du, denn auf seinen Kopf sind zehntausend Taler gesetzt.«

»Nicht doch, mein Schatz. Ich habe dir schon einmal gesagt, dass ich keinen Rivalen dulde, wenn es um dein Herz geht, und diese eingebildete Gestalt kann ich nicht ausstehen«, neckte er in übertrieben ernstem Tonfall.

Marion legte ihren Finger auf seinen Mund. »Still, Liebster«, sagte sie. »Ich bin so außer mir vor Freude, dass ich kein unfreundliches Wort dulde, das die Herrlichkeit dieser Stunde beeinträchtigen könnte. Wenn du reden willst, erzähle mir lieber, was du in letzter Zeit getrieben hast, und sage mir, wie oft du an mich gedacht hast.«

Duncan legte seinen starken Arm um ihre Hüfte und zog sie sanft zu sich heran. »Liebling, ich denke Tag und Nacht an dich. Du bist immer in meinen Gedanken. Dass Gott mir deine Liebe geschenkt hat, ist das größte Wunder meines Lebens und das höchste Glück meines Herzens. Worte können dir nicht sagen, was du für mich bedeutest und welche traurige und trostlose Einöde die Welt ohne dich wäre. Nur der Gedanke an dich hat mir in diesen vergangenen drei Jahren durch so manche lange Nacht und so manchen trüben Tag hindurchgeholfen, auch damals schon, als ich noch gar nicht wusste, ob du dir etwas aus mir machtest. Und der Wunsch eines verfolgten Heimatlosen, von dir geliebt zu werden, schien mir so unerfüllbar zu sein, wie es unmöglich ist, dass der Adler auf dem Gipfel des Goatfell sich mit der Drossel in den Buchenwäldern um Culzean paart.«

Marion schaute ihm in die Augen. Ihr Herz war zum Reden zu voll, aber ihr Gesicht war verklärt, und aus ihren Augen leuchtete das Licht einer großen und heiligen Liebe.

So saßen sie einige Zeit lang schweigend da, doch es war ein

beredtes Schweigen, in dem Unsagbares zur Sprache kam. Major war es müde geworden, die Möwen zu jagen, und kam herauf, um sich zu Marions Füßen niederzulegen.

»Du fragtest mich, was ich in letzter Zeit getrieben habe«, sagte Duncan schließlich. »Ich will es dir erzählen.«

In kurzen Worten berichtete er ihr von seiner Suche nach Jimmy, von seiner Begegnung mit Andra McQuater und von dessen Gefangennahme. Marion zeigte ein lebhaftes Interesse und weinte heftig bei der Schilderung der Misshandlungen, die der arme Jimmy erduldet hatte.

»Meinst du, dass sie Andra McQuater auf Schloss Fenwick hingerichtet werden?«, fragte sie ängstlich.

»Ich fürchte, wenn Clavers dort ist, kann daran kein Zweifel bestehen. Falls sie ihn nach Edinburgh bringen, wird er dort gefoltert und dann mit der Roten Magd hingerichtet werden.«

Das Mädchen schüttelte sich vor Entsetzen.

»Oh, Duncan, wie schrecklich. Denk nur an die alte Mutter des armen Mannes, die auf seine Heimkehr wartet. Du kennst doch den Schwarzen Rächer, Duncan? Kannst du dich mit ihm in Verbindung setzen, damit ihr etwas zur Rettung McQuaters unternehmen könnt?«

»Wir haben nicht mehr viel Zeit, aber dein Vorschlag hat etwas für sich. Wenn etwas unternommen werden soll, dann muss ich mich auf alle Fälle beeilen. Ich werde dir Major mitgeben. Behalte ihn für eine Weile bei dir und schick ihn mit einer Botschaft zu Alison Purdie, wenn du mich brauchst.«

In kurzer Entfernung von ihnen weidete das Pferd die wenigen Grashalme ab, die am Waldrand wuchsen. Einer der Zügel schleifte lose über den Boden.

»Hol Mitternacht!«, befahl Duncan dem Hund, der sofort davonlief, den Zügel ins Maul nahm und das Pferd gehorsam hinter dem Mann und der Frau herführte, die sich bereits auf den Weg gemacht hatten.

»Sei bitte vorsichtig, Liebster, um meinetwillen«, bat Marion, als

sie langsam den Sandstrand entlanggingen und dem gewundenen Pfad zwischen den Felsen folgten. So gelangten sie Hand in Hand bis an den Anfang des Tangweges.

»Ich werde auf mich aufpassen, Liebste. Mach dir in dieser Hinsicht keine Sorgen.«

Marion beobachtete, wie der Hund und das Pferd näher kamen und sah, wie aus einer der Satteltaschen etwas zu Boden fiel. Duncan hatte es nicht bemerkt, denn er stand mit dem Rücken zum Pferd.

»Entschuldige, Liebling, du hast etwas verloren«, sagte sie, beugte sich nieder und hob die zu Boden gefallene schwarze Maske auf. Einen Augenblick lang starrte sie sie verständnislos an, dann zeigte ihr bestürztes Gesicht, dass sie anfangen zu begreifen, und schließlich brach sie in ein befreites Lachen aus.

Duncan konnte das Mädchen nur verständnislos ansehen. Marion schüttelte sich vor Lachen, und Tränen liefen ihre Wangen hinunter. Dann gewann sie wieder die Kontrolle über sich und blickte den Geliebten tadelnd an.

»Duncan, wie konntest du mich nur so täuschen?«, fragte sie mit gespielter Ernst. »Man sollte es nicht für möglich halten, dass ich bis jetzt nicht den geringsten Verdacht hatte, wer der Schwarze Rächer sein könnte. Wie dumm ich doch gewesen bin! Aber schau nicht so ängstlich drein, Liebster. Ich will dir verzeihen, weil du dich mit den besten Absichten verstellst hast, und ich werde dein Geheimnis wahren.«

Duncan musste lachen, und dann lachten beide zusammen.

»Du bist der dritte Mensch in den letzten zwei oder drei Wochen, der hinter mein Geheimnis kommt; deshalb befürchte ich, dass es bald kein Geheimnis mehr ist.«

»Aber stell dir doch nur einmal vor, wie viel Bewunderung und Zuneigung ich an eine eingebildete Gestalt verschwendet habe. Du kannst dir nicht denken, Liebling, wie nach dir dieser mythische Schatten meinem Herzen nahestand.«

»Halt, mein Schatz. Er ist kein Mythos, wie du wohl weißt, und er hat einfach alle deine Bewunderung für den Rächer für sich in

Anspruch genommen, wie es sich gehört. Deshalb war sie nicht unnütz.«

»Duncan, Duncan, was für ein Mann bist du! Suaviter in modo, fortiter in re. Angenehm im Umgang, entschlossen in der Tat. Nie war ein Spross des großen Hauses von Fenwick dieses Wahlspruchs würdiger als du. Gott behüte dich, mein Herz, dich edelsten der Krieger und geliebtesten aller Männer.«

Duncan schaute ihr nach, wie sie durch die Felsen und über den Sand dem Schloss zuschritt. Sein Herz jubelte, und sein Gesicht war ein beredtes Zeugnis seiner Liebe.

»Lauf!«, befahl er Major und zeigte auf Marion. Gehorsam folgte der Hund dem Mädchen. Als sie an die Biegung des Strandes kam, der von dort aus in die Bucht von Culzean hineinlief, drehte sie sich um – sie wusste, dass Duncan ihr nachschauen würde – und winkte ihm noch einmal zum Abschied.

Duncan wandte sein Pferd um und ritt eilig den Tangweg hinauf. Er hatte noch viel zu tun und musste sich beeilen, doch die Erfahrung hatte ihn gelehrt, niemals der Eile die Vorsicht zu opfern. Nachdem er etwa eine Meile weit auf dem steilen Weg geritten war, bog er in einen Seitenpfad ein, der ihn durch die Wälder von Culzean an eine Stelle führte, von der aus man zur Rechten und Linken die Landstraße überblicken konnte. Noch im Wald stieg er ab, ließ sein Pferd zurück und ging auf Erkundung.

Es zeigte sich, dass seine Vorsicht gerechtfertigt gewesen war. Keine fünfzig Meter entfernt von ihm ritt ein Trupp Dragoner nach Süden, der Stadt Girvan zu. Duncan beobachtete sie, bis sie auf dem weißen Band der Straße seinen Blicken entchwanden. Als die Straße wieder frei war, führte er sein Pferd hinüber auf die andere Seite. Hier stieg er wieder auf und ritt auf einem engen Pfad bis an den steilen Abhang des Mochrum. Anstatt den kürzeren Weg über den Gipfel zu nehmen, ritt Duncan um den Berg herum. Das verlängerte zwar seinen Ritt um einige Meilen, aber das Risiko, entdeckt zu werden, war weniger groß. Zwei Stunden später überzeugte er sich sorgfältig von den Galgenhügeln aus davon, dass die Straße entlang des Girvan leer

war. Erst dann ritt er weiter in den Boglewald und zu seinem Unterschlupf. Ein starker Wind hatte sich aufgemacht und heulte durch die Bäume. Als Duncan sich auf seinem Strohsack zum Schlafen niederlegte, prasselte schon der Regen auf das Dach der Hütte. Am Morgen hatte sich der Sturm gelegt, und munter sangen die Vögel in den Zweigen der Bäume, die der Regen reingewaschen hatte und die nun wieder im frischen Grün des Sommers glänzten.

Von der zerlumpte Baskenmütze bis zu den wollenen Gamaschen und den derben Schuhen war Duncan jeder Zoll ein Schäfer, als er in der Frühe die Hütte verließ. Der Soldatentruppe, die ihn auf der Straße nach Kilkerran einholte, erzählte er, dass er seit zehn Jahren schon Schafe hütete, vom Neuk O'Fife bis zur Solwayer Förde. Sein Beruf stand außer Zweifel. Seine Kleider rochen nach Schafen und Heidekraut, und er erzählte viel von Schafen und Lämmern und Schäferhunden. Als einer der Soldaten ihn fragte, wo er seinen Hund gelassen habe, erklärte er, dass er im Augenblick keine Herde habe und ihn deshalb einem Freund geliehen habe. Er sei auf dem Weg nach Schloss Fenwick, um zu sehen, ob der Herr dort Mickey Roddy gebrauchen könne – denn unter diesem Namen hatte er sich eingeführt. Auch die Soldaten marschierten dorthin; was lag also näher, als dass er sich ihnen anschloss. Mickey Roddy hatte einen gesunden Mutterwitz und einen leichten irischen Akzent, der die Gesellschaft erheiterte. Wenn er den Mann gesehen hatte, der mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen mitmarschierte, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken und stellte auch keine Fragen nach ihm.



Wenn Menschen wider dich wüten

Man sollte den Tag auf Schloss Fenwick so schnell nicht vergessen, an dem der erklärte Verfolger des Glaubensbundes, John Grahame von Claverhouse, zu Besuch kam. Luis Salvador de Ferrari, Erzverräter, Eindringling und derzeitiger, unrechtmäßiger Besitzer des Herrschaftsgebietes, hatte ihn eingeladen. Sein Vater, so hieß es, hatte den jungen Kornett Grahame schon gekannt, als dieser auf dem europäischen Kontinent unter dem Banner des Prinzen von Oranien gekämpft hatte. Das war zu der Zeit gewesen, als John Grahame noch nicht die Sache der Stuarts zu seiner eigenen gemacht und sich der traurigen Aufgabe gewidmet hatte, das Volk Gottes zu verfolgen. Damit hatte er sich dann den Ruf eines unbarmherzigen Schlächters erworben, vor dem die Bewohner der Berge erzitterten. In seinem Eifer für das Papsttum und die Einsetzung der Stuart-Dynastie in Schottland nahm er weder auf Alter noch auf Geschlecht seiner Opfer Rücksicht. Für die Erreichung dieses Zieles war kein Verbrechen zu schrecklich und keine Grausamkeit zu teuflisch, die man für die Folterung von Liberalen und Anhängern des Glaubensbundes ersann. Eigenhändig tötete Grahame den Fuhrmann John Brown von Priesthill, einen demütigen Christen, indem er ihm vor den Augen seiner Frau und seines kleinen Kindes eine Kugel durch den Kopf jagte.

»Was hältst du jetzt von deinem Mann, Frau?«, fragte er die junge Witwe.

»Ich habe ihn immer geliebt – jetzt mehr denn je«, gab sie zur Antwort.

»Es wäre nicht mehr als rechtens, auch dich zu erschießen«, fuhr das Ungeheuer in Menschengestalt fort.

»Wenn Ihr die Macht dazu hättet«, antwortete sie. »Ich bezweifle nicht, dass Eure Grausamkeit auch so weit gehen würde, aber wie wollt Ihr Euch für das Geschehen des heutigen Morgens verantworten?«

»Vor Menschen brauche ich mich nicht zu verantworten, und um Gott werde ich mich selbst noch kümmern.« Mit diesen lästerlichen Worten ritt er fort und ließ die arme Frau mit dem kleinen Kind auf dem Arm vor ihrem toten Mann stehen.

Während der Jahre der Verfolgung, in denen er die Heere der Könige Charles und James im Süden Schottlands befehligte, war es niemals vorgekommen, dass er einem Anhänger des Glaubensbundes gegenüber Gnade hätte ergehen lassen. Sein hauptsächliches, wenn nicht einziges Lebensinteresse war die Ausführung seines blutigen Handwerks. Der Hauch seines Atems bedeutete Tod, und nie war er so zufrieden, wie wenn er einen Bundesanhänger Folterung und Tod erdulden sah. Das bedeutete ihm mehr als häusliches Glück und Familie, und sogar an seinem Hochzeitstag verließ er seine junge Frau, um die »Hunde« durch die Moore zu hetzen.

Mord, Folter, Raub und Vergewaltigung beging er selbst an wehrlosen Männern und Frauen, oder er zog diejenigen seiner Untergebenen, die solche Verbrechen begingen, nicht zur Rechenschaft. Er selbst stieß einen jungen Burschen über eine Klippe in den Bergen von Galloway, der den Schlupfwinkel eines Predigers des Glaubensbundes nicht verraten wollte.

Auch die kleinsten Kinder entgingen nicht seiner Aufmerksamkeit, und sein Verhalten ihnen gegenüber zeugte von der Wahrheit des von ihm verachteten Wortes Gottes, das da sagt: »Der Herr der Gottlosen ist unbarmherzig.« Er pflegte die Jungen und Mädchen eines ländlichen Weilers, von denen manche nicht älter als sechs Jahre waren, zusammenzutreiben und vor ihnen eine Reihe Dragoner auf-

zustellen. Dann befahl er ihnen, zu beten, weil er sie hinrichten lassen wolle. Um die Angst der Kinder noch zu verstärken, feuerten die Männer über ihre Köpfe hinweg. Den zu Tode erschreckten kleinen Wesen, die ihr nahes Ende erwarteten, eröffnete er dann, dass er sie am Leben lassen werde, wenn sie ihm die Verstecke ihrer Väter oder älteren Brüder oder Freunde verrieten; und allzu oft war am Ende das Wasser eines Bergbaches rot vom Blut der kleinen Märtyrer, die ihre Angehörigen nicht an die Schinder verraten wollten oder konnten.

Schloss Fenwick strahlte in festlichem Glanz, denn Claverhouse mit seiner Eskorte von zwölf Dragonern musste würdig empfangen werden. Er war von Maybole gekommen, wo ein Regiment mit der Aufgabe stationiert war, die Gegend von allen Bundesgenossen zu säubern. Der Distrikt Carrick, dessen Hauptstadt Maybole war, war ein berühmter Sammelplatz des Liberalismus und des Antipapismus, die John Grahame beide glühend hasste. Auch hielt man diese Gegend für den bevorzugten Aufenthaltsort des Schwarzen Rächers, für dessen Ergreifung inzwischen 25.000 Taler ausgesetzt worden waren. Dadurch angespornt, kämten die Soldaten die Moore und die Höhlen, die Berge und die Wälder durch. Zwar gingen ihnen dabei einige der gesuchten Bergbewohner ins Netz, aber die geheimnisvolle Gestalt des Rächers bekamen sie nie zu Gesicht. Wen sie auch mit Stiefel und Daumenschrauben folterten – immer bekamen sie nur die Antwort: »Ich weiß nicht, wie er heißt und weiß auch nicht, wo er sich aufhält.«

Clavers war gekommen, weil er sich von seinem Besuch auf Schloss Fenwick einige Informationen erhoffte, die ihm bei der Suche nützlich sein konnten.

Als er den langen Fahrweg hinaufritt, bot er ein Bild, dem selbst seine Feinde den Adel nicht hätten absprechen können. Auf dem Rücken seines Pferdes erschien seine Gestalt größer, als sie in Wirklichkeit war. Sein Gesicht wurde von langen, schwarzen Schmachtlöcken eingerahmt, wie sie im 17. Jahrhundert Mode waren, und war von fast knabenhafter Glätte. Doch Hochmut und Herablassung

waren darin zu lesen und ein stolzes, herrisches Wesen, das die Grausamkeit liebte. Von Rücksichtslosigkeit zeugten die Linien seiner Mundwinkel, die in krassem Gegensatz zu der beinahe weiblichen Schönheit seiner übrigen Züge standen.

Das also war der unbarmherzige Verfolger des Volkes Gottes, der Mann, in dem die Bergbewohner tatsächlich eine Verkörperung Satans sahen, einen Lügner und Betrüger, einen Mörder, auf den in der Ewigkeit die schwärzeste Dunkelheit wartete. Das war der Mann, der ganz Schottland vor sich her hetzte und die Gegenseite zu Taten trieb, die die Reinheit ihrer Sache befleckten.

Luis kam Grahame vor dem vorderen Portal des Schlosses entgegen. Der Soldat, der einen grauen Kavallerierock und einen einfachen Hut ohne Feder trug, überquerte langsam den Rasen.

»Willkommen auf Schloss Fenwick, John Grahame von Claverhouse!«, begrüßte der Spanier den Besucher, der vom Pferd stieg und ihm die Hand schüttelte. Die Diener, die sich in einer Reihe auf dem Rasen aufgestellt hatten, klatschten mechanisch. Claverhouse lächelte zynisch.

»Darf ich Euren Dienstboten, lieber Luis, empfehlen, ein wenig mehr Begeisterung für den Oberstkommandierenden der Heere seiner Majestät aufzubringen? Sie sehen mir aus wie ein hässlicher Haufen von rebellischen Liberalen, die, wenn sie könnten, ohne Zögern die Sache des Königs verraten würden.«

Luis errötete bei diesen Worten. Ein Diener eilte herbei, um das Pferd des Soldaten in den Stall zu führen, und Claverhouse, dem die Verlegenheit seines Gastgebers nicht entging, lachte und klopfte ihm auf die Schulter.

»Kopf hoch, Luis. Ich will Euch nicht zur Verantwortung ziehen für die politische Überzeugung oder den Glauben Eurer Dienerschaft. Es gibt in diesem verfluchten, vom Liberalismus verseuchten Bezirk Ayr mehr Schlangen und Krokodile als treue Untertanen, auf die sich der König verlassen kann. Nun, mein Lieber, zu welchem Glauben bekennst du dich denn?«

Diese letzte Frage war an einen der Diener am Portal gerichtet.

»Zum presbyterianischen, wenn es Euer Ehren beliebt.«

»Pfui!«, sagte Grahame, als ob er sich ekele. »Es beliebt Euer Ehren nicht. Das ist keine Religion für einen Gentleman. Fällt dir nichts Besseres ein?«

»Nein, nichts Besseres«, war die ruhige, gleichmütige Antwort. Einen Augenblick lang fragte sich Claverhouse, von diesen Worten überrascht, ob er zum Narren gehalten wurde. Wenn es etwas gab, was John Grahame nicht im Mindesten vertragen konnte, dann war es eine Niederlage in einem Wort- oder einem Schwertgefecht.

»Diese Leute sind ein Überbleibsel aus der vorigen Herrschaft«, erklärte Luis entschuldigend. »In den letzten drei Jahren war es kaum möglich, neue Dienerschaft zu bekommen, obwohl einige von ihnen loyal gesinnte Untertanen des Königs sind.«

Claverhouse knurrte: »Nun, deren Gesinnung zeichnet sie jedenfalls vor vielen anderen in dieser Gegend aus. Carrick stinkt ja nur so nach Liberalen, Presbyterianern und Ketzern.«

Luis führte seinen Gast in den großen Speisesaal, wo an einem Tisch das Mittagsmahl für zwei Personen aufgetischt war. Farson kümmerte sich um die Soldaten und brachte sie im Speiseraum der Dienerschaft unter, wo auch ihr Mittagessen bereitstand.

Es waren auserlesene Leckerbissen, die der Spanier seinem berühmten Gast auftischen ließ, Köstlichkeiten, die selbst den verwöhntesten Feinschmecker befriedigt hätten; doch verwöhnt war Grahame gar nicht.

»Ein solches Mahl ist Soldaten nicht oft vergönnt, Luis«, lobte er und setzte sein Glas mit Kanarienvin nieder. »Und loyale Untertanen wie Euch findet man heute im Süden Schottlands höchst selten.«

Luis verneigte sich und murmelte ein Wort des Dankes.

»Nur etwas fehlt Euch noch, mein Freund«, fuhr Grahame fort.

»Und das wäre?«

»Das wäre eine schöne Frau, die Euren Tisch ziert, mit Euch das Bett teilt und mit Euch über diesen herrlichen Besitz herrscht. Mit anderen Worten, Luis: Was Ihr braucht, ist eine Gattin.«

Eine Weile schwieg der Spanier.

»Ich stimme Euch zu. Das ist es, was Schloss Fenwick braucht; was ich brauche, aber nicht bekommen kann.«

»Was Ihr nicht bekommen könnt?«, fragte der andere scharf. »Soll das heißen, dass Ihr ein Mädchen kennt, sie Euch aber nicht haben will?«

Luis nickte. »Ich kenne sie gut, kenne sie seit jenem Tag, an dem ich in diese Gegend kam. Aber sie hat andere Ansichten als ich und starke religiöse Neigungen, die sich von den meinen unterscheiden.«

»Zum Teufel mit ihrer Religion!«, rief John Grahame aus, und sein Gesicht verfinsterte sich. »Wie kann man nur deswegen den Herrn von Schloss Fenwick abweisen! Es muss ein Mädchen mit einem festen Willen sein, obwohl es ihr scheinbar an Einsicht mangelt. Darf ich mich erkühnen, nach ihrem Namen zu fragen?«

»Sie ist die Tochter des Hauses von Culzean.«

Clavers pfiff durch die Zähne. »Die Tochter des Hauses von Culzean. So, so, Fräulein Marion Kennedy, das einzige Kind von Sir William Kennedy. Ich habe von ihr gehört, und allen Berichten nach wirft ihre äußere Erscheinung kein schlechtes Licht auf Euren Geschmack, doch spricht man in Hofkreisen recht ungnädig über sie. Sie ist es also, die Eure Werbung zurückweist. Ich erinnere mich, Luis, dass Ihr sie schon früher erwähnt habt, doch das Reiten und Kämpfen, die Politik und meine eigenen Heiratsangelegenheiten haben mich zu sehr abgelenkt, als dass ich mich damit hätte beschäftigen können. Ich glaube, ich habe damals schon einmal nachgesehen, ob die Kennedys im Schwarzen Buch verzeichnet sind. Ich habe es bei mir, und am besten frischen wir sogleich unser Gedächtnis auf.«

Claverhouse rief einem Soldaten, der gerade durch den Saal ging, zu: »Montgomery soll mir das Schwarze Buch bringen.«

Nach ein paar Minuten wurde es ihm gebracht, und er blätterte es durch.

»Anstruther, Argyll, Blackadader, Cochrane, Craig, Crawford, Culzean (siehe Kennedy), Dornoch, Dromore, Easson, Fenwick – ah, hier stehen einige sehr interessante Bemerkungen, auf die wir spä-

ter noch zurückkommen können – G, H, I, J, Katrine, Kenmure – so, hier haben wir es – Kennedy, Sir William und Tochter Marion Elisabeth – hm, hm, das sieht nicht sehr gut aus. Stammt aus einer langen Ahnenreihe. Geht bis auf König Bruce zurück. Hat alle Könige von Carrick hervorgebracht, verwandtschaftliche Bindungen zu Bargany, Auchendrane, Blairwhan und Baltersan. Sehr religiöse Familie. Presbyterianer und Antipapisten. Sir William – bekannt für Verbindungen zum Glaubensbund, jedoch keine klaren Beweise für Teilnahme an den Schlachten von Drumclog, Bothwell oder Rullion Green. Wird verdächtigt, Gesetzesbrecher zu verbergen. Tochter – gebildet, wohlherzogen, hervorragend in den schönen Künsten zu Hause, sehr religiös, anscheinend tiefe Zuneigung zum Sohn des Lords von Fenwick.« Hier hielt Claverhouse inne und schaute Luis überrascht an, dann klappte er das Buch zu und fuhr mit veränderter Stimme fort. »So, so. Die Herrin von Culzean interessiert sich also für Euren Pflegebruder. Habe ich recht?«

Sein Gegenüber nickte und lief rot an vor Hass und Eifersucht, als er an seine Unterhaltungen mit Marion dachte.

»Ich weiß, dass sie sich für ihn interessiert. Sie hat mich als Räuber bezeichnet und mir noch Schlimmeres vorgeworfen, und sie glaubt, dass irgendwann einmal mein Pflegebruder als Herr und Besitzer nach Schloss Fenwick zurückkehren wird.« Ärger und verletzter Stolz waren im Gesicht des Spaniers zu lesen. Doch auf einmal verließ ihn die Erregung, und er sah bleich und müde aus. Grahame beobachtete ihn amüsiert und warf ihm einen ironischen Blick zu.

»Mein Freund, Ihr nehmt diese Dinge viel zu ernst. Die Ehe ist eine völlige Nebensache und nicht zu vergleichen mit den wichtigeren Dingen des Lebens. Was mich anbetrifft: Als ich Jane Cochrain heiratete, habe ich sie noch am Tag unserer Hochzeit allein gelassen, weil ich die Nachricht bekam, dass sich einige Liberale und Glaubensbündler in der Nähe aufhielten. Ich jagte diese Hunde die Berge hinauf und die Schluchten hinab, durch den Wald und über die Heide. Das ist ein Spiel wie kein anderes, selbst das Spiel mit einer frisch angetrauten Frau ist nicht so erregend. Aber wenn Ihr

so versessen auf das Mädchen seid, wie es den Anschein hat, schafft doch einfach Euren Rivalen aus dem Weg. Dann bringt Eure Werbung noch einmal mit Nachdruck vor, und was das Auge nicht sieht, danach wird sich das Herz nicht mehr lange sehnen.«

»Theoretisch, John Grahame, klingt das alles recht gut, nur wird es sich in diesem Fall nicht verwirklichen lassen.«

»Und warum nicht?«

»Zunächst einmal müsste ich meinen Rivalen erst finden, um ihn aus dem Wege zu schaffen.«

»Was mich auf einen der Gründe für meinen Besuch bei Euch bringt«, sagte der Soldat. »Was ist aus Eurem Pflegebruder geworden?«

Luis zuckte mit den Schultern. »Ich wünschte, ich könnte Euch diese Frage beantworten. Seit dem Tag, an dem wir auf dem Rasen vor dem Portal auseinandergingen, habe ich ihn nie wiedergesehen. Doch habe ich seit dieser Zeit das Gefühl, dass er nicht ferne ist. Er ist für mich wie ein unheimlicher Schatten, der mich in meinen Träumen heimsucht und eines Tages zur Wirklichkeit werden wird, um wegen seines Vaters Rache an mir zu üben.«

»Unsinn!«, unterbrach ihn Claverhouse. »Euer Kopf ist voll von wunderlichen Geschichten über den Schwarzen Rächer. Das ist übrigens ein Kerl, den ich noch lieber zwischen die Finger bekommen möchte als den früheren Herrn von Schloss Fenwick.«

Sein Gesprächspartner sah ihn einen Augenblick lang an. »Wisst Ihr, John Grahame«, sagte er langsam, »ich bin zu dem Schluss gekommen, dass Ihr, wenn Ihr den Schwarzen Rächer fangt, gleichzeitig auch Duncan, meinen Pflegebruder, in Händen habt. Ich glaube, dass sie ein und dieselbe Person sind.« Eine hölzerne Schüssel fiel klappernd hinter dem Sprecher auf den Boden, und Farson, der gerade durch den Saal ging, beugte sich, eine Entschuldigung murmelnd, nieder, um sie aufzuheben.

Clavers saß eine Zeit lang schweigend da und strich sich mit seiner feingliedrigen Hand über das Kinn. Dass Luis Worte ihn überrascht hatten, war deutlich in seinem Blick zu lesen.

»Ihr habt dafür Beweise?«, fragte er schließlich.

»Wenn Ihr sichtbare Beweise meint: Nein. Meines Wissens bin ich mit meinem Pflegebruder seit seiner Flucht von hier nicht wieder zusammengekommen, noch habe ich den gesehen, den man den Schwarzen Rächer nennt. Es ist seltsam, dass ich die beiden bis vor Kurzem nicht miteinander in Verbindung gebracht habe. Ich nahm immer an, dass Duncan Schottland verlassen habe, um nach Irland zu gehen, denn niemand hatte ihn je wieder gesehen. Als ich das einmal angenommen hatte, wurde es zu meiner festen Überzeugung. Aber zu genau dem Zeitpunkt, an dem er vor drei Jahren verschwand, tauchte diese mysteriöse Gestalt, der Schwarze Rächer, auf. Ich weiß, dass Duncan eine erstaunliche Fähigkeit zur Verstellung besaß, wie seine einmalige Darstellung Eurer Person beweist. Außerdem verfügte er über ungeheure Kraft und besaß ein schwarzes Pferd wie das, das Ihr bei Drumclog verloren habt, und einen großen Hund. Ich habe diese Informationen über den Rächer nicht alle auf einmal bekommen, sondern erst nach und nach. Jetzt haben sie sich zu einem Bild gerundet, und ich weiß, dass beide ein und dieselbe Person sein müssen. Wie viele sonst noch um seine Identität wissen, kann ich nicht sagen, aber es können nicht viele sein, da sein Erfolg von der Geheimhaltung seiner Persönlichkeit abhängen muss.«

»Meint Ihr, dass die Kennedys von seiner Doppelrolle wissen?«

»Ich bezweifle es. Ich habe zwar seinen Hund dort gesehen, aber Marion hatte ihn seit Langem nicht mehr getroffen. Soviel ich weiß, bleibt der Hund die meiste Zeit auf Culzean.«

»Wenn sie Bescheid wüssten, würde das unser Vorgehen sehr erleichtern«, überlegte John Grahame.

»Wieso würde uns das helfen?«

»Wir könnten sie wegen Deckung eines Verräters verhaften. Ich bezweifle, dass es beim augenblicklichen Stand der Dinge eine andere Anklage gibt, aufgrund derer wir sie belangen können. Diese Kennedys sind eine mächtige Sippe, und es ist sehr gefährlich, sich mit ihnen anzulegen. Es ist möglich, dass die Hälfte aller Lords in Ayrshire zu den Waffen greifen, wenn wir nicht einen guten

Grund für unser Handeln vorweisen können. Ich glaube, eine kleine Bekanntschaft mit der Daumenschraube oder dem Stiefel würde die Lippen des Alten oder der Tochter schon lösen und ihnen den Aufenthaltsort des Rächers entlocken. Es wäre mir wahrlich ein besonderes Vergnügen, Euren Pflegebruder sich auf der Folterbank winden zu sehen und später seinen Kopf auf dem Untertor neben dem seines Vaters zu erblicken.«

Ein unheimliches, spöttisches Lachen schallte durch den Raum und brachte die beiden Männer zum Schweigen. Woher es kam, war nicht auszumachen. Luis war bleich vor Angst, doch Grahame erlangte seine Fassung sehr bald wieder, nachdem der erste Schock überwunden war.

»Es schien aus den Mauern des Schlosses zu kommen, und die Stimme war die meines Bruders«, sagte der Spanier schließlich schauernd.

»Unsinn. Es kam von irgendjemandem vor dem Fenster – bestimmt von einem meiner Soldaten, der sich mit einer Eurer Dienstmägde vergnügt. Euer Pflegebruder und dieser Schwarze Rächer spuken Euch im Kopf herum. Ein Grund mehr, sie beide – oder ihn – beiseitezuschaffen. Reißt Euch zusammen, Mann. John Grahame von Claverhouse fürchtet weder Gott noch Menschen noch Teufel, wenn auch diese flachköpfigen Glaubensbündler glauben, ich hätte einen Vertrag mit Satan persönlich und tränke jeden Morgen eine Tasse warmen Ketzerblutes vor dem Frühstück.«

Luis sah den Soldaten erstaunt an und öffnete den Mund zu einer Erwiderung, aber die Worte schienen ihm in der Kehle stecken zu bleiben.

»Hört!«, keuchte er. Er war aufgesprungen, sein Gesicht war totenbleich, und seine Augen waren angstvoll aufgerissen. »Hört doch nur, John Grahame! Könnt Ihr es denn nicht hören?«

Beide Männer schwiegen, und nun hörte es auch Grahame. Scheinbar aus großer Ferne kam das Wimmern eines Dudelsacks. Der Klang war dumpf, und die Richtung, aus der er kam, war schwer zu bestimmen.

Verständnislos sah Claverhouse den Mann neben sich an.

»Habt Ihr den Verstand verloren, Luis?«, fragte er. »Dass Euch in der Grafschaft Ayr das Pfeifen eines Dudelsacks so erschreckt?«

»Aber Ihr versteht mich nicht«, verteidigte sich der andere verzweifelt. »Das ist die Klage der McCrindles, und wenn sie gespielt wird, muss jemand sterben. Duncan erzählte mir einst die Geschichte eines Pfeifers, der dieses Lied komponierte und der sich dann in den Höhlen von Culzean verirrte. Duncan spielte die Klage hier auf Schloss Fenwick, bevor sein Vater hingerichtet wurde. Er versprach Farson, dass ich sie vor meinem Tode hören würde. Das Stück heißt auch das ›Lied des Todes‹, und es ist Duncan, der es gerade spielt, Gott weiß, wo.«

Verwundert und verächtlich zugleich sah Claverhouse seinen scheinbar zu Tode erschrockenen Gefährten an.

»Ein Kinderlied wird es sein«, spottete er. »Und gespielt wird es von einem Pfeifer irgendwo auf einem Hügel oder auf der Straße nach Kilkerran. Er spielt es aus Langeweile, und Ihr wittert sogleich eine Morddrohung. Sind wir denn Kinder, dass wir uns von den Geschichten alter Weiber und von dummem Aberglauben erschrecken lassen? Was Ihr braucht, Luis, sind sechs Monate Ausbildung bei den Dragonern unter John Grahame. Ich garantiere Euch, dass dann weder das Lied des Todes noch der böse Feind selbst Euch noch Furcht einjagen werden. Ihr seid viel zu empfindlich, mein Freund, und messt dem Tod eine viel zu große Bedeutung bei. Für mich ist er lediglich ein unvermeidbarer Zufall im Geschäft des Lebens, und das Leiden ist nur Teil der Strafe, die unsere ganze Existenz darstellt. Aber ich meine, wir sollten jetzt auf die Frage zurückkommen, wie wir uns des Schwarzen Rächers entledigen können und wie wir dann eine Vereinigung zwischen Euch und Eurem hübschen Mädchen zuwege bringen.«

Der Spanier blickte zu Boden. Er schämte sich wohl, so viel Schwäche gezeigt zu haben.

»Kopf hoch, Luis«, munterte ihn Grahame auf. »Vergesst diese dumme Furcht und verfolgt das Ziel, das Ihr erreichen wollt, bis Ihr

dort anlangt. Und jetzt schlage ich vor, unsere Unterhaltung draußen auf der Terrasse zu beenden, wo die Sonne so herrlich scheint. Doch zuvor muss ich diesen Schluck Eures guten Weines an seinen Ort befördern.«

Zu diesem Zeitpunkt schlich ein großer Mann mit einem Dudelsack durch einen engen Tunnel, der in einen unbenutzten, wohl zwölf Fuß tiefen Brunnen mündete. Er stieg eine Leiter hinauf und kam durch eine Falltür, die er vor kurzer Zeit offengelassen hatte, in eine feuchte Kammer. Hoch oben an der Wand ließ eine vergitterte Öffnung etwas Licht in die Dunkelheit, sodass man eine weitere Tür an der gegenüberliegenden Seite des Raumes erkennen konnte. Die Kammer enthielt ein schmales Bett und eine Truhe, in der der Mann den Dudelsack verstaute. Dann verließ er geräuschlos das Versteck und zog die Falltür hinter sich zu. Sie passte sich dem Fußboden völlig an, sodass niemand dort einen Ausgang vermuten konnte. Nachdem er die Leiter wieder hinuntergeklettert war, folgte er dem engen Tunnel bis zu seinem Ende. Nach etwa einer Viertelmeile erweiterte sich der Gang zu einer felsigen Höhle, deren Eingang am Abhang eines kleinen bewaldeten Hügels durch Ginsterbüsche und einige riesige Findlinge vollständig verdeckt wurde. Der Mann bahnte sich einen Weg durch dieses Gewirr und schritt auf einen überhängenden Felsen zu, von dem er auf das kiesbedeckte Ufer des Flusses hinuntersprang. Hier lagen einige Forellen, die er zuvor gefangen hatte. Er hob sie auf und ging den Fluss entlang, bis er an die Stelle kam, an der sich eine Anzahl der Soldaten zum Mittagmahl gelagert hatte.

»Wo bist du gewesen, Mickey?«, begrüßte ihn der Anführer bei seiner Ankunft.

»Ich habe mir nur ein paar Forellen für das Mittagessen gefangen«, gab er zur Antwort und zeigte seinen Fang vor. Der Koch musste sie an dem Feuer zubereiten, das man am Ufer angezündet hatte, und bald waren alle mit ihrem Mahl beschäftigt. Eine halbe Stunde später brachen die Soldaten mit ihrem Gefangenen auf, und Mickey Roddy, der Schafhirt, zog hinterdrein.



Der schwarze Pfeil

Die beiden Männer gingen hinaus auf den Rasen und setzten sich in einem kleinen efeubedeckten Sommerhaus auf eine Bank. Von hier aus hatten sie einen herrlichen Überblick über die Landschaft von Ayrshire mit den Bergen im Hintergrund. Wie Wachtposten standen die Hügel zwischen Loch Doon und Loch Tool, um den Teil des Landes zu beschützen, den man die »Wiege der schottischen Unabhängigkeit« nannte. Der Regen der Nacht hatte die Erde reingewaschen, die Luft war sauber und klar, und die Strahlen der Nachmittagssonne vergoldeten Berg und Tal. In der Ferne, auf den Hügeln von Kilkerran, war ein Schäfer mit seiner Herde zu sehen. Sein Hund war nur ein winziger Punkt, der ab und zu aus den Farnen und dem Heidekraut der Hügel hervorkam.

»Ihr habt ein schönes Fleckchen hier«, sagte Claverhouse nachdenklich, als er das wunderbare Panorama zu ihren Füßen betrachtete. »Wenn Ihr es nur werdet behalten können.«

»Was meint Ihr damit: Wenn ich es nur werde behalten können? Glaubt Ihr, dass ich in Gefahr stehe, es zu verlieren?«

»Nicht, wenn Ihr die Sache richtig anfasst, und das bedeutet zunächst einmal, Euren Pflegebruder aus dem Weg zu räumen. Das wäre umso wichtiger, wenn das stimmte, was Ihr mir erzählt habt. Der zweite Schritt ist eine schleunige Verbindung zwischen Schloss Fenwick und Culzean. Das würde Euch hier und unter den anderen Lords von Carrick einen festen Stand geben, doch

Ihr müsst die Angelegenheit vorantreiben, bevor der Umschwung kommt.«

Luis sah den Sprecher beunruhigt an. »Welcher Umschwung?«, fragte er, und seine Stimme hatte einen besorgten Unterton.

Clavers schwieg eine Weile, als hätte er die Frage überhört. Er hatte seinen grauen Überwurf abgelegt und schaute lange auf seine fein geformte Hand, die die Spitzenkrause seines Ärmels ordnete. Auf einmal erhob er sich und ging um das Haus herum, um sich zu vergewissern, dass keine Diener in der Nähe waren. Dann setzte er sich wieder zu Luis.

»Der Umschwung, von dem ich spreche, ist ein Wechsel der Regierung. Ich fürchte, die Herrschaft der Stuarts ist bald zu Ende.«

So erregt stieß John Grahame diese Worte hervor, dass Luis ihn bestürzt ansah. Das, so dachte er, musste der leidenschaftliche Patriot sein, der Claverhouse, von dem er so viel gehört hatte, der die Treue zum königlichen Thron über alle irdischen und himmlischen Überlegungen stellte und den Stuarts mit unerschütterlicher, selbstloser Hingabe diente. Als ihm die volle Bedeutung der Worte langsam zu Bewusstsein kam, konnte er Grahame nur verblüfft anstarren.

»A-a-aber, das verstehe ich nicht. Ihr meint, König James müsste fliehen?«

»Vielleicht. Es ist nicht ganz sicher, im Augenblick jedenfalls noch nicht. Wenn er flieht, kann Euer Erbe mit ihm fliehen und wieder in den Händen des Schwarzen Rächers landen, es sei denn, wir bringen ihn bis dahin zur Strecke und Ihr überredet die schöne Tochter des Lords von Culzean, Euch das Jawort zu geben.«

»Aber wer wird dann den Thron besteigen?«

Versonnen blickte Claverhouse in die Ferne, und seine Stimme sank zu einem Flüsterton herab – nicht, weil er geheime Zuhörer fürchtete, sondern weil ihn seine Gefühle übermannten.

»Der Mann, der dann König werden wird, ist jemand, unter dem ich vor fünfzehn Jahren auf dem Kontinent kämpfte. In seinem Heer habe ich das erste Pulver gerochen. Es ist Wilhelm von Oranien,

und unter ihm erhielt ich in der Schlacht von Senfe im August 1674 den Kapitänsrang. Uns ist zu Ohren gekommen, dass eine Botschaft nach Den Haag gesandt worden ist, in der er gebeten wird, herüberzukommen und die Krone zu übernehmen. Wenn diese Einladung nur von den Liberalen und dem Glaubensbund ausgegangen wäre, hätte sie nicht viel zu sagen, aber viele englische Konservative und Prälatisten haben sich mit ihnen verbündet, und das gibt der Sache einen anderen Anstrich. Dann sind da noch einige andere Dinge, die nichts Gutes für König James bedeuten. Wenn Ihr Euer Schäfchen ins trockne bringt, bevor das Unglück geschieht, seid Ihr sicher, aber es ist keine Zeit zu verlieren.«

»Und was ist mit Euch? Was geschieht mit Euch, wenn die Sache der Stuarts untergeht?«

Der Soldat lächelte – was selten vorkam und was seine ebenmäßigen Züge erhellte.

»Dann wird der Lauf John Grahames von Claverhouse, des Viscounts von Dundee, vollendet sein. Er war den Feinden des Königs niemals gnädig und kann also auch keine Gnade von ihnen erwarten. Es wäre eine der kleinen Ironien des Lebens, wenn mein Haupt dann das Untertor zierte, zusammen mit all denen, deren Köpfe ich dort hingesteckt habe, den verblichenen Herrn von Schloss Fenwick eingeschlossen. Ein verfluchter Gedanke! Ich glaube, mein Kopf würde sich diese Gesellschaft verbitten und sagen:

›Vor Glaubensbündlern mit frommen Gesichtern,
vor Protestanten und andern Gelichtern
bewahre uns Gott in Leben und Tod!«

Obwohl er selbst ein Zyniker war, erschreckte Luis eine solche Gefühllosigkeit doch, auch wenn er Claverhouses Mut und Todesverachtung bewunderte.

Clavers bemerkte das und lehnte sich mit einem amüsierten Blick zurück. Dann aber warf er seine langen Locken zurück, und sein Gesicht wurde wieder hart.

»Nun, Luis«, sagte er, und seine Stimme klang messerscharf durch den Raum. »Ihr werdet auf Eure Skrupel verzichten müssen, wenn Ihr Eure Ziele je erreichen wollt. Ihr haltet mich für gefühllos und allem menschlichen Leiden gegenüber gleichgültig. Das stimmt, doch zu Eurer Ermutigung kann ich Euch sagen, dass das nicht immer so war. Zu Beginn meiner militärischen Karriere hatte ich eine so starke Abneigung gegen das Blutvergießen wie nur irgendjemand, aber Zeit, Pflicht und Notwendigkeit können uns lehren, uns mit allem abzufinden. Ich bin wie ein gewisser König Israels, den diese Glaubensbündler gern zitieren, um einige ihrer Übeltaten zu rechtfertigen. Er war ein Mann des Krieges – des Blutes, wenn Ihr wollt – von Jugend auf. Ich möchte nur betonen, dass das Blut, das ich vergossen habe, nicht das gebildeter Prälaten, Ritter und Gottesgelehrter war, sondern das üble Zeug, das in den Adern vieler psalmensingender Demagogen gerinnt. Diese Unterscheidung ist so klar wie das Mahl, das wir vorhin zu uns nahmen, sich von einer stinkenden Wassersuppe unterscheidet.«

Einen Augenblick lang hielt er inne, und der Spanier, dessen Augen glänzten, nickte heftig. »Ich stimme Euch zu, aber mir fehlt die Erfahrung, die Ihr besitzt.«

»Die Erfahrung kommt noch«, erwiderte Grahame trocken, »wenn Ihr sie wünscht. Hört zu, mein Freund. Ihr wollt Euch hier festsetzen. Ihr habt Euren Titel vom König zugesprochen bekommen, aber was der eine König gibt, das kann der andere wieder fortnehmen, und falls der Prinz von Oranien je auf den Thron dieses Landes steigt, ist Euer Titel verloren. Verbindet Euch mit Culzean, indem Ihr die Tochter heiratet, und Ihr seid sicher, was auch immer geschieht. Nehmt das Mädchen, wenn nötig mit Gewalt, und gebraucht sie als Köder, um den Schwarzen Rächer in unser Netz zu locken. Scheinbar ist er auf keine andere Weise zu fassen. Noch haben wir einen König, und ich werde den Ofen für die Liberalen und Ketzer noch siebenmal heißer machen. Jede Höhle werde ich durchsuchen, jeden Busch und jeden Strauch umwenden und sie über Berg und Tal jagen, bis ich ihren Namen von der Erde ausgelöscht habe.«

Während er noch diese Worte sprach, fiel ein Schatten auf die Türschwelle, und Farson erschien.

»Euer Ehren«, wandte er sich an Grahame, »einige Soldaten aus Girvan sind eingetroffen. Sie haben einen Gefangenen bei sich und möchten Euch gern sprechen.«

»Wir wollen hoffen, dass es der Schwarze Rächer ist, obwohl das wohl etwas zu viel vom Glück verlangt wäre. Sag dem Offizier, er soll mit seinen Männern und dem Gefangenen hier Aufstellung nehmen.« Als Farson gegangen war, bat Claverhouse Luis, einen Tisch und zwei Stühle hinaus auf den Rasen bringen zu lassen, damit man dort Gericht halten könne. Das geschah.

Kurz darauf erschienen die Dragoner mit dem Gefangenen in ihrer Mitte. Der Offizier salutierte vor Grahame, der mit Luis am Tisch saß.

»Welches Vergehens wird der Gefangene beschuldigt?«, fragte Claverhouse. Er war nicht länger der freundliche Gast des Hauses. Eine Wandlung war vor sich gegangen, und nun war er wieder der unerbittliche Menschenjäger.

»Er ist aus der achten Kompanie der Fifeshire-Dragoner desertiert und bekennt sich zu der presbyterianischen Irrlehre.«

»So, so!«, sagte Grahame mit seiner sanftesten Stimme. »Deserteur und Presbyterianer? Das ist wahrlich ein seltener Vogel!«

»Er behauptet, von den Bergbewohnern bekehrt worden zu sein, Euer Gnaden, und hat sein Bestes versucht, auch uns zu bekehren.«

»Sagtest du ›bekehren‹ oder ›verkehren‹?«, war die scharfe Erwiderung.

»Ich sagte ›bekehren‹, Euer Gnaden.«

»Es ist ja auch gleich; wer sich zum Presbytertum bekehrt, ist ein Verräter an der Sache des Königs. Bringt ihn her.«

Andra McQuater wurde nach vorn gestoßen und stand nun vor seinem Richter, der ihn mit eisigen Blicken betrachtete. Andere Soldaten von Grahames Leibwache hatten sich zusammen mit den Dienern des Schlosses in die Runde gestellt, und am Rande der Schar

fiel Mickey Roddy mit der Baskenmütze und seinem dümmlichen Gesichtsausdruck auf.

Claverhouse betrachtete den Gefangenen mit unbewegter Miene, aber wenn er gedacht hatte, dieser würde seinem Blick nicht standhalten können, hatte er sich getäuscht.

»Dein Name?«, fragte er kurz.

»Andra McQuater.«

»Aus dem Hochland?«

»Ja, Herr. Von der Insel Raasay in den Hebriden.«

»Warum bist du aus der Armee des Königs desertiert?«

»Und wenn es mich das Leben kostet: Weil ich erwartete, mit Männern zu kämpfen und nicht mein Pulver auf kleine Kinder, Frauen und arme Leute zu verschießen, deren einzige Sünde ihre Liebe zu Christus ist. Ich dachte mir, die Soldaten aus dem Süden könnten wohl ihre schmutzige Arbeit auch allein, ohne Andra McQuater, tun.«

Das war ein tapferes, aber unüberlegtes Wort gewesen, und es besiegelte das Schicksal des Gefangenen an Ort und Stelle.

»Du scheinst noch nicht einmal die erste Lektion des Soldatenhandwerks gelernt zu haben, McQuater – Gehorsam, unbedingten Gehorsam.«

»Wenn Gehorsam in einem solchen Maße gegen mein Gewissen geht, ist er nichts für mich. Dann ist meine Verpflichtung Gott gegenüber größer als die dem König gegenüber.«

»Ich merke, dass du schon von den verdammungswürdigen Lehren der Ketzler verseucht bist.«

»Ich bin von nichts verseucht, nur – wenn Ihr das so ausdrücken wollt – von dem, was in Gottes Wort gelehrt wird. Dort steht, dass Christus für Sünder wie Andra McQuater und John Grahame von Claverhouse gestorben ist und dass sie errettet werden, wenn sie sich ihm nur ausliefern. Andra McQuater hat das getan, John Grahame vielleicht auch, aber ich hege da gewisse Zweifel.«

Eine peinliche, totenähnliche Stille lag über der Runde, als die klaren und eindeutigen Worte des Gefangenen verklungen waren. Nur

der Gesang einer Drossel in einer nahen Birke war zu vernehmen und das ferne Murmeln des Girvan, dessen Wasser mit eiligem Plätschern über die Felsen im Flussbett strömten, als ob sie sich auf das nahe Meer freuten.

Mickey Roddy hatte sich unbemerkt vom Rand der Menge weggeschlichen und schritt dem Eingang der Bediensteten auf der Rückseite des Schlosses zu. In der Küche fand er Farson. Als der Schafhirt den alten Diener anredete, sah ihn dieser erschrocken an.

»Gott steh uns bei, Herr Duncan. Was treibt Ihr hier? Es wird Euch zwar niemand in dieser Aufmachung erkennen, aber bedenkt doch einmal das Risiko. Und hört zu, was ich heute erfahren habe. Luis erzählte Claverhouse, Ihr wäret der Schwarze Rächer, und sie planen Schreckliches gegen den Glaubensbund und gegen die Leute von Culzean.«

»Gut, Farson. Aber nun hör mir zu. Wir wollen diesen armen McQuater nicht umkommen lassen. Du kannst mir dabei helfen. Sind alle Diener nach draußen gegangen?«

Der alte Mann nickte.

»Dann bring mich in mein altes Schlafzimmer, von dem aus man den Rasen überblicken kann. Kennt Luis die geheime Kammer neben meinem Schlafzimmer schon?«

»Nein, ich bin der Einzige, der sie kennt, und ich habe ihm nie davon erzählt.«

»Gut. Nun pass genau auf.«

Claverhouse sah den Mann vor sich an, und in seinen Augen glimmte ein kaltes Licht, das nichts Gutes für den Gefangenen verhieß.

»Kein Mensch redet ungestraft in dieser Weise mit John Grahame von Claverhouse«, sagte er schließlich mit eisiger Stimme.

»So Gott will«, fügte McQuater hinzu.

»So ich will«, war die scharfe Antwort. »Bringt mir Tintenglas, Gänsekiel und Papier.«

Montgomery, der Adjutant, brachte die gewünschten Gegenstände und legte sie vor Grahame auf den Tisch. Claverhouse

schrieb eine Weile und las dann laut vor, damit alle es hören konnten:

»Der Untertan Seiner Majestät, Andra McQuater, ist, da er als Deserteur und Ketzer überführt ist, gefangen nach Maybole zu führen, wo er mit dem Stiefel zu foltern ist, bis er der presbyterianischen Irrlehre abgeschworen hat. Alsdann soll seine rechte Hand und wenig später seine linke abgehackt werden; alsdann soll er auf dem Galgenberg gehenkt werden, doch noch vor Eintritt des Todes wieder abgeschnitten und alsdann geköpft werden. Sein Kopf ist auf einen Pfahl zu stecken und am Kreuz von St. Cuthbert in Maybole zur Schau zu stellen. Auf Befehl von John Grahame von Claverhouse. Gott erhalte den König!«

Ein Gemurmel des Mitleids erhob sich unter den anwesenden Dienern, die das grausame Urteil mit angehört hatten, und einige der Soldaten, die McQuater festgenommen hatten, schienen sich nicht sehr wohl in ihrer Haut zu fühlen. Mickey Roddy, der an einem der Fenster im Ostflügel des Schlosses stand, verstand jedes Wort. Er hatte sich in der Tiefe des Zimmers auf einen Stuhl gestellt und konnte von hier aus die Vorgänge auf dem Rasen gut überblicken. In den Händen hielt er einen Bogen aus Stahl. Bevor er einen Pfeil auflegte, prüfte er, von welcher Seite der Wind wehte, doch es herrschte völlige Windstille.

»Ein rebellischer und treuloser Haufen ist das, Luis«, wandte sich Clavers an den Spanier, als er die Dienerschaft betrachtete. »Hat der Gefangene noch etwas zu sagen?«

»Nicht mehr als das, was ich bereits gesagt habe. Wir stehen in der Hand Gottes, und selbst John Grahame von Claverhouse kann nicht weiter gehen, als mein himmlischer Vater es ihm erlaubt. Der Mensch denkt, aber Gott lenkt, und er hat viel Tausend Weisen, zu retten aus dem Tod.«

»Dich rettet nichts vor dem Tod, McQuater, sondern mein Wille geschieht. Es ist John Grahame und nicht Gott, der dein Schicksal lenkt, so wie es hier geschrieben steht.« Er zeigte auf das Dokument, das vor aller Augen auf dem Tisch lag. Doch während er noch sprach,

zischte etwas an seiner Wange vorbei, und mit fürchterlicher Gewalt wurde das Papier an die Tischplatte geheftet. Darin stak nun ein schwarzer Pfeil, von dem niemand wusste, woher er gekommen war.

Claverhouse und die Umstehenden starrten bestürzt auf den Boten des Todes, der da vor ihnen auf dem Tisch lag. Alle wussten, dass der verborgene Schütze den Heerführer leicht hätte treffen können, wenn er gewollt hätte. Ihnen allen war klar, dass dieser Pfeil eine schreckliche Warnung darstellte, denn das Leben Grahames hatte an einem Faden gehangen. Es sprach nur für seinen eisernen Mut, dass er auf seinem Platz stehen blieb, bleich zwar, doch nicht vor Angst, sondern vor Wut. Er war sich darüber klar, dass ihn jeden Moment ein zweiter Pfeil niederstrecken konnte. Sein Gefährte dagegen starrte den Pfeil an, als könnte er noch nicht an sein Vorhandensein glauben, und war eine Zeit lang der Sprache beraubt. Die Diener hatten sich nach vorn gedrängt, um den Gegenstand des Schreckens genau zu betrachten, und so achtete niemand auf Mickey Roddy, der sich unauffällig wieder zu der nach vorn drängenden Gesellschaft stellte. Der Gefangene schaute fast ehrfürchtig auf den Pfeil, als hielte er ihn für einen Boten Gottes, der ihm die Rettung ankündigte.

»Das war der Schwarze Rächer!«, rief jemand, und einer flüsterte es dem anderen zu. Aller Augen richteten sich auf das Schloss, von wo aus das Geschoss vermutlich gekommen war, doch weil es ein warmer Tag war, standen wohl ein Dutzend Fenster offen. Aus jedem dieser Fenster konnte der Schuss abgegeben worden sein, und Claverhouse wollte gerade einen Befehl zur Durchsuchung des Schlosses geben, als ihm die Worte auf den Lippen erstarben. Von irgendwoher, aus den Tiefen der Erde scheinbar, erklang die Klage, die Luis das »Lied des Todes« genannt hatte. So plötzlich folgte sie auf den Pfeil, dass selbst die stählernen Nerven des Viscounts von Dundee erschüttert wurden. Jedermann hörte die Musik, aber niemand konnte genau bestimmen, woher sie kam. Luis war dem Zusammenbrechen nahe, als das Lied verklang, und einigen der Soldaten erging es ähnlich.

In nur geringer Entfernung eilte Farson die Leiter hinauf, die in den alten Lagerraum führte, und trat in die geheime Kammer. Er

schloss die Tür hinter sich und legte den Dudelsack in die Truhe, neben den Bogen des Schwarzen Rächers. Dann verließ er das Versteck durch die Geheimtür und befand sich nun in Duncans früherem Schlafzimmer. Von hier aus konnte er die Menge sehen, die sich auf dem Rasen um den Richtertisch scharte, doch er hielt sich nicht auf. Über eine Hintertreppe gelangte er in die Küche der Bedienteten und war dort schon wieder an der Arbeit, als zwei der Mägde hereinkamen. Sie hatten noch große Augen von dem, was sie gerade erlebt hatten und waren zum Bersten voll von Neuigkeiten.

»Farson, habt Ihr es gehört?«, fragten sie atemlos.

»Was soll ich gehört haben?«

»Die Klage der McCrindles, die man das Lied des Todes nennt!«

»Natürlich habe ich sie gehört. Meint Ihr, ich sei taub? Was ist denn daran so verwunderlich? Wer hat sie gespielt, und warum muss man sich so darüber aufregen?«

»Aber hört doch, Mann – es war der Schwarze Rächer«, berichtete Gibby Lawlor mit einem lustvollen Schaudern. »Er schoss mit einem schwarzen Pfeil, der nur um Haaresbreite an Clavers vorbeiging. Wisst Ihr, ich habe ihn ja für einen besseren Schützen gehalten. Wenn das unser Herr Duncan gewesen wäre, hätte er bestimmt nicht vorbeigeschossen. Dann säße dieser schwarze Pfeil jetzt in Claverhouses schwarzem Herzen. Und dann spielte der Rächer das Lied des Todes, und der Spanier sieht jetzt aus, als hätte ihn der Teufel schon in seinen Krallen. Kommt mit, Farson, und seht Euch das Schauspiel an.«

Der alte Mann ließ sich mit nach draußen führen, wo er sich zu den Soldaten und Dienern gesellte, die immer noch um den Tisch standen. Immer noch stak auch der schwarze Pfeil im Todesurteil Andra McQuaters. Mickey Roddy hatte sich etwas abseits vom Geschehen gestellt, und Farson trat in seine Nähe. Die Soldaten waren unruhig. Der Aberglaube der Zeit und die Überzeugung, dass der böse Feind sich immer und überall gegen das Gute stellte und sich mit dem Schlechten verbündete, gaukelten ihnen allerlei düstere Ahnungen und Befürchtungen vor.

»Montgomery, du kümmerst dich um den Gefangenen«, befahl Grahame. »Ich hatte vor, ihn noch heute Abend nach Maybole zu schicken, aber ich habe mich entschlossen, ihn bis morgen hier zu behalten. Bewacht ihn gut. Vielleicht haben wir bis morgen noch einen Gefangenen, der uns viel Geld einbringen wird und auf den die Rote Magd schon wartet. Ihr könnt alle gehen.«

»Versuch es so zu regeln, dass der Gefangene in meinem alten Zimmer untergebracht wird«, flüsterte Duncan im Vorbeigehen dem Diener zu.

Ein leichtes Neigen des Kopfes war das einzige Zeichen, dass der alte Mann verstanden hatte. Die Diener kehrten zu ihren Pflichten zurück, und die Soldaten standen umher oder bereiteten sich für die Nacht ein Lager. Duncan schlenderte zu einem der Soldaten hinüber, die den Gefangenen mitgebracht hatten. Luis rief Farson zu sich und befahl ihm, für den Gefangenen und seine Bewachung ein Zimmer zu suchen.

»Eine Wache wird bei ihm im Raum bleiben und eine vor der Tür stehen«, bestimmte Claverhouse, »und vier Mann werden die ganze Nacht hindurch um das Schloss patrouillieren. Wenn uns dann unser musikalischer Bogenschütze einen Besuch abstattet, muss er wohl der Teufel selbst sein, um zu entkommen.«

Luis, der inzwischen seine Fassung wiedererlangt hatte, fragte den Soldaten, was er von dem ganzen Vorfall hielte.

Grahame zuckte mit den Schultern.

»Er ist gerissen«, gab er zu. »Es war natürlich Euer teurer Pflegebruder, der sich ins Schloss schlich und aus einem der Fenster den Pfeil abschoss. Man sagte mir, er sei der beste Bogenschütze Schottlands und außerdem nicht ungeübt im Schwertkampf. Ich würde gern einmal die Klinge mit ihm kreuzen. Das wäre nämlich das Ende des berühmten Schwarzen Rächers.«

»Dessen bin ich nicht so sicher, John Grahame. Dieser Mann leistet auf allen Gebieten der Kriegskunst Außerordentliches und ist stark wie ein Bär. Ich habe gesehen, wie er in einem Freundschaftskampf die besten Fechter des Landes entwaffnete. Hätte damals

bei Bothwell Bridge er das gegnerische Heer angeführt, wäre die Geschichte wahrscheinlich anders und für uns bestimmt nicht gut ausgegangen.«

»Luis, ich habe das Gefühl, dass Ihr aus Angst vor diesem Mann blind seid und seine Künste überschätzt.«

»Vielleicht habt Ihr recht, John Grahame, und Ihr seid gewiss ein großartiger Fechter, aber glaubt mir: Ich hoffe um Euretwillen, dass Ihr niemals Gelegenheit habt, mit dem Schwert in der Hand den Beweis für Eure Behauptung antreten zu müssen.«

Der Soldat gab hierauf keine Antwort.

»Natürlich«, fuhr er in seinen Überlegungen fort, »natürlich war es für ihn einfach, ins Haus zu gelangen, denn er kennt jeden einzelnen Winkel des Gebäudes. Der Pfeil scheint mir wohl erklärlich zu sein, das Dudelsackspiel hingegen gibt mir noch Rätsel auf – vorausgesetzt, dass er für beides verantwortlich ist.«

»Was kann er damit bezweckt haben wollen? Ich kann mir schwerlich vorstellen, dass das alles nur Angeberei gewesen sein soll.«

Grahame schüttelte den Kopf. »Angeberei bestimmt nicht. Ich vermute, dass wir dadurch bewegt werden sollten, noch heute Abend weiterzuziehen. Vielleicht wollte er uns an einer günstigen Stelle mit einigen anderen Ketzern einen Hinterhalt legen. Mir scheint, Ihr habt viel mehr Leute hier als ich.«

Luis nickte. »Es treibt sich hier immer allerlei Volk herum – Händler, Fuhrleute, Hirten und Bettler. Zur Zeit des vorigen Herrn waren sie hier gern gesehen.«

»Dort drüben unterhält sich einer mit einem Soldaten, der Mann mit der Baskenmütze. Kennt Ihr ihn?«

Luis schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe ihn noch nie gesehen.«

Grahame rief den Soldaten zu sich.

»Wer ist der Mann, mit dem du dich gerade unterhältst?«, fragte er.

»Er heißt Mickey Roddy, Euer Gnaden, und ist Schafhirt. Wir trafen ihn heute Morgen auf dem Weg hierher. Er sucht Arbeit und dachte, hier fände er vielleicht welche.«

»Das heißt, dass er den ganzen Tag bei Euch war?«

»Den ganzen Tag, Euer Gnaden. Er kam mit uns an.«

»Wo war er, als vorhin der Dudelsack spielte?«

»Da war er hier. Er stand sogar direkt neben mir und schien große Angst zu haben. Ich glaube, er ist nicht ganz richtig im Kopf.«

Grahame schickte den Mann fort, doch auch Mickey Roddy war inzwischen verschwunden.

»Gut. Damit scheidet der Mann mit der roten Mütze aus. Als der Schwarze Rächer auf dem Dudelsack spielte, konnte er nicht gleichzeitig hier in der Menge stehen. Oder der Soldat müsste gelogen haben.«

»Dieser Hirt war hier«, erinnerte sich Luis. »Ich weiß genau, dass ich die Baskenmütze sah, als ich mich nach dem Pfeilschuss umsah. Es ist mir ein Rätsel, welches Interesse Duncan an Eurem Gefangenen haben kann, vorausgesetzt, dass es ihm um den Gefangenen geht.«

Claverhouse gab keine Antwort. Seine Blicke schweiften über die friedvolle Landschaft, die doch Schauplatz so vielen Blutvergießens war. Die Wälder in der Umgebung des alten Schlosses waren voll vom Gesang der Vögel und dem sanften Gurren der Ringeltauben in den Tannen. Über den Hügeln von Kilkerran lag ein leichter Nebelschleier, den die Nachmittagssonne purpurn und golden färbte. Von ferne hörte man das schrille Pfeifen eines Schäfers, der seinen Hund zurückrief.

Luis sah seinen Gefährten an.

»Fühlt Ihr Euch nicht wohl, John Grahame?«

»Was ich nicht verstehe, bereitet mir immer Unbehagen, und diese Angelegenheit gibt mir viele Rätsel auf. Wo wird der Gefangene heute Nacht untergebracht sein?«

Im selben Augenblick kam Farson vorbei.

»Welchen Raum hast du für den Gefangenen vorgesehen?«, fragte ihn Luis.

»Das mittlere Zimmer im zweiten Stockwerk«, gab der Diener zur Auskunft und zeigte dabei auf den Ostflügel des Schlosses.

»Was ist aus dem Mann mit der Baskenmütze geworden?«, wollte Claverhouse wissen.

»Ihr meint Mickey Roddy, Euer Ehren? Er ist gerade fortgegangen. Eigentlich suchte er hier Arbeit, aber ich sagte ihm, dass wir im Augenblick keinen Hirten gebrauchen können. Er ist wohl weitergezogen, um es bei den Fergusons in Edinburgh zu versuchen. Wenn Ihr noch einmal einen guten Hirten braucht: Er hat große Erfahrung im Umgang mit Schafen.«

Grahame gab mit einer Handbewegung zu verstehen, dass der alte Diener weiterzugehen hatte, und so schritt Farson wieder dem Schloss zu.

»Gott vergebe mir die kleine Lüge«, murmelte der alte Mann vor sich hin. »Wehe dir, Farson; du bist aus der Gnade gefallen.«

Dass Mickey Roddy Schloss Fenwick verlassen hatte, stimmte, doch er ging nur bis zu dem kleinen bewaldeten Hügel am Ufer des Girvan. Niemand beobachtete ihn, als er in den Wald eintrat und sich den Weg zum Eingang des Tunnels bahnte. Wenige Augenblicke später stand er schon wieder in der geheimen Kammer neben seinem Schlafzimmer. Drei Stunden lang schlief er nun friedlich in dem schmalen Bett, das dort stand. Die Falltür hatte er offengelassen, und durch die vergitterte Öffnung in der Wand fiel schwach das Licht. Als er wieder erwachte, hörte er das Klappern von Schüsseln, und aus der Küche drang der Duft des Abendessens herauf. Man speiste gerade zu Abend. Duncan legte sein Ohr an die Wand, die sein Versteck von seinem alten Schlafgemach trennte, und konnte bequem jedes Wort der Unterhaltung verstehen.

»Es tut mir leid um dich, McQuater«, sagte der Wachsoldat gerade. »Besonders, weil die Strafe doch sehr hart ist.«

»Mach dir um mich keine Sorgen, mein Freund. Denk an dein eigenes Schicksal und daran, dass du verlorengest, wenn du nicht Buße tust. Außerdem bin ich ja noch nicht tot.«

»Du glaubst doch nicht, dass du entkommen kannst oder dass dich dieser schwarze Teufel befreien wird?«

»Wer weiß? Er ist kein schwarzer Teufel, wie du ihn nennst, son-

dern ein Engel des Herrn, gesandt, um bedrohte Menschen wie mich zu retten. Vor ein paar Stunden hast du ein klein wenig von seiner Kunst gesehen, und schon das wenige war dazu angetan, John Grahame für ein paar Minuten große Angst einzujagen, von dem Spanier ganz zu schweigen, der vor Furcht fast umkam. Gott hat viele Tausend Wege und Mittel, um mit seinem Willen zum Ziel zu kommen, mein Freund. Er hat Andra McQuater vor der Hölle errettet; sollte es ihm da nicht gelingen, ihn auch aus den Händen von John Grahame von Claverhouse zu erretten? Aber Sein Wille geschehe! So, und nun geh zum Abendessen, und wenn du mir ein paar Reste mitbringst, werde ich nicht nein sagen, sondern mich bedanken!«

Sobald der Mann gegangen war, schob Duncan die Wandtäfelung zur Seite und trat ins Zimmer. McQuater lag auf dem Bett, an Händen und Füßen gefesselt. Seine Augen weiteten sich vor Erstaunen, als er eine große Gestalt auf sich zukommen sah, die warnend den Finger auf die Lippen legte.

»Heide-Jock«, flüsterte er. »Ich habe dich sofort wiedererkannt. Sagte ich nicht, dass wir uns wiedersehen würden?«

»Pssst.« Duncan redete mit leiser Stimme eine Weile auf ihn ein, und der Gefesselte nickte immer wieder, mit Tränen der Freude in den Augen. Gerade noch zur rechten Zeit schlüpfte Duncan wieder hinter die Täfelung, als der Wachsoldat zurückkehrte. Er hatte für den Verurteilten ein reichliches Mahl mitgebracht und löste sogleich die Handfesseln. Die Aussicht auf sein grausiges Ende schien den Appetit des Gefangenen nicht im Mindesten zu beeinträchtigen, und außerdem hatte Farson darauf geachtet, dass es ihm nicht an Essen fehlte.

»Mann, McQuater, ich kann einfach nicht verstehen, wie du mit einem solchen Tod vor Augen einen solchen Hunger haben kannst«, staunte der Soldat.

»Ach was, mein Freund. Man stirbt nur einmal, und ich möchte die Bekanntschaft des Stiefels lieber mit vollem als mit leerem Magen machen. Habe ich dir nicht auch gesagt, dass ich mein Ende sowieso noch nicht erwarte?«

»Nun gut. Halte es wie du willst, aber wenn ich an deiner Stelle wäre, dächte ich an andere Dinge als an Fleisch.«

»Das müsstest du auch, weil du nicht das hast, was ich habe, mein Freund. Du hast nur die verrotteten Lumpen des Papsttums und könntest doch den Frieden Gottes und ewiges Leben haben. Wirst du mich heute Nacht bewachen?«

Der Soldat nickte. »Die andere Wache wird zur Schlafenszeit draußen vor der Tür aufziehen. Wenn du jetzt zu Ende gegessen hast, werde ich dir die Hände wieder binden und das Geschirr nach unten tragen. Es wird nur eine Minute dauern, deshalb brauche ich wohl die Tür nicht abzuschließen.«

Sobald der Soldat die Tür hinter sich geschlossen hatte, trat Duncan ein. Mit einem Messer zerschnitt er rasch McQuaters Bande, ließ sie aber noch lose auf seinen Armen und Beinen hängen. Dann stellte er sich hinter der Tür an die Wand und wartete. Er hörte den Soldaten den Flur entlangkommen und war froh, dass er allein kam. Als sich die Tür öffnete, bat McQuater den Mann, an sein Bett zu kommen. Der Ahnungslose wusste nichts von der riesigen Gestalt hinter sich, bis ihn eine eiserne Hand bei der Kehle packte und er das Bewusstsein verlor. Kurze Zeit später erwachte er gefesselt, geknebelt und entkleidet auf dem Bett, auf dem vor wenigen Minuten noch der Gefangene gelegen hatte. McQuater und sein Befreier waren spurlos verschwunden.

Der lange Sommerabend war in ein dunkelgraues Dämmerlicht übergegangen, irgendwo kreischte ein aufgeschrecktes Moorhuhn, ein Hund bellte auf einem fernen Bauernhof, und ein Kuckuck ließ seinen unheimlichen, unvergesslichen Ruf erschallen. Alles trug bei zu der unnachahmlichen Unruhe einer Sommernacht. Wie Wächter standen die Sterne am Himmel, als ob sie die Erde bewachen wollten, und um die Mauern von Schloss Fenwick schritten vier Posten mit der Muskete auf der Schulter. Einen armen Gefangenen sollten sie daran hindern, das Schloss zu verlassen, und einen schrecklichen Feind, dort einzudringen.

Claverhouse und Luis hatten sich gerade von ihren Stühlen auf

dem Rasen erhoben, um sich zu Bett zu begeben, als der Soldat mit Namen Montgomery aus dem Hause gerannt kam. Bestürzung malte sich auf seinem Gesicht, und jeder Rede unfähig blieb er vor seinem Vorgesetzten stehen.

»Nun rede schon, du Schwachkopf, und starr mich nicht so an«, herrschte Grahame ihn an. »Was ist los?«

»Der Gefangene«, keuchte der Soldat.

Die beiden Männer erbleichten.

»Der Gefangene – was ist mit ihm?«, fragte Claverhouse.

Montgomery bekam langsam seine Fassung wieder. »Der Offizier, der vor der Tür Wache hält, bekommt von drinnen keine Antwort mehr.«

Die beiden Männer stürzten ins Schloss und liefen den langen Korridor entlang. Der Wachtposten hämmerte gegen die Tür des Schlafgemaches und rief seinen Kameraden im Zimmer. Doch keiner der Männer, die drinnen sein mussten, gab Antwort. Die Tür war verschlossen, und es gab keinen Zweitschlüssel.

»Bringt mir eine Axt«, befahl Luis.

Die Tür war stabil und widerstand den Schlägen lange Zeit, doch schließlich gab das Schloss nach, und die drei Männer stürmten ins Zimmer. Bestürzt blieben sie stehen, als sie den gefesselten Wachtposten auf dem Lager liegen sahen. Sie zerschnitten seine Fesseln und trugen ihn in die Küche, um seine Lebensgeister wieder aufzuwecken.

Als die beiden Männer seine Geschichte gehört hatten, gingen sie nachdenklich zurück an die frische Luft.

»Des Rätsels Lösung ist ganz einfach«, sagte Claverhouse bitter. »Dieser Mickey Roddy war Euer teurer Pflegebruder, der Schwarze Rächer. Er schlich sich in den Raum, als der Soldat das Geschirr wegtrug und die Tür unverschlossen war. Als der Posten dann zurückkam, würgte er ihn, nahm ihm die Kleider ab und zog sie McQuater an. Dann knebelte er unseren Mann und ließ ihn bewusstlos auf dem Bett liegen. Die Tür verschloss er von außen und nahm den Schlüssel mit. Farson sagt, er habe Mickey Roddy und einen Soldaten mit

einem Bündel kurz nach dem Abendessen auf der anderen Seite des Schlosses gesehen. Er schenkte ihnen jedoch keine Beachtung, weil er annahm, Roddy sei nur zurückgekommen, um noch am Essen teilzunehmen. Was für ein Mann! Was für ein Mann! Hätte ich diesen Menschen auf meiner Seite, ich glaube, ich könnte ganz Schottland für König James zurückgewinnen.« Etwas wie Trauer war in Grahames Augen zu lesen, als er diese Worte aussprach.

»Wollt Ihr sie nicht verfolgen lassen?«, fragte Luis, und es war deutlich, dass nackte Furcht ihm diese Frage eingab.

Der andere schüttelte den Kopf. »Sie haben vier Stunden Vorsprung und sind jetzt schon über alle Berge. Auf diese Weise werden wir den Kerl nie fangen. Wenn er uns in die Hände fallen soll, dann nur durch List oder indem wir das schöne Mädchen von Culzean als Köder benutzen.«

In einer Hütte in der Tiefe des Boglewaldes lachten und sangen indes zwei Männer, während sie ein einfaches Mahl verzehrten.

»Jetzt sollten sie den armen Soldaten langsam finden«, sagte McQuater mit breitem Grinsen. »Eigentlich war es schade, dass du ihn würgen musstest. Er war im Grunde ein anständiger Kerl.«

»Es war die einzige Möglichkeit, wenn ich das Geheimnis des Versteckes wahren wollte. Vielleicht kann ich die Kammer noch einmal benutzen, und deshalb mussten wir scheinbar durch die Tür entweichen. Das ging wiederum nur, indem ich dem Soldaten zu einem kurzen Schlummer verhalf. Wenn Farson nun noch erzählt hat, er habe Mickey Roddy mit einem Soldaten gesehen, werden sie nie auf den Gedanken kommen, es gebe einen geheimen Ausgang. Der Wache hat mein Griff nicht sehr geschadet. Verglichen mit dem, was man mit dir anstellen wollte, war dieses Würgen nur ein sanftes Streicheln.«

»Das stimmt allerdings. Dem Herrn und dir sei Dank, Jock, dass ich nun vielleicht bald meine alte Mutter wiedersehen kann.«



Durchs finstere Tal

Mitte Juni sind die Nächte im Süden Schottlands nicht sehr dunkel. Die Nacht beschränkt sich auf eine verlängerte Dämmerung, die um Mitternacht und in den frühen Morgenstunden etwas intensiver wird. Nach drei Stunden einer Halbdunkelheit wird es wieder hell.

Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachten die beiden Männer.

»Wir müssen uns auf den Weg machen, Andra«, begrüßte Duncan den Freund, der vom Feldbett, wo er die Nacht verbracht hatte, zu ihm herüberblickte. »Ich fühle mich erst sicher, wenn wir weit weg von hier sind. John Grahame bietet man nicht ungestraft Trotz. Ich möchte dich zurück zum Meer bringen, zu Sandy McVicar, bis wir von einem Boot wissen, das dich zu der alten Frau bringen wird, die im fernen Raasay am Feuer sitzt und wartet.«

»Ich habe nachgedacht, Duncan«, sagte McQuater.

»Nun, wie sagte schon die Königin von Babel zu Belsazar: ›Lass dich deine Gedanken nicht so erschrecken, und entfärbe dich nicht also‹ – jedenfalls nicht vor dem Frühstück.«

Das Mahl war einfach; es bestand aus Haferkuchen und ein wenig kaltem Geflügel, und dazu gab es kaltes, klares Wasser.

»Ja, also wie ich vorhin sagen wollte, als du mich unterbrachst – ich habe mir meine Gedanken gemacht, Duncan, und ich glaube, der Herr will noch nicht, dass ich heimziehe.«

»Aber was willst du sonst tun?«

»Auch darüber habe ich nachgedacht. Hier stehe ich: Ein Mann, gesund an Körper und Geist, der für James Stuart und für diesen Teufel Claverhouse gekämpft hat. Die Bergbewohner habe ich verfolgt, die mich doch vor der Hölle bewahrten, indem sie mir die gute Nachricht von der Errettung durch Jesus Christus brachten, ganz zu schweigen von dem, was du unter Einsatz deines Lebens für mich getan hast, um mich vor einem grausamen Foltertod zu bewahren. Ich meine, dass es der Gipfel der Undankbarkeit gegen Gott und Menschen wäre, wenn ich jetzt nach Hause lief, ohne auch nur einen Finger für die zu rühren, die so viel für mich getan haben. Ich habe für den König gekämpft, warum nicht jetzt für den Glaubensbund; für die Unterdrückung, warum nicht jetzt für die Freiheit; für die Verfolger, warum nicht jetzt für die Verfolgten? In anderen Worten: Warum sollte ich dir nicht helfen?«

Überrascht blickte ihn Duncan an.

»Meiner Treu, Andra, daran habe ich überhaupt noch nicht gedacht. Aber es hat vielleicht einiges für sich«, überlegte er. »Wir werden in Zukunft jeden Helfer brauchen, bis der Prinz von Oranien hier ist. Wenn es stimmt, was Farson von Claverhouse erlauschte, dann wird das Blut noch manches guten Schotten die Heide von Ayrshire und Galloway rot färben, bis der Tag der Befreiung anbricht. Du und ich können, mit Gottes Hilfe, diesen Blutstrom vielleicht eindämmen. Kannst du mit einem Schwert umgehen?«

»Ja, obwohl meine eigentliche Waffe immer das Breitschwert war.«

»Hier sind zwei Schwerter. Wähle eines aus und komm mit nach draußen. Leg diesen stählernen Brustpanzer an, ich werde den anderen nehmen, und dann wollen wir sehen, wie du kämpfst.«

McQuater kämpfte wie ein guter Soldat, aber er mochte sich anstrengen, wie er wollte – den Ring aus Eisen, der seinen Gegner zu umgeben schien, konnte er nicht durchdringen. Volle fünf Minuten focht er mit aller Kraft, während sein Gegner ihn noch anfeuerte und ihm Verbesserungsvorschläge zurief. »Klick, klick!« gingen die Schwerter, und das Auge konnte dem stählernen Wirbel kaum fol-

gen. Duncan machte keine Anstalten, den Kampf zu forcieren, bis er merkte, dass McQuater zu ermüden begann. »Aufgepasst, Andra«, rief er und ging von der Verteidigung zum Angriff über. Im nächsten Augenblick war der Kampf vorbei. Duncans Klinge zielte auf die Brust McQuaters, und dessen Schwert lag im Gras. Wie das zugegangen war, wusste der Besiegte nicht zu sagen. Er konnte nur verblüfft seinen furchtbaren Gegner anstarren.

»Duncan, in meinem ganzen Leben habe ich noch kein solches Gefecht erlebt, und ich habe schon mit einigen der Besten des Hochlandes in Freundschaft die Klinge gekreuzt.«

»Das kommt noch, Andra, das kommt noch. Du nimmst das eine Schwert und ich das andere. Du behältst meine Pistolen, und ich gebrauche meinen Bogen. Wer weiß – vielleicht sagt der Herr uns dasselbe, was er Gideon sagte: ›Ich will mit dir sein, dass du die Midianiter schlagen sollst wie einen einzigen Mann.‹ Du wirst ein Pferd brauchen, und ich weiß auch schon, wo du eines bekommen kannst. Vorerst setz dich zu mir hinter den Sattel, und Mitternacht wird uns beide in kurzer Zeit zum Meer und zu Sandy McVicar bringen.«

Das Elend des Krieges beschränkt sich nicht immer auf die Schlachtfelder, sondern es schafft eine ganze Atmosphäre von Leid und Angst, von Grausamkeit und Verbitterung. Alle Menschen eines Krieg führenden Volkes, die Schuldigen wie die Unschuldigen, müssen darunter leiden. Jeder Krieg ist schrecklich in seiner Zerstörung und seinem Weh, denn er kann ein blühendes, lachendes Land in eine verwüstete Wildnis verwandeln, Kinder ihrer Eltern und Eltern ihrer Kinder berauben. In dieser Hinsicht ist der Bürgerkrieg der weitaus abscheulichste. Die Feindseligkeiten und Rachegeleüste, der Hass und die Bitterkeit, die Grausamkeit und Wildheit, die sich immer in der Tiefe des menschlichen Herzens finden, scheinen noch gesteigert zu werden, wenn die Bande der Familie, des Landes und der Tradition eine Rolle spielen. Gefühle, die Menschen miteinander verbinden sollten, werden pervertiert und auf den Kopf gestellt und zu Motiven scheußlicher Gewalttaten. Dieser Art war die Verfolgung im Süden Schottlands ein Vierteljahrhundert lang unter der Herr-

schaft von Charles dem Zweiten und dem zweiten James. Schotten erschlugen ihre Brüder mit einer Grausamkeit und Unmenschlichkeit sondergleichen. Ein satanischer und papistischer Eifer stumpfte das Gewissen der Menschen ab, vergiftete ihre Herzen und umnebelte ihren Geist.

Seinem gräulichen Vorsatz getreu, heizte Claverhouse mit der Zustimmung des Königs, der seinen Thron wanken sah, den Feuerofen der Verfolgung siebenmal stärker als zuvor an. Er schickte Offiziere und Mannschaften nach Ayrshire, die ihm an Grausamkeit nicht nachstanden oder ihn sogar darin übertrafen. Zwei der vier Distrikte des Landes, nämlich Cunningham und Galloway, wurden von Hauptmann McCance heimgesucht, während Hauptmann Muldoon, ein glühender Verfechter des Papsttums, die Bezirke Kyle und Carrick mit Feuer und Schwert verwüstete. König James schlug den Rat weiser Männer in den Wind, die ihn vor den Auswirkungen seiner Politik warnten, und handelte nach den Worten König Rehabeams: »Mein Vater hat euer Joch schwer gemacht; ich aber will des noch mehr über euch machen: Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt; ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen.« Claverhouse war sein auserwähltes Werkzeug, um dieses schreckliche Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Es wurden nicht nur Männer, Frauen und Kinder erschossen, ertränkt und aufgespießt – viele, die einem gewaltsamen Tod entgingen, zogen sich durch Hunger, Kälte und dauernde Angstzustände Krankheiten zu, die noch lange nach den »Blutigen Zeiten« ihren Tribut forderten. Doch selbst in der finsternen Nacht verlöschte das Licht der Hoffnung niemals, wenn es auch zeitweilig auszugehen drohte.

Jean Templeton, die hübsche, achtzehnjährige Tochter eines Webers aus Maybole, wurde von Muldoon und seinen Männern in der öden Gegend des Howe-Moores ergriffen, als sie dem frommen Hugh McLaren etwas zu essen brachte. Hugh, der alte Prediger der Kirche zu Dunure, hielt sich in einer Höhle am Abhang des Brown Carrick verborgen. Jean kam nie mehr nach Hause. Nach Tagen fan-

den ihr kleiner Bruder und ihre Mutter, eine Witwe, ihre Leiche mit dem Gesicht nach unten im Wasser eines tiefen Teiches treiben. Die Dragoner hatten das Höhlenversteck Hugh McLarens nicht gefunden, doch was mit dem hübschen Mädchen geschehen war, bleibt besser unberichtet.

Jimmy Douglas war ein Junge von zwölf Jahren mit Sommersprossen, blauen Augen und einem sonnigen Wesen, ein Junge, den alle Einwohner des kleinen Fischerdörfchens Killochan mochten. Er wurde von Muldoon gefangen, als er einige Haferkuchen forttrug, die seine Mutter für Tam Roy gebacken hatte. Tam Roy war Prediger der Kirche zu Barrhill im Kirchspiel Carrick und hatte sich in einer Höhle in den Hügeln von Straiton verborgen. Die Häscher fanden das Versteck des frommen Mannes nicht, aber der Rauch, der sich von den Musketen hinauf in den blauen Sommerhimmel kräuselte, erzählte auf seine Weise, welch blutige Arbeit da getan worden war. Die leblose Gestalt am Berghang war die eines kleinen schottischen Märtyrers, der sein Leben nicht selbst teuer gehalten hatte, auf dass er Christus gewinne und in ihm erfunden werde.

Shiela Macleod saß am Bett ihres sterbenden Mannes in ihrer kleinen Hütte, die in der zerklüfteten Umgebung des Glenmohr-Passes hinter den Hügeln von Straiton, im Tal des Flusses Stinchar, stand. Achtundzwanzig Jahre lang war Gilbert Macleod ein gejagter Mann gewesen, der kaum jemals, außer bei günstigen Gelegenheiten, in seinem Bett hatte schlafen können. Zusammen mit seinem Bruder Donald, einem Junggesellen, hatte er den grimmigen Hass der Königstruppen auf sich gezogen, die ihn nicht zu fassen bekamen – ihn, den erklärten Gegner des Papsttums in jeder Form. Wenn auch die Mitglieder seiner Familie unzählige Male verhört worden waren, hatten sie doch nie seinen Aufenthaltsort preisgegeben. Die langen Verfolgungen und Entbehrungen und der Mangel an Schlaf und kräftiger Kost hatten die Gesundheit der beiden Brüder unterhöhlt, besonders die Gilberts. Eines Tages schleppte er sich im letzten Stadium der Schwindsucht nach Hause, um unter seinem eigenen ärmlichen Dach Zuflucht zu suchen und von denen Abschied zu neh-

men, die er lieb hatte. Sein Bruder begleitete ihn, selbst zermürbt von Gefahren und Anstrengungen und lange vor der Zeit gealtert. Gilbert fühlte sein Ende nahen und rief Frau, Kinder und Bruder zu sich. Er wusste, dass sich Muldoon und seine Männer in der Gegend aufhielten und zweifellos auf der Suche nach den Brüdern waren. Still weinend stand die kleine Gruppe um das Bett des Sterbenden. Sein Sohn Rob war zwölf Jahre und seine beiden Töchter Margaret und Mary waren elf und acht Jahre alt. Sie sahen, wie der Vater in stillem Gebet die Lippen bewegte und Gott um Kraft bat, seinen letzten Willen kundzutun.

»Herr, nun lass deinen Diener in Frieden fahren!«, murmelte er. »Herr, tröste mein Weib und die Kinder! Herr, gib ihnen Kraft in der Anfechtung und Glaubensmut, um wie Christen zu sterben!« Der Sterbende machte eine Pause, während seine Familie den Tränen freien Lauf ließ, und fuhr dann mit häufigen Unterbrechungen fort:

»Ich hoffe, wenn ich auch weit hinter dem Apostel Paulus zurückgeblieben bin, doch mit ihm sagen zu dürfen: ›Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten‹ – den Glauben an meinen Heiland, den Glauben seiner Apostel und seiner einigen Kirche. Ich habe Glauben gehalten in guten wie in schlechten Zeiten. Man hat mich aus meinem bescheidenen, aber glücklichen Heim verjagt und mich fort von Weib und Kind in die Höhlen der Berge getrieben, doch ich konnte immer sagen:

›Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.

Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.‹

Ich habe diese Hilfe stets erfahren. Man hat auf mich geschossen, mich verfolgt und wie ein wildes Tier gehetzt; ich war Krankheit, Schmerzen und Schwachheit ausgesetzt, und, von wenigen Gelegenheiten abgesehen, entbehrte ich jeder tröstenden Stimme, jedes auf-

munternden Wortes und jedes mitleidvollen Blickes, der auch das schwerste Leiden lindern kann. Und jetzt bin ich bereit – wenn es Gott gefällt, für eine kleine Weile noch den Fuß der gnadenlosen Widersacher aufzuhalten – mein Zeugnis mit meinem letzten Atemzug zu besiegeln.«

Die Anstrengung war für seinen erschöpften Zustand fast zu viel, und einen Augenblick lang schien es, als sei der letzte Lebensfunke schon erloschen. Doch nach einer Weile raffte sich der Sterbende noch einmal auf. »Herr, gib mir Kraft für dieses letzte Wort in der Sache unseres Glaubensbundes, für dieses Abschiedswort«, flüsterte er und fuhr dann mit lauterer Stimme fort:

»Nun werde ich euch verlassen, meine Geliebten, denn ich höre meinen Herrn rufen, und der Geist und die Braut sprechen: Komm. Ich verlasse euch mit diesem letzten Wort: Lasst nichts, lasst niemanden eure Krone nehmen, lasst euren Glauben rechtschaffen erfunden werden, denn der, dem ihr dient, wird schnell kommen, und furchtbar wird sein Kommen für alle seine Feinde sein.«

»So, für seine Feinde?«, dröhnte Muldoons Stimme durch das Zimmer. Er war mit seinen Soldaten unbemerkt in die Hütte eingedrungen. »Diese Feinde sind näher, als du denkst, meine ich, und sie werden sich in besonderer Weise darum bemühen, dass die Feinde Seiner Majestät eine angemessene Behandlung finden. Komm, Donald, lass uns gehen. Es fängt an zu tagen, und es wird dir bestimmt ein besonderes Vergnügen sein, uns unter dem alten Dornbusch am Zaun dort drüben einen Vers deines Todespsalms zu singen. Und du, Gilbert, nimm deine Beine in die Hand und steh auf«, wandte er sich an die Gestalt im Bett. Es dauerte eine Weile, bis er sich davon überzeugt hatte, dass er seine ruchlosen Worte an einen Toten verschwendet hatte.

»Seht da! Seht da! Seht da!«, schrie die gequälte Witwe halb wahn-sinnig vor Schmerz. »Seht es euch an, ihr blutigen Baalssöhne, seht es euch an, das leblose und bleiche Opfer eurer Hetze. Ja, nehmt ihn doch mit!«, kreischte sie, als Muldoon noch einmal ans Bett trat, um sich zu vergewissern, dass er nicht getäuscht wurde. »Bringt ihn doch

an den Galgen oder unters Fallbeil! Stellt ihn doch unter den Dornbusch! Erschießt ihn, köpft ihn, hängt ihn!« Hysterisch lachte sie auf. »Ha! Ha! Ha! Er ist euch allen entkommen. Eure Kugeln können ihn nicht mehr treffen; eure Flammen können ihn nicht verbrennen; eure Bosheit kann ihm droben nichts mehr anhaben.« Dabei zeigte sie mit dem Finger nach oben. »Dort oben, wohin ihr und euresgleichen niemals kommen werdet, dort wird niemand mehr von bösen Menschen gequält, und die Müden finden dort eine Ruhestatt. Ja, Gott sei Dank; Gilbert hat jetzt eine Ruhestatt gefunden. Hier unten habt ihr ihm keine gelassen; aber dort, dort kann er ruhen, wenn ihr Höllenqualen leiden müsst!«

Einige der Soldaten schauderte es bei diesen furchtbaren Anklagen der gequälten Frau, und sie suchten so schnell wie möglich das Sterbezimmer zu verlassen. Auf ihren Anführer hingegen hatte der Schmerz der Witwe nicht die geringste Wirkung. Für ihn waren die Worte der Frau nur Anlass zu neuem gotteslästerlichen Gespött.

»Nun lass schon gut sein, Mutter Predigerin«, sagte er. »Hör auf mit diesem Gejammerge. Lass uns nur über den Hügel dort sein, dann kannst du mit deinen Bälgern heulen und bellen bis zum Jüngsten Gericht, wenn du möchtest. Aber was uns angeht, Freund Donald«, wandte er sich an den Bruder des Toten und begann die Sprache der frommen Bergbewohner nachzuäffen, »treibt dich der Geist, dich von der Stelle zu rühren? Hat der Herr sich deiner männiglich erbarmt? Und wird er dich aus sechs Trübsalen erretten, ja, soll dich sogar in der siebten kein Übel rühren? Komm mit, mein Freund.« Er fasste den kranken Mann am Arm und zog ihn zur Tür. »Der Geist und die Braut sprechen: Komm; eine Jungfrau wartet deiner Umarmung, eine Jungfrau, die schon viele Liebhaber hatte und deren Umarmungen ziemlich eng sind. Wir nennen sie die ›Rote Magd‹. Da sie aber ihre Wohnstatt in der Stadt Edinburgh genommen hat, ist sie gar ferne von hier. Doch sintemalen du darob enttäuscht sein könntest, werden meine munteren Schäfchen hier es mit Wonne übernehmen, dir allein ein wenig Hochzeitsmusik zu spielen – nach der Melodie ›Legt an, drückt ab!‹«

Donald Macleod beachtete den Spott Muldoons kaum. Zu viele Jahre hindurch war der Tod sein ständiger Begleiter gewesen, als dass er ihn jetzt noch hätte schrecken können. Für ihn war er ein Bote des Friedens, ein dunkles Wasser, das die Sorgen und Leiden dieser Welt von der Glückseligkeit und Herrlichkeit der zukünftigen trennte. Ein Schleier war er, der das Angesicht seines geliebten Herrn den Blicken der Gläubigen auf Erden verbarg; ein Tor zu einem »besseren Land«, zu den unzählbaren Scharen der Engel und den Seelen der Gerechten. Er, Donald Macleod, sollte eingehen in die Herrlichkeit, wo er alle die Freunde wiedersehen würde, die ihm dorthin vorausgegangen waren, und wo er ewig seinen Heiland schauen durfte. Während Muldoon sprach, betete der Todgeweihte noch inbrünstig für die unterdrückte Kirche, für die Verfolgten, die noch übrig geblieben waren, für seine Freunde und für seine Feinde. Selbst die, die gerade ihre Hand gegen ihn erhoben, schloss er in seine Fürbitte mit ein.

»Der Herr vergebe euch«, sagte er, »denn ihr wisst nicht, was ihr tut. Dem Schächer am Kreuz wurde vergeben; David, dem Mörder, wurde vergeben, und selbst Judas hätte Vergebung empfangen, wenn er den Herrn angerufen hätte. Oh, ihr armen, verblendeten, gottlosen Männer! Ich bete nicht für mich – ich bete für euch. Wenn der Tag des Zorns anbricht, wohin wollt ihr dann fliehen? Zu den Bergen? Die werden ins Meer stürzen. Zu den Felsen? Sie werden vor Flitze zerschmelzen. In die Klüfte und Schluchten? Wo werden sie dann sein, an dem großen und schrecklichen Tag des Herrn ...?«

Als Donald sie so zur Buße gemahnt hatte, zog Muldoon sein Schwert und schlug ihm mit dem Schwertknauf über den Kopf.

»Zu Boden mit dir und deinem unermüdlichen Mundwerk«, schrie er ihn an. »Wir verzichten auf deine Gebete und Predigten.«

Zwei Soldaten zwangen den blutenden alten Mann, wieder aufzustehen und zerrten ihn ein Stück von der Hütte fort.

»Ich frage dich zum letzten Mal«, sagte Muldoon. »Willst du mit einem Eid der Ketzerei abschwören und dein Leben retten, oder willst du lieber sterben?«

Der Gefangene hatte sein blutendes Haupt gegen einen großen

moosbedeckten Felsen gelehnt. Zum Aufstehen viel zu schwach, gab er mit der Hand seine Weigerung zu verstehen. Sie erschossen ihn, wo er lag. Seine letzten Worte waren die des Stephanus: »Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!« Die Mörder indes ritten weiter, die Schlucht hinauf, um ihr grässliches Handwerk weiter auszuüben.

Etwa eine Stunde später ritten zwei Männer auf dem gleichen Weg den Pass hinauf, den schon Muldoon und seine Leute genommen hatten. Sie banden ihre Pferde im Wald an und schlichen vorsichtig zur Hütte, wo Shiela Macleod mit ihrer Familie in äußerster Verzweiflung saß und ihre Toten beweinte. Duncan und McQuater hörten sich den Bericht der Witwe schweigend an, und auch ihnen wurden die Augen feucht. Mit einem sauberen Laken in der Hand schritt Duncan schließlich den Pass hinauf bis zu der Stelle, wo die leblose Gestalt Donald Macleods lag. Ehrfürchtig wickelte er sie in das Tuch ein und trug sie zur Hütte zurück. Sie beerdigten die beiden Brüder in einem gemeinsamen Grab, zwei große Männer, die viel für einen verfolgten Glaubensbund und eine unterdrückte Kirche gelitten hatten. Als man die Toten zwischen den Glockenblumen des Glenmohr-Passes zur Ruhe legte, sprach Duncan die Liturgie des Begräbnisses. »Wer sind diese, mit den weißen Kleidern angetan, und woher sind sie gekommen? ... Diese sind's, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider hell gemacht im Blut des Lammes. Darum sind sie vor dem Stuhl Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel; und der auf dem Stuhl sitzt, wird über ihnen wohnen. Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgendeine Hitze; denn das Lamm mitten im Stuhl wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.« Über die Seufzer und das Weinen der Kinder hinweg sang in einem nahen Busch die Singdrossel ihr Lied von Freude und von einer Hoffnung, die über den Tod hinausgeht. »Treu und wahrhaftig waren diese beiden ihr Leben lang«, sagte Duncan, »und so sind sie auch gemeinsam in den Tod gegangen.«

Er versuchte, die verzweifelte Witwe und die des Vaters beraubten Kinder ein wenig zu trösten, doch ein mitleidendes Schweigen schien den großen Schmerz besser zu lindern, als alle Worte es vermochten. So erzählte er der Frau nur, was mit Jean Templeton und Jimmy Douglas geschehen war, und in ihrem Mitleid mit anderen verlor der Stachel in ihrem eigenen Herzen ein wenig von seiner schmerzenden Spitze.

Duncan fragte die Frau nach der Richtung, die die Soldaten eingeschlagen hatten.

Sie zuckte mit den Schultern, doch ihr Sohn Rob konnte an ihrer Stelle antworten.

»Sie ritten den Pass hinauf, Herr Duncan. Ich hörte einen der Männer sagen, dass sie hofften, von Elsbeth Grant etwas über den Aufenthaltsort Sandy Pedens zu erfahren. Wenn sie Peden fangen könnten, sagte er, könnten sie wohl stolz auf ihr Tagewerk sein.«

»Arme Elsbeth«, klagte seine Mutter. »Sie hat zwei feine Kinder, und ich würde es diesen Ungeheuern zutrauen, dass sie die Kinder foltern, um von der Mutter zu hören, wo Peden sich verbirgt. Sie weiß, wo in den Hügeln von Kilkerran seine Höhle ist.«

»Der Herr segne Euch und die Euren, Shiela«, sagte Duncan zum Abschied. »Grämt euch nicht zu Tode wegen derer, die von euch gegangen sind. Der Schall der Posaunen hat sie schon in der Herrlichkeit auf der anderen Seite willkommen geheißen. Erhebt eure Herzen. Für das arme Schottland kommen bessere Tage, noch bevor dieses Jahr um ist. Nun wollen wir gehen, Andra.«

»Glaubst du wirklich, dass bald bessere Zeiten kommen, Duncan?«, fragte McQuater, als sie davonritten. »Hast du das nicht nur zum Trost gesagt?«

»Gott bewahre. Ich bin sicher, dass noch vor Ende dieses Jahres die Verfolgung zu Ende sein wird oder aber, dass wir in Schottland und England offenen Bürgerkrieg haben werden. Es kann so nicht länger weitergehen. Gott setzt der menschlichen Bosheit eine Grenze, genau wie er den Meereswellen eine Grenze gesetzt hat. Diese Grenze, meine ich, ist beinahe erreicht. Wenn nicht, würden

die Heiligen abnehmen und der Gläubigen gebe es wenig unter den Menschenkindern.«

»Gott gebe, dass dieser Tag bald komme, denn wir haben in diesen vergangenen Wochen manche grausige Untat sehen müssen.«

Duncan nickte. »Aber wir haben auch einiges Gute getan und etliche der auserwählten Heiligen Gottes aus der Hand des Verderbers errettet. Und wenn es Gott gefällt, werden wir noch einige mehr retten können.«

»Das hoffe ich auch. Aber es war das Werk des Schwarzen Rächers, nicht des Andra McQuaters.«

»Unsinn«, erwiderte Duncan heftig. »Ich hätte allein nicht die Hälfte von dem tun können, was wir zusammen geschafft haben. Keine falsche Bescheidenheit, Andra. Sieh lieber nach, ob dein Pulver trocken und dein Schwert bereit ist.«

McQuater musste lachen. »Das sieht dir ähnlich, Heide-Jock«, sagte er. »Nun, welche Pläne hast du?«

»Noch keine. Wir wollen erst abwarten.«

Schweigend ritten die beiden Männer eine Zeit lang nebeneinander her. Der Pass führte sie durch eine wilde Landschaft. Auf der einen Seite wurde der Weg von großen, grauen, mit Moos bedeckten Felsen und von Farnen und Heidekraut gesäumt. Auf der anderen Seite, zum Fluss hin, bot sich dem Auge eine undurchdringliche Masse von Wäldern. Nur hier und da gab es eine Lichtung, auf der die armselige Bleibe eines einsamen Schäfers stand, der hier, fernab vom Getriebe der Menschen, sein Dasein fristete. Eine solche Hütte hatte auch Douglas Grant gehört, der die Schafe des Lords von Barrhill gehütet und sich mit Frau und Kindern des Lebens gefreut hatte, bis der Schatten der »Blutigen Zeiten« auf den Süden Schottlands fiel. Sein Eifer für die Sache des Glaubensbundes war weitbekannt gewesen. An dem Tag, als man ihn gefangen nehmen wollte, floh er, doch die Häscher stellten ihn in einem engen Hohlweg am Tairlaw-Fall bei Straton.

Fünf der Dragoner, die ihn angriffen, taumelten verwundet zurück, denn Douglas war ein stämmiger Mann und kein schlech-

ter Fechter, doch schließlich, als er schon aus vielen Wunden blutete, konnten sie ihn überwältigen. Sie erstachen ihn, wo er gerade lag. Das war 1685 gewesen. In den drei Jahren seit dem Heimgang ihres Mannes hatte Elsbeth Grant weiter mit ihren beiden Kindern in der Hütte am Glenmohr-Pass gewohnt. Ihr Sohn Ritchie, ein kräftiger Bursche von achtzehn Jahren, führte mit Zustimmung des Lords von Barrhill die Arbeit seines Vaters fort, während die zwanzigjährige Lorna bei der Mutter blieb, um sie zu trösten und ihr bei der Arbeit des Alltags zu helfen.

Oft war ihr bescheidenes Zuhause ein Zufluchtsort für verfolgte Angehörige des Glaubensbundes. Wenn einer dieser Gejagten über Nacht blieb, hielten Ritchie und sein Hund Luath im Pass Wache, um beim ersten Anzeichen von Gefahr den Gast in einen anderen Unterschlupf zu bringen.



Schwertergeklirr

Muldoon und seine Männer marschierten eilig den Glenmohr-Pass hinauf. Die Truppe bestand aus zwölf Männern, und sie hatten ihre Pferde auf einem Bauernhof bei dem kleinen Dorf Kirkmichael zurückgelassen. Dorthin wollten sie zurückkehren, wenn ihre grausige Arbeit in der Schlucht getan war.

»Weiß jemand von euch, wie weit es noch bis zum Haus der Grants ist?«, fragte Muldoon, nachdem sie sich schon zwei Stunden lang durch die Schlucht gemüht hatten.

»Wir werden wohl noch sechs oder sieben Meilen zu gehen haben«, brummte einer der Männer mürrisch.

Muldoon sah ihn und die übrigen Soldaten scharf an. In einigen Gesichtern war deutlich Widerstand zu lesen, und er spürte, dass eine Atmosphäre der Unruhe und Unzufriedenheit über der Gruppe lag, die sich in einem ungewohnten Schweigen ausdrückte.

»Halt!«, kommandierte er. »Wir werden hier die Nacht über bleiben und erst morgen früh weitermarschieren. Ihr könnt ein Feuer anzünden, denn es kann kalt werden. Ihr habt eure Essensrationen. Macht das Beste daraus. Balfour, du kommst mit mir.« Der letzte Befehl war an den Sergeanten der Truppe gerichtet.

Muldoon ging ein Stück die Schlucht hinab, bis er an den Fluss kam, und der Soldat folgte ihm.

»Was ist mit den Männern los?«, fragte der Hauptmann kurz.

Der Soldat trat unbehaglich von einem Bein aufs andere und schien nicht mit der Sprache herauszuwollen.

»Nun, was ist? Bist du taub? Antworte auf meine Frage, du Esel!«

»Ich weiß nicht recht«, war die stotternde Antwort. »Einige der Männer meinen, dass die Macleods nicht hätten ermordet werden sollen.«

»Ermordet! Wer redet denn von Mord? Sie waren Feinde des Königs und des Staates und weigerten sich, wie du selbst gehört hast, ihrem Glauben abzuschwören und den König als Haupt der Kirche anzuerkennen.«

»Ich weiß, ich weiß. Aber den Männern sind verschiedene Gerüchte zu Ohren gekommen, dass über kurz oder lang ein Umschwung stattfinden wird, und unter einem protestantischen König wäre die Luft von Ayrshire für einige von uns nicht mehr so recht zuträglich. Außerdem haben ihnen die Verwünschungen der alten Shiela einen Schock versetzt, ganz zu schweigen davon, dass sich der Schwarze Rächer in dieser Gegend aufhalten soll. Einer unserer Leute war auf Schloss Fenwick, als dieser Teufel es selbst mit Clavers aufnahm und ihn zum Besten hielt. Er sagt, das habe John Grahame mehr zugesetzt als jener Tag, an dem Burley und Hackston und ihre Männer ihn vom Schlachtfeld bei Drumclog jagten.«

Muldoons Gesicht war dunkelrot vor Zorn, als der Sergeant seinen Bericht beendet hatte.

»Lass uns zu den Männern zurückgehen«, sagte er kurz.

Die Truppe hatte sich um das Feuer gelagert und war mit ihrem einfachen Mahl schon fertig. Einige der Männer rauchten, andere starrten trübsinnig ins Feuer. Der Lagerplatz war eine Lichtung im Wald, mit Farn und Heidekraut bewachsen und übersät mit einer Unzahl von moosbedeckten Findlingen und kleineren Felsen. Am Rand des Platzes begann der dunkle Tannen- und Eichenwald zum Fluss hin abzufallen.

»Hört zu, ihr Missgeburten«, begann der Offizier in drohendem Ton. »Ich habe gehört, dass einigen von euch der Tod dieser liberalen Hunde missfällt und dass ihr die Hinrichtung als Mord bezeich-

net. Ihr seid Soldaten des Königs, und die wir hinrichten, sind seine Feinde. Jeder Liberale und jeder Glaubensbündler sollte vertilgt werden. Das ist John Grahames Überzeugung, und daran glaube auch ich, sein loyaler und treuer Diener. Wer nicht dieser Meinung ist, ist ein Verräter, und ich werde ihn mit eigener Hand erschießen, wenn ich irgendwelche Anzeichen von Schwäche bei ihm bemerke. Morgen marschieren wir zum Hause der Grants. Sie sind wohlbekannte Gegner der Staatsautorität und Anhänger des Glaubensbundes. Sie kennen das Versteck Alexander Pedens, und ich werde die Frau und ihre ganze Brut umbringen, wenn sie mich nicht zu ihrem Pfaffen führen. Und was diesen Schwarzen Rächer betrifft, der euch eine solche Angst einjagt – ich verspreche euch, dass ich ihm den Hals am nächsten Baum langmachen werde, wenn er uns in die Quere kommt ... o Gott!«

Erschreckt blickten die Männer bei diesem Ausruf Muldoons auf. Er hatte während seiner Strafpredigt mit dem Rücken gegen eine große Fichte gelehnt, in der jetzt, kaum sechs Zoll über seinem Kopf, ein schwarzer Pfeil steckte. Aus dem nächtlichen Dunkel jenseits des Feuers war er gekommen, und ihm folgte ein spöttisches Gelächter.

»Ha! Ha! Ha!«, schallte das schrille Meckern unter den Bäumen hervor, wie ein höhnisches Echo auf die prahlerische Rede Muldoons.

Dieser war im Augenblick vor Schreck und Wut völlig erstarrt. Die Soldaten hatten sich aufgerichtet und starrten benommen auf den Boten des Todes, der ungehört und ungesehen aus dem Nichts gekommen war. Eine Zeit lang sprach niemand ein Wort, so gelähmt waren sie von dem unheimlichen lautlosen Handeln des geheimnisvollen Wesens, das ihr Leben in seiner Hand hatte. Muldoon erlangte als erster seine Fassung wieder und schrie einen Befehl: »Ihm nach, Männer!« Doch er hätte sich seine Worte sparen können, denn kein einziger seiner Helden wagte sich aus dem Lichtkreis des Feuers fort. Es sprach für den Mut ihres Anführers, dass er über die Lichtung in den Wald hineinstürmte. Es war völlig dunkel, und er konnte weder etwas sehen noch die Schritte eines

Flüchtenden hören. So hielt er einen Augenblick neben einer mächtigen Eiche an. Von der Gestalt auf der anderen Seite des Baumes ahnte er nichts, bis zwei große Hände seine Kehle umschlossen und er das Bewusstsein verlor. Sachte wurde er auf den Boden gelegt, wo ihn seine Männer kurze Zeit später fanden. Sie trugen ihn zum Feuer zurück und bemühten sich um ihn, bis er wieder zu sich kam. Nackte Furcht war in allen Gesichtern zu lesen, und Muldoon hatte die größte Angst. Er fühlte, dass zweimal innerhalb weniger Minuten der Tod um Haaresbreite an ihm vorbeigegangen war. Zweimal war er in der Hand des geheimnisvollen Freundes der Unterdrückten gewesen, und zweimal hatte ihn dieser verschont. Warum? Er schaute in die Runde, und sein Blick begegnete nur schreckgeweiteten Augen. Der Soldat, der zusammen mit Claverhouse auf Schloss Fenwick gewesen war, saß in lauschender Haltung da. Plötzlich sprang er auf. »Da ist es!«, schrie er.

Seine Gefährten sahen ihn an, als würde es ihnen langsam zu viel.

»Was ist da?«, fragte Sergeant Balfour mit belegter Stimme.

»Hört doch«, war die Antwort. »Das, was Clavers auf Schloss Fenwick selbst hörte – das Lied des Todes, die Klage der McCrindles.«

Nun hörten sie es alle: Tief unten in der Schlucht war das Pfeifen eines Dudelsacks zu hören. Der Nachtwind trug die unheimliche, klagende Melodie bis hinauf zu den dreizehn Männern, die sich angsterfüllt fragten, was dieses Vorzeichen bedeutete und was wohl als Nächstes kommen werde.

»So, ich glaube, das genügt für den Augenblick, Andra«, sagte Duncan und reichte McQuater den Dudelsack. »Wir werden jetzt ein wenig ruhen. Ich meine, Muldoon und seine Leute sind erst einmal genug gestraft.«

»Mann, Duncan, ich hätte zu gern ihre Gesichter gesehen, als sie den schwarzen Pfeil über Muldoons Kopf am Baum entdeckten. Hastest du Schwierigkeiten fortzukommen?«

»Nicht im Geringsten. Ich musste nur lachen. Muldoon stand auf der einen Seite einer dicken Eiche und suchte mich, und ich stand auf der anderen. Ich fasste nur um den Baum herum und packte ihn.

Bei dieser Gelegenheit wäre es mir ein Leichtes gewesen, ihm das Genick zu brechen, genauso, wie ich ihm zuvor den Pfeil ins Hirn hätte jagen können. Als ich an Jean Templeton, an Jimmy Douglas und an den alten Douglas Macleod dachte, hatte ich nicht übel Lust, ein solches Schwein wie Muldoon vom Erdboden zu vertilgen, aber dann erinnerte ich mich daran, was geschrieben steht: »Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.«

Weder Hauptmann Muldoon noch seine Männer fanden in dieser Nacht viel Schlaf, denn alle spürten Unheil nahen. So abgebrüht sie auch waren – der Anblick Shiela Macleods, wie sie den Himmel zum Zeugen gegen sie anrief, die leblose Gestalt ihres Mannes im Bett, die Gebete Donald Macleods und sein grausamer Tod und nun noch die unheimlichen Ereignisse des Abends hatten sie völlig zermürbt. Einige von ihnen befanden sich in einem Zustand, der an Panik grenzte und den Wunsch in ihnen hervorrief, möglichst weit weg zu sein von diesem Ort des Schreckens.

In der Frühe des nächsten Morgens brachen sie auf, doch keinem war recht wohl, als sie den Pass entlangzogen. Die Furcht vor dem unsichtbaren Feind hielt ihre Herzen umkrallt. Dauern mussten sie daran denken, dass dieser Feind eine lautlose Waffe besaß, die jedem von ihnen jederzeit ein schnelles Ende bereiten konnte. Hauptmann Muldoon war von düsteren Befürchtungen erfüllt und schlechter Laune. Die Erinnerung an die Ereignisse des Abends saß ihm wie ein Gespenst im Nacken. Das Tageslicht hatte einen Großteil der Angst von ihm genommen, aber er fühlte, dass er keine glanzvolle Rolle gespielt hatte, sondern vielmehr vom Schwarzen Rächer vor seinen Leuten zum Hanswurst gemacht worden war. Ein verzehrender Hass ergriff Besitz von ihm, der für alle Bergbewohner, die ihm an diesem Tag begegnen würden, nichts Gutes ahnen ließ.

Die Hütte Elsbeth Grants stand auf einem schönen Fleckchen Erde, in der Nähe des Glenmohr-Gipfels und mit Aussicht auf den Fluss. Sie war hübsch und sauber und lag inmitten zweier Gärten, eines Vorgartens, in dem viele Blumen blühten, und eines Gemüsegartens, der den bescheidenen Bedarf der Familie an Grünem deckte.

Wenn man von der etwa zwei Morgen großen Rodung in die Richtung des Flusses schaute, sah man hinter den Hügeln von Kilkerran, weit im Westen, als blauen Strich die Clyder Förde liegen, die sich dort mit den Fluten des Atlantischen Ozeans vereinigte.

Die Grants waren Frühaufsteher, denn Ritchie und sein Hund mussten zeitig in die Hügel aufbrechen, wo sie die Schafe weideten. Lorna hatte die zwei Kühe zu melken, die Hühner zu füttern und sich um den Garten zu kümmern. Gerade hatte die Familie das Frühstück und die Morgenandacht beendet, als der Hund das Fell sträubte und mit lautem Bellen zur Tür sprang. Er hatte Muldoon und seine Leute gewittert, die gerade den Wald verließen und um die Ecke des Hauses bogen.

»Wir werden diese Sache bald hinter uns haben«, brummte der Offizier und schlug mit dem Schwert gegen die Hauswand. »Ist jemand drinnen?«, rief er, denn so war es die Landessitte. Sobald Elsbeth die Tür geöffnet hatte, fuhr der Hund knurrend auf Muldoon los. Dieser wich hastig zurück und schlug mit dem Schwert nach dem Tier, wobei er es nur knapp verfehlte.

»Schieß den Hund nieder«, brüllte er einem der Soldaten zu. Bevor dieser jedoch den Befehl ausführen konnte, rief Ritchie dem Tier ein Wort zu, worauf es augenblicklich hinter dem Haus im Wald verschwand. Das Entkommen des Hundes besserte die Laune des Offiziers keineswegs, doch in diesem Augenblick erschien Lorna neben ihrer Mutter in der Tür. Ihre junge, frische Schönheit und ihre stille Würde machten auf die meisten der Soldaten tiefen Eindruck.

Keiner von ihnen schien überhaupt in der rechten Stimmung für die vor ihnen liegende Aufgabe zu sein. Der Offizier musterte das Mädchen mit anerkennenden Blicken. Dann wandte er sich abrupt ihrer Mutter zu und fragte:

»Nun, gute Frau, wie viele Glaubensbündler habt ihr denn in letzter Zeit hier untergebracht?«

»Seit Ostern war niemand mehr hier, und auch davor waren es nicht viele«, war die zitternde Antwort.

»Und wann hast du den alten Peden das letzte Mal gesehen? Sprich die Wahrheit, du Lügenbündel! Hinunter auf die Knie mit dir, und gib mir Antwort, oder dein letztes Stündlein hat geschlagen.«

Sohn und Tochter wollten zu ihrer Mutter eilen, aber Muldoon stieß sie mit dem Kolben seiner Muskete zurück.

»Zurück mit euch, ihr Bälge«, schrie er. »Oder ich gebe euch eine Kugel zu schlucken. Mit euch rede ich noch, wenn ich mit eurer Alten fertig bin.«

Die Frau war auf die Knie gefallen und bat den Offizier mit erhobenen Händen flehentlich um Gnade.

»Ich habe Peden seit langer Zeit nicht mehr gesehen. Das ist die reine Wahrheit. Ich schwöre es bei Gott.«

»Pah! Ihr Ketzer würdet bei allem schwören und doch lügen. Doch jetzt heraus mit der Sprache! Wo versteckt sich Peden?«

Einige Augenblicke lang sprach die arme Frau kein Wort, sondern sah nur flehentlich zu ihren Kindern hinüber.

»Ich kann es nicht verraten, ich darf es nicht«, sagte sie schließlich mühsam mit leiser Stimme. »Er ist ein Mann Gottes, und es wäre eine Sünde, ihn zu verraten.«

»Soll das heißen, dass du es uns nicht sagen willst, du Kind des Teufels? Nun gut, dann muss ich eben andere Mittel anwenden, um dir die Zunge zu lösen. Steh auf.«

Die arme Frau erhob sich mühsam, doch sie wäre wieder umgefallen, hätte sich nicht ihr Sohn Ritchie von seinem Bewacher losgerissen und sie gestützt. Außer sich vor Zorn wandte er sich Muldoon zu.

»Du Unmensch! Du Untier! Nichts anderes kannst du, als gebrechliche Frauen zu foltern. Geh zurück in deinen Stall, du Schwein, und geht alle mit, ihr anderen Schweine, wohin ihr gehört! Aber wisst, dass Gott euch tausendfältig vergelten wird, was ihr Übles tut. Ihr hetzt arme, unschuldige Geschöpfe zu Tode, deren Blut gen Himmel nach Gericht und Gerechtigkeit schreit. An den Gesalbten des Herrn vergreift ihr euch mit blutigen Händen. Doch ihr werdet so umkommen, wie ihr gelebt habt. Die Qualen, die ihr heute anderen

zufügt, werden eure eigenen sein im Fegefeuer, an das ihr glaubt, und in der ewigen Verdammnis.«

Muldoons Gesicht verzerrte sich vor Wut, und er erhob seine Muskete, als wolle er Mutter und Sohn erschießen, doch das Mädchen warf sich dazwischen. Der Soldat war außer sich.

»Ihr seid eine üble Bande von Verrätern und Rebellen, und ich lasse euch alle drei über die Klinge springen, wenn ihr mir nicht sagt, wo sich Peden versteckt. Greift die Bälge und stellt sie an die Hauswand«, befahl er.

Unbehaglich scharrtten die Soldaten mit den Füßen, und einige murrten, während andere dem Sprecher finstere Blicke zuwarfen. Nicht alle von ihnen waren Papisten, und diese waren mit Muldoon und seinen Methoden nicht im Mindesten einverstanden. Sie hielten ihre Musketen in den Händen, als ob sie sie am liebsten auf ihren Anführer selbst gerichtet hätten. Niemand rührte sich, um dem Befehl nachzukommen. Muldoon ahnte nichts Gutes und befahl dem Sergeanten Balfour, die Gewehre einzusammeln und sie in den Kuhstall hinter der Hütte zu bringen. Als sein Adjutant mit den Waffen fortgegangen war, drehte sich der Offizier mit einem böartigen Lächeln zu seinen Männern um. Er schwieg, bis Balfour zurückgekommen war und sich wieder zu der Truppe gestellt hatte.

»McNabb«, wandte er sich an den Soldaten, der mit Claverhouse auf Schloss Fenwick gewesen war, »du kommst hierher. Du bist ein aufsässiger Teufel und hast die anderen mit deinem Murren und deinem dauernden Geschwätz vom Schwarzen Rächer zum Ungehorsam angestachelt.«

»Gestern Abend habt Ihr es aber gar nicht für Geschwätz gehalten, als der schwarze Pfeil eine Handbreit über Euch steckte und als seine Hand an Eurer Kehle saß.«

Muldoons Gesicht zeigte deutlich, dass er sich nur mühsam beherrschen konnte, doch ohne auf die Unterbrechung einzugehen, fuhr er fort: »Das Einzige, was eine Truppe braucht, ist Gehorsam und Disziplin, und bei meinen Soldaten dulde ich nichts anderes.« Er bekräftigte diese Worte mit einer Flut von gotteslästerlichen Flü-

chen. »Ich werde an dir ein Exempel statuieren. Hast du irgendetwas vorzubringen, weswegen du meinst, nicht sofort erschossen werden zu dürfen?«

Spöttisch verzog der Soldat den Mund und sah dem Offizier gerade in die Augen.

»Es war ein Unglückstag für Schottland, als Männer wie Ihr an die Macht kamen«, sagte er tapfer, weil er wusste, dass sein Schicksal bereits besiegelt war. »Ich mag diese Art von Arbeit nicht: Wehrlose Männer zu erschießen und alte Frauen und Kinder zu foltern. Das ist eine Beschäftigung für Feiglinge, und ich meine das so, wie ich es sage. Was der Junge da«, und dabei zeigte er auf Ritchie Grant, »uns erzählt hat, stimmt. Uns alle erwartet nichts als Verdammnis. Was wir hier treiben, ist kein Krieg, sondern Mord, vorsätzlicher, kaltblütiger, grausamer Mord. Und dafür werdet Ihr Euch verantworten müssen, Muldoon. Ihr könnt mich erschießen, wenn Ihr wollt, aber einer ist Euch auf der Spur, den Ihr nicht abschütteln könnt. Gestern Abend hat er Euch gewarnt, und das Lied des Todes, meine ich, wurde Euch gespielt. Er wird Euch das Schicksal bereiten, das Ihr verdient habt. Ich danke Gott, dass meine Hände von unschuldigem Blut rein sind, denn an Euren blutigen Schlächtereien habe ich mich höchstens dadurch beteiligt, dass ich anwesend war, und das konnte ich als Soldat nicht vermeiden. Wenn dies nun mein letztes Wort sein soll, dann lasst mich eines sagen: Muldoon, Ihr seid eine ekelhafte Kreatur, eine Ausgeburt des Teufels, Ihr und Eure ganze papistische Bande. Ihr mordet hilflose Kinder, aber vor einem Mann könnt Ihr nicht bestehen. Man sagt, dass Ihr kein übler Fechter seid. Wenn das stimmt, dann gebt mir ein Schwert in die Hand, und ich werde Euch damit streicheln, wie Ihr es noch nicht erlebt habt. Wenn Ihr ein Mann seid und nicht nur ein Mörder hilfloser Frauen und Kinder, dann kreuzt die Klinge mit mir in ehrlichem, offenem Zweikampf, und ich verspreche Euch, dass Euch mein Schwert bis zum Heft durch die Rippen gehen wird, so wahr ich Ned McNabb heiße.«

Alle in der Runde hielten den Atem an, so kühn waren die Worte und das Auftreten des Soldaten. Die Familie Grant hatte ganz das ihr

zugeschickte Schicksal vergessen und verfolgte nur noch gebannt das Drama, das sich vor ihren Augen abspielte. Das Gesicht des Offiziers war so von Wut verzerrt, dass es einen Augenblick lang so aussah, als wolle er McNabb auf der Stelle erschießen. So gepackt war jedermann von dem Geschehen vor der Tür der Hütte, dass niemand die beiden Männer bemerkte, die hinter einer Ecke des Gebäudes alles schweigend mit angehört hatten und jetzt in Erscheinung traten. Wie ein Peitschenhieb wirkten die Worte des einen, die die Morgenluft zerschnitten und die ganze Gesellschaft erschreckt herumfahren ließen.

»Bravo, bravo. Gut gesprochen, mein Freund.« Die große, schwarzgekleidete Gestalt, die diese Worte gesprochen hatte, stand mit einem schrecklichen Bogen in der Hand da, und der aufgelegte schwarze Pfeil zielte genau auf das Herz des Offiziers. So groß war die Furcht, die der Name des Riesen den dreizehn Männern einflößte, dass sie wie versteinert dastanden. Niemand wagte sich zu rühren, und alle warteten nur darauf, dass der Pfeil ihren Hauptmann in die Ewigkeit schickte. Aber es geschah nichts, nur die eisige Stimme des Rächers durchbrach die Stille.

»Lass sofort deine Muskete fallen«, befahl er, und die Waffe fiel aus Muldoons zitternder Hand zu Boden.

»Heb sie auf, Ritchie«, rief Duncan dem jungen Mann zu, der die Waffe sogleich an sich nahm.

»Keiner von euch ist nun bewaffnet«, fuhr Duncan fort. »Mein Freund hier«, wobei er auf Andra zeigte, »hat zwei Pistolen, wie ihr seht. Er wird jeden sofort niederschließen, der Anstalten macht, uns anzugreifen. Eure Musketen haben wir auf den Dunghaufen geworfen, sodass sie euch nichts mehr nützen. Euer Offizier hat den Tod verdient, und auch einige andere unter euch für die Morde, die ihr auf dem Gewissen habt. Aber ihr seid Soldaten und hattet Befehlen zu gehorchen. Muldoon wollte einen der euren erschießen, weil er gegen sein ungesetzliches Treiben protestierte. McNabb hat den Hauptmann zum Kampf herausgefordert, und ich will ihm dazu Gelegenheit geben. Du wirst kämpfen«, sagte er, zu Muldoon gewandt.

Der Offizier hatte sich etwas von der Furcht erholt, die ihn beim Anblick des Rächers ergriffen hatte. »Ich weigere mich«, antwortete er.

»Dann stirbst du«, war die kurze Antwort, und sie war in einem Ton gesprochen, der keinen Zweifel an der Entschlossenheit des Riesen aufkommen ließ.

Muldoon schauderte es. »Was geschieht, wenn ich ihn besiege?«, fragte er.

»Darüber können wir uns später unterhalten«, schnitt Duncan die Diskussion ab.

Er rief McNabb zu sich.

»Kannst du mit dem Schwert umgehen, mein Freund?«

»Ja, das kann ich. Mein Lehrmeister war Tam Ramsay, der beste Fechter von Dumfries.«

»Ich habe gehört, was du zu Muldoon gesagt hast. Du bist zu gut für diese Gesellschaft.«

»Ich weiß, dass ich hier nicht hingehöre. Jimmy Stuarts Art, Krieg zu führen liegt mir nicht. Wenn Gott mich aus dieser Prüfung errettet, werde ich mich auf die Seite der Bergbewohner schlagen, noch ehe ein Tag vergeht.«

»Hier ist ein Schwert, mein Freund, und gebe Gott dir die Kraft, es recht zu gebrauchen. Wenn es je einen durch und durch bösen Schurken in Schottland gegeben hat, dann ist es der Mann, mit dem du jetzt kämpfen musst. Das Schwert wird dich nicht im Stich lassen. Sieh zu, dass du es nicht im Stich lässt.«

Während der ganzen Zeit hatte Andra mit seinen Pistolen die Soldaten in Schach gehalten, doch er hätte sie genauso gut im Gürtel stecken lassen können. Die Geschichten, die man sich vom Schwarzen Rächer erzählte, ließen in keinem von ihnen den Wunsch aufkommen, sich mit ihm anzulegen, selbst wenn er nicht seinen furchtbaren Bogen in der Hand gehalten hätte. Auf Duncans Befehl hin bildeten sie einen weiten Kreis um Muldoon und McNabb. Der Offizier hatte sich ein Herz gefasst und fühlte sich stark genug, seinen Gegner zu besiegen.

Muldoons Schwert war, wie bei den Dragonern üblich, lang und schwer und mit einem großen Korb als Handschutz versehen, während das, das McNabb von Duncan erhalten hatte, leichter war und nur eine Querstrebe mit einfachem italienischem Handschutz besaß. Ohne ein weiteres Wort begann man den Kampf. Lorna und ihre Mutter waren in die Hütte gegangen, doch Ritchie stand mit Duncan und Andra außerhalb des Kreises, um das Gefecht zu beobachten.

In den ersten fünf Minuten schienen alle Vorteile bei Muldoon und seiner schwereren Waffe zu liegen, mit deren Gewicht er den Gegner einfach niederzudrücken versuchte. Er kämpfte stumm und verbissen und hieb mit gewaltigen Streichen auf McNabb ein. Zuerst sah es so aus, als müsste dieser jeden Augenblick besiegt zu Boden sinken, doch er kämpfte wie ein Fechtmeister und folgte mit seiner leichten Klinge jedem Stoß und Hieb der schwereren Waffe. Duncan, der mit kritischen Augen zuschaute, sah den unvermeidlichen Ausgang des Kampfes schon voraus, kaum dass dieser begonnen hatte.

McNabb war wirklich bei einem ausgezeichneten Meister in die Schule gegangen, und seine Waffe fuhr schlangengleich einmal hierhin, einmal dorthin. Jetzt parierte sie einen Schlag, jetzt spürte sie eine Schwäche in der Deckung Muldoons auf, und das alles geschah mit bewundernswürdiger Leichtigkeit. Immer gereizter wurde der Offizier, denn er merkte, wie seine Kräfte allmählich schwanden. Vom Angriff musste er zur Verteidigung übergehen, und mit grimmigem Lächeln bestimmte von nun an McNabb den Kampf. Er schlug gezielter und sicherer als sein Gegner und parierte mit Leichtigkeit dessen immer seltener werdende Ausfälle. Plötzlich ließ der Offizier ganz überraschend die Spitze seines Schwertes zu Boden sinken. McNabb sah, dass er Muldoon in seiner Gewalt hatte, aber er fühlte, dass er seinen Vorteil nicht ausnutzen und dem kraftlosen Gegner den letzten tödlichen Stoß versetzen konnte. Er vermutete keine Hinterhältigkeit, zögerte einen Augenblick und warf Duncan einen fragenden Blick zu. Das kostete ihn beinahe das Leben. Ritchies heller Warnruf ließ ihn noch schnell zur Seite springen,

doch ganz konnte er Muldoons heimtückischem Hieb nicht mehr entgehen. Von seiner linken Schulter tropfte das Blut.

Ohne auf seine Wunde zu achten, führte McNabb nun den Kampf mit grimmiger Entschlossenheit zu Ende. In Muldoons Augen war tödliche Angst zu lesen. Er wusste, dass seine Stunde gekommen war, und dass er von seinem Gegner, gegen den er selbst gnadenlos gewesen war, wenig Gnade zu erwarten hatte. Verzweifelt versuchte er, in der undurchdringlichen Deckung McNabbs eine Blöße zu finden, die ihm Gelegenheit zu einem tödlichen Stoß bot. Schließlich warf er sich verzweifelt nach vorn und hoffte, indem er sein ganzes Gewicht einsetzte, dem Gegner die Waffe aus der Hand schlagen zu können. Doch es war sein eigenes Schwert, das durch die Luft flog, und ihn selbst trug die Wucht des Angriffs direkt in die vorgehaltene Klinge McNabbs. Bis zum Heft hatte das Schwert seine Brust durchbohrt, als er zu Boden sank. Er war auf der Stelle tot. Seine Leute begruben ihn in der Schlucht, und nur wenige der elf Soldaten drückten ihr Bedauern über Muldoons Tod aus, als sie über den Pass nach Kirkmichael zurückkehrten, wo sie ihre Pferde gelassen hatten.

»Es war ein fairer Kampf«, sagte Duncan. »Er hat das Schwert genommen und ist durch das Schwert umgekommen. Das war das Gericht Gottes. Wo wirst du jetzt hingehen, McNabb?«

»Nach Hause, nach Dumfries. Ich bin fertig mit Jimmy Stuart und seinen Soldaten, und ich schwöre, dass ich nie wieder, nicht für alle Königreiche der Welt, meine Hand gegen die Armen und Unterdrückten aufheben werde.« Sie sahen McNabb nach, als er den Berg hinunterstieg, der Straße zu, die ihn nach Girvan und Galloway und dann zu den Seinen nach Dumfries führen würde. Große Freude herrschte an diesem Tag in der Hütte der Grants, als die Soldaten abgezogen waren, und Duncan und Andra die Gastfreundschaft der Familie genossen. Es gab keinen Grund für den Schwarzen Rächer, seine Identität noch länger zu verbergen. Er wusste, dass sein Geheimnis bei diesen Menschen gut aufgehoben war, falls es überhaupt noch nötig war, ein Geheimnis daraus zu machen.

Mit Tränen der Freude in den Augen nahmen die Mutter und ihre Kinder die Nachricht vom baldigen Ende der Verfolgung auf.

Es war schon Abend, als die Freunde den Hügeln von Kilkerran und dem Boglewald zuritten. Die Schlucht hallte wider vom Abendgesang der Vögel, doch die beiden Männer ritten schweigend nebeneinander her. Andra fuhr schuldbewusst auf, als Duncan ihn schließlich ansprach.

»Ich gäbe etwas darum, jetzt deine Gedanken lesen zu können, Andra. Seit einer halben Stunde hast du kein Wort gesprochen.«

»Weißt du, Duncan, ich habe nur ein wenig geträumt.«

»Vielleicht von einem schönen Mädchen namens Lorna?«

McQuater sah aus, als hätte man ihn bei einem Unrecht ertappt.

»Ich mache dir keinen Vorwurf, Andra. Auch ich habe von einem schönen Mädchen geträumt«, bekannte Duncan versonnen.



Hoffnungen und Befürchtungen

Den ganzen Juli hindurch hielt das schöne Wetter an. Die Bewohner der Berge nahmen es dankbar als eine Gabe Gottes an, denn es linderte die Leiden derjenigen Heiligen, deren Wohnung die Heide und deren Bett die Farne waren. In den warmen Nächten bedeutete es keine Härte, sich inmitten duftenden Heidekrauts zur Ruhe legen zu müssen oder in einem der zahlreichen Verstecke, die die Bundesgenossen in den Bergen und Schluchten von Ayrshire hatten. Es gab Berichte über Aufstände in London und über Unruhen in Edinburgh, die überall im Süden Schottlands die Hoffnung auf baldige Änderung der Verhältnisse nährten. Doch inzwischen raste die Verfolgung weiter, die Rote Magd forderte fast täglich ihre Opfer unter den Christen, und vor dem Staatsrat wurden frommen Männern die Glieder auseinandergerissen, weil sie keinen papistischen König als Haupt der Kirche Christi anerkennen wollten.

Zwei Wochen nach ihrer Begegnung mit Muldoon und seinen Leuten erfreuten sich der Schwarze Rächer und Andra McQuater der Abgeschlossenheit von Sandy McVicars Hütte und des wunderbaren Friedens, der über diesem Teil der Küste lag. Für Duncan bedeuteten diese Tage Himmel auf Erden. Jeden Tag traf er sich mit Marion, verbrachte viele Stunden mit ihr auf gemeinsamen Spaziergängen durch die Wälder um Culzean und saß an den Abenden neben ihr auf dem kleinen grünen Hügel am Strand. Über ihnen türmten sich die Mauern des Schlosses, die von den Strahlen der untergehenden

Sonne vergoldet wurden, während sie selbst sich eine goldene Zukunft ausmalten und von dem Tag träumten, an dem Schottland frei sein würde.

Der Geschichte von Andras Befreiung hatte das Mädchen gebannt zugehört. Sie hatte ihn schon flüchtig kennengelernt, als die beiden Männer sich das Pferd Sandy McVicar's geliehen hatten, und bestand darauf, den Bericht seiner Rettung aus seinem eigenen Munde zu hören. Nichts begeisterte sie mehr, als von Männern und Frauen zu hören, die aus der Hand des Verderbers befreit worden waren. Ab und zu brachte sie ihr Pferd mit, und zusammen ritten die zwei Männer und das Mädchen dann über den meilenlangen, goldenen Strand. Major lief neben ihnen her, jagte Möwen und bellte, als sei ihm das Leben die größte Lust.

Am vierten Tag seines Aufenthaltes ritt Duncan allein mit Marion aus, als das Mädchen unter einem großen überhängenden Felsen ihr Pferd anhielt und nachdenklich auf die weite Fläche der Förde hinausschaute.

»Was ist nur mit Andra? Er scheint dieser Tage nicht sehr glücklich zu sein.«

»Er hat es am Herzen, Liebling«, war die ernste Antwort.

Erschreckt sah ihn das Mädchen an. »Am Herzen hat er es«, rief sie, »und ich weiß gar nichts davon. Meinst du, dass es von der Aufregung damals auf Schloss Fenwick gekommen ist – durch seine Verurteilung, das Warten und dann die Flucht?«

Traurig schüttelte Duncan den Kopf.

»Nein, Liebling, damit hat es nichts zu tun. Die Krankheit stellte sich erst später ein. Übrigens habe ich dasselbe Leiden, doch meines hat eine andere Ursache, und ich bin so glücklich, es bis ans Ende meiner Tage erdulden zu dürfen«, sagte er in kummervollem Tonfall.

Verständnislos blickte Marion ihn einen Augenblick lang an, dann brach sie in fröhliches Lachen aus. »Liebling, warum hast du mir nichts davon erzählt? Geht es um Lorna Grant?«

Duncan nickte lächelnd. »So ist es. Ich schlug Andra gestern Abend vor, doch einmal bei den Grants nach dem Rechten zu sehen,

und er stürzte sich auf diesen Vorschlag wie ein Pferd auf den Hafer. Heute Morgen in aller Frühe ist er aufgebrochen. Weißt du übrigens aus Schloss Fenwick etwas Neues, Liebling?«

»Nein. Ich habe Luis seit seinem letzten Besuch nicht mehr gesehen, doch mir ist unbehaglich zumute; meinem Vater anscheinend auch. Bevor ich es vergesse: Er will heute Abend mit dir sprechen und wird dich deshalb nach dem Abendessen aufsuchen.«

»Er hat doch keine schlechten Nachrichten, oder?«

»Ich glaube nicht, denn sonst hätte er mir etwas gesagt. Ich glaube, es macht ihm zu schaffen, dass Luis nichts mehr von sich hören lässt. Er hält das wohl für ein schlechtes Zeichen und meint, Clavers und der Spanier heckten etwas Böses aus. Manchmal frage ich mich, ob Schottland je zum Frieden finden wird.«

»Sursum Corda⁹, Liebling. Wir leben in der Dunkelheit vor der Dämmerung. Mögen wir das auch schon früher einmal gesagt haben und enttäuscht worden sein – diesmal ist es wahr. Die Nacht der Anfechtung geht zu Ende, und der Tag will anbrechen.«

Marion ließ ihre Hand in der seinen ruhen, und er erschauerte vor Glück.

»O Liebster!«, flüsterte sie. »Denk nur, wie es sein wird, wenn dieser Tag anbricht – für Schottland, für den Glaubensbund, für dich und für mich.«

»Ich denke nicht zu oft daran, Liebling, damit es mir nicht wie Paulus ergeht und ich so von Freude erfüllt werde, dass ich für meine Aufgabe untüchtig bin. Komm, lass uns gehen!«

Duncan traf Sir William Kennedy gegen Abend am Strand, als er von Culzean herkam. Zusammen ritten sie zur Hütte.

»Der Zeitpunkt des großen Konventikels ist inzwischen festgelegt worden, Duncan«, begann Marions Vater, als sie auf einem kleinen grünen Hügel neben der Hütte Platz genommen hatten, auf dem im Frühjahr eine verschwenderische Menge von Primeln blühte. »Es wird am siebten August im Tal von Loch Trool abgehalten wer-

9 Erhebet eure Herzen.

den, und zwar jenseits der Höhlen von Cree, nahe dem Dorf Colmoneil. Man sagt, dass dies das letzte Konventikel überhaupt sein wird. Kennst du den Ort?»

»Ja, ich kenne ihn gut und habe mich so manches Mal dort unter freiem Himmel gebettet, wenn ich von den Vasallen zweier Stuarts gehetzt wurde.«

»Wirst du zum Konventikel erscheinen?«

»Ganz gewiss, so der Herr will und ich bis dahin noch lebe. Gibt es aus Den Haag irgendwelche Neuigkeiten?«

»Bis jetzt noch nicht, aber das ist kein Grund zur Entmutigung. Solche Dinge brauchen ihre Zeit.«

Duncan sah sein Gegenüber an. »Ihr habt noch etwas anderes auf dem Herzen, Sir William. Ich sehe Euch das an.«

»Du hast recht, Duncan«, sagte der alte Mann mit einem schweren Seufzen. »Es geht um Marion. Man hat mich gewarnt, dass ihr Unheil drohe. Clavers und Luis führen etwas Böses im Schilde, und ich befürchte, dass ihr dabei ein Leid geschieht. Ich weiß zwar, dass wir immer in der Hand Gottes sind und dass uns letzten Endes das Böse nichts anhaben kann, aber ich wollte dir trotzdem von meinen Befürchtungen sagen, weil Marion mir anvertraut hat, wie es zwischen euch steht. Pass auf sie auf, Duncan. Dein Pflegebruder begehrt sie leidenschaftlich und wird vor nichts haltmachen, um sie in seine Gewalt zu bringen. So ähnlich äußerte er sich vor einiger Zeit mir gegenüber, und solange ein Stuart auf dem Thron sitzt, ist deshalb keiner von uns sicher.«

»Danke, Sir William«, erwiderte Duncan, und man merkte ihm an, dass er sehr mit seinen Gefühlen zu kämpfen hatte. »Marion bedeutet mir mehr als mein eigenes Leben, und wenn es in der Kraft eines Menschen steht, sie zu beschützen, dann werde ich es tun. Zu diesem Zweck habe ich Major auf Culzean zurückgelassen. Wenn Marion irgendetwas zustoßen sollte, dann bindet dem Hund eine Botschaft um den Hals und sagt ihm nur: ›Nach Hause‹. Er wird mich dann finden.«

»Gott segne dich«, sagte der ältere Mann, und diesmal war er es,

der mit seinen Gefühlen zu kämpfen hatte. »Es gibt niemanden auf der Welt, dem ich Marion beruhigter anvertrauen würde als dir.«

Zehn Tage später kehrte Andra zur Hütte Sandy McVicars zurück. Duncan fand ihn eines Abends vor, als er von einem Besuch bei Marion wiederkam.

»Nun, Andra, du bist also doch noch zurückgekommen«, neckte er. »Wie geht es den Grants und vor allen Dingen natürlich der schönen Lorna?«

»Es geht ihnen gut, Duncan. Sie freuen sich im Herrn und sind voller Dankbarkeit dem Schwarzen Rächer gegenüber für das, was er für sie getan hat.«

»Davon sei still, und erzähle mir lieber von dem Mädchen. Du bist schließlich zehn Tage fort gewesen.«

»Zehn Tage? Wirklich, Duncan?«, fragte Andra mit ehrlichem Erstaunen und einem Blick voller Glückseligkeit. »Es kommt mir vor, als seien es zehn Minuten gewesen.«

Duncan musste lachen, und er tat es ausgiebig und herzlich.

»Kein Wort mehr, Andra. Mein alter Philosophieprofessor in Edinburgh lehrte uns immer, die Zeit sei relativ. Er verwies uns auf das zweite Buch Mose, Kapitel 29, wo erzählt wird, dass Jakob sieben Jahre um Rahel diente und es ihn deuchte, als seien es nur ein paar Tage – so groß war seine Liebe zu ihr. Doch nun lass uns nach unseren Waffen sehen, denn morgen früh brechen wir nach Galloway auf, wo ein großes Konventikel stattfindet, das der Feind wahrscheinlich zu stören versuchen wird.«

Es fing gerade an zu tagen, als am nächsten Morgen die beiden Männer zum Boglewald kamen und auf das sanft dahinplätschernde Wasser des Girvan schauten.

»Wir werden unsere Pferde hierlassen«, schlug Duncan vor, als die Tiere gefüttert und getränkt waren, »und Alison und Jimmy besuchen«. Der Schwachsinnige hatte sich fast gänzlich von der grausamen Behandlung auf Schloss Fenwick erholt, die als Spuren nur zwei lange Pflaster von einem Ohr zum anderen zurückgelassen hatte. Jimmy war schon mehrere Male wieder im Schloss gewesen,

um Farson zu besuchen, der Alisons Bedarf an Nahrung zum großen Teil deckte. Er hatte dabei keine Skrupel, denn was er verschenkte, gehörte ja eigentlich Duncan. Luis hatte Jimmy zwar einmal in der Nähe der Bedienstetenunterkünfte stehen sehen, hatte jedoch keine Einwände gegen seinen Aufenthalt auf der Besitzung erhoben. Ohne Zweifel war er froh, dass Jimmy noch am Leben war, denn der Tod eines staatlichen Mündels hätte ihn in arge Bedrängnis gebracht.

Von der Tür der Hütte aus sah Alison die beiden Männer den Berg heraufsteigen und rief Jimmy zu, er solle den Kessel aufs Feuer stellen. Duncan erfuhr viele Neuigkeiten von Alison, die schon voller Vorfreude auf das bevorstehende Konventikel war.

»Sandy Peden wird auch dort sein«, erzählte sie Duncan. »Er schaute vor fünf Tagen herein und hielt mit uns das Abendmahl. Er ist schwach und gebrechlich, Duncan, und er sagte, seine Tage auf Erden seien wohl bald gezählt. Bruder Welch aus Carsfairn soll ebenfalls zum Konventikel kommen und auch John Stevenson, der gute Prediger von Dailly, und Bruder Glendinning von der Kirche zu Maybole. Einige der Gläubigen meinen, dass wir uns diesmal vielleicht zum letzten Mal unter freiem Himmel versammeln müssen und dass vor Einbruch des Winters die Kirchen wieder offen sein werden.«

»Das ist gut möglich, Alison. Lass uns dafür beten, dass es so sein wird.«

»Ja-nu, Herr Duncan«, stammelte Jimmy, »ja-nu, wenn keine Verfolgung mehr und kein Blut mehr, ja-nu, wird Jimmy Gott preisen.«

»Das ist richtig, Jimmy. Dann werden wir alle Gott loben und preisen.«

Die Nachricht, dass ein Konventikel stattfinden sollte, hatte sich schnell herumgesprochen, berichtete Alison, und war selbst bis Dumfries und Glasgow durchgedrungen, sodass man eine große Menge von Gläubigen erwartete.

Der Ort, den man für die Versammlung ausgewählt hatte, lag in einer der wildesten und doch schönsten Gegenden Galloways. Ringsum gab es viele Hügel, auf denen Wachtposten aufgestellt wer-

den konnten, um die Versammlung rechtzeitig vor dem etwaigen Herannahen königlicher Truppen zu warnen. Es war beschlossene Sache, dass, wenn Claverhouse und seine Reiter kommen sollten, die Männer des Glaubensbundes ihnen entgengetreten und bis zum Letzten kämpfen würden. Dieses Kapitel der Geschichte sollte ruhmreicher aussehen als das von Bothwell Bridge oder Rullion Green.



Der Nebel Gottes

In der Nacht vor dem großen Konventikel verließen Duncan und Andra ihr Versteck im Boglewald und machten sich auf den Weg nach Galloway. Sie hatten den ganzen Tag geschlafen, und so konnten sie gegen Mitternacht aufbrechen. Als die Morgendämmerung hereinbrach, ritten sie bereits über den Sandstrand der Clyder Förde in der Nähe von Turnberry. Dort pflegte man in der Umgebung des alten Schlosses, das den Befreier Schottlands, Robert Bruce, bei seiner Rückkehr aus Irland beherbergt hatte, Golf zu spielen. Als sich die Sonne über dem Horizont erhob, hatten sie den Ort Newton Stewart hinter sich gelassen und durchquerten eine wilde Landschaft mit Wacholderbüschen, dunklen Wasserläufen, tiefen Teichen und seltsam geformten Hügeln.

Der Pfad, der sie ihrem Ziel näherbrachte, zweigte von der Hauptstraße nach England ab und führte durch eine kleine Schlucht. Sie war unvermittelt in den Abhang eines Hügels eingesenkt, der Loch Trool überragte. Von diesem Aussichtspunkt aus sahen sie den See wie ein azurnes Juwel im gleißenden Sonnenlicht des herrlichen Augustmorgens liegen. Das tiefe Blau des Wassers unter der durchsichtigen Klarheit des Himmels, das Violett der heidebedeckten Hügel, die den See wie eine Kette von Rubinen umgaben, das Smaragdgrün der Bäume am Ufer und das Rostbraun und Grau von Farnen und Flechten – alles zusammen ergab ein Bild, vor dem die beiden Männer eine Weile andächtig stehen

blieben. Doch über aller Harmonie und allem Frieden schien ein Hauch von Melancholie zu liegen, als ob das Land selbst Trauer trüge um alles Blut, das auf ihm vergossen worden war. Als die Betrachter den Hügel hinabstiegen, zeigte Duncan auf eine kleine Einfriedigung, in der fünf Männer begraben lagen, die von Claverhouse und seinen Leuten beim Gebet überrascht und erschossen worden waren. Eine kurze Zeit lang standen die beiden Freunde mit gesenktem Haupt vor den Gräbern.

»Dort ruhen die Tapferen, Andra«, sagte Duncan traurig und beinahe ein wenig trostlos. »Sie starben für dich und mich und für noch ungeborene Generationen, damit wir Freiheit des Glaubens und der Anbetung haben könnten. Ich kannte sie alle.«

Nach fünf Meilen kamen sie endlich auf eine große freie Fläche, die teilweise aus Moor bestand und mit unzähligen Felsen übersät war. Hohe Berge, hinter denen im Osten die Hauptstraße verschwand, umgaben die Ebene.

Auf dem letzten Stück des Weges hatten sie trotz der frühen Stunde viele kleine Gruppen von Versammlungsteilnehmern gesehen, die alle in eine Richtung strebten. Als die beiden Männer am Versammlungsort ankamen, hatten sich dort schon ungefähr tausend Männer und Frauen eingefunden. Sie alle hatten sich um einen großen Findling mit ebener Oberfläche geschart, neben dem Peden und einige andere Prediger des Glaubensbundes saßen. Die Leute saßen in Reihen auf Steinen und im Heidekraut. Viele der Männer waren bewaffnet, und auf den Bergen in der Runde standen Wachen, die vor nahender Gefahr warnen sollten. Was McQuater, der noch nie an einem Konventikel teilgenommen hatte, am meisten verwunderte, waren die zwei langen, mit weißen Leintüchern bedeckten Tische, die man im purpurnen Heidekraut aufgestellt hatte. An jedem Tisch hatten etwa hundert Personen Platz. Bevor der Abendmahlsgottesdienst begann, sang man den 46. Psalm:

»Gott ist stark, der unsre Zuflucht ist, der in aller Not uns sicher hält.

Auf ihn trauen wir, der uns gar nie vergisst, der uns hilft,
verginge auch die Welt.

Wenn auch Berge sinken in das Meer, und wenn wütend dräut
die wilde Flut, stellet er doch Wächter um uns her und ist selbst
bei uns und macht uns Mut.

Mit uns ist der Herre Zebaoth, der den Kriegen steuert in der
Welt.

Unser Schutz im Streit ist Jakobs Gott, seine Kraft behält zuletzt
das Feld.«

Wie das Brausen eines großen Windes in den Bäumen schwoll das
Singen an und ab, und das Echo schallte von den Bergen Galloways
wider. Dort hörten es die Wachtposten und wandten sich in die Rich-
tung ihrer Leute und der Abendmahlstische. Ihr Herz füllte sich mit
Stolz, und in ihren Augen standen Tränen, als sie in die Worte des
gewaltigen Psalms einstimmten, der sie und ihre Glaubensgenossen
in den dunklen Tagen der Verfolgung und des Blutvergießens immer
wieder aufgerichtet hatte.

Duncan und Andra McQuater waren unter den letzten, die das
Abendmahl empfangen. Andra war sichtlich bewegt von der Feier-
lichkeit der Handlung und dem ganzen äußeren Rahmen. Während
des Liedes schien es ihm, als säßen sie in einer verteidigten Festung,
und als hätte sich der Engel des Herrn um sie her gelagert.

»Hier sind wir im Haus Gottes«, flüsterte er Duncan zu, »und hier
beginnt der Himmel.«

In diesem Augenblick ging ein Raunen durch die Versammlung,
denn der Prediger erhob sich, um zu sprechen.

Neugierig reckten sich viele Häuse, und viele der Menschen konn-
ten ihre Tränen nicht zurückhalten, als das Flüstern die Reihen
durchlief: »Das ist Sandy Peden, der Prophet.«

Die berühmteste und malerischste Gestalt der Zeit des Glaubens-
bundes hatte mit dem Aufstehen Mühe. Sandy war ein alter Mann
geworden, hager und steif. Das graue Haar fiel ihm bis auf die Schul-
tern, und sein langer Bart reichte ihm bis zur Brust. Er, der für seine

prophetischen Aussprüche in ganz Schottland berühmt war, wurde von allen Angehörigen des Glaubensbundes geliebt und verehrt. Er hatte ihre Nöte mitgetragen und ihre Mühsale erduldet. Aus Liebe zu ihm hatten Menschen sogar ihr Leben hingegeben, sodass Sandy hatte fliehen können, um den bedrängten Brüdern weiter das Wort des Trostes und den ganzen Ratschluss Gottes zu verkündigen. Gebeugt und mit zerbrochenem Körper stand er nun vor ihnen. Tränen traten ihm in die Augen, als er die stille Versammlung überblickte, wie ein Schafhirt in Israel seine Herden betrachtet haben mochte.

McQuater schaute den alten Mann mit offenem Mund an. Wie ein Wesen aus einer anderen Welt schien er da vor ihnen zu stehen, doch sein Körper trug sichtbar die Spuren seiner irdischen Leiden. Vor dem Hintergrund zahlloser Tage des Schreckens und der Verfolgung musste man diese stille Gestalt sehen. Er war in der Welt, aber nicht von der Welt und lebte im Schatten der Zeit, mit dem Licht der Ewigkeit auf seinem Antlitz.

Trotz der Zahl seiner Jahre und seiner Schwäche war die Stimme Pedens klar und laut wie die eines jungen Mannes. Als Predigttext las er die Frage, die Abner Joab stellte: »Soll denn das Schwert ohne Ende fressen?«

Es war eine Botschaft des Trostes für die Unterdrückten und Betrübten.

»Wo ist die schottische Kirche heute?«, fragte er. »Nicht bei den hohen geistlichen Würdenträgern! Ich will euch sagen, wo die Kirche Gottes ist: Überall dort, wo ein Mann oder eine Frau oder ein Kind unter Gottes freiem Himmel betet. Da ist die Kirche. Ein blutiges Schwert, ein blutiges Schwert über dir, du armes Schottland – das ist dein Los gewesen, doch das Schlimmste ist vorüber, und die Sonne wird wieder scheinen. Tage der Herrlichkeit wirst du noch erleben, Schottland, trotz aller Teufel und trotz aller bösen Menschen, obwohl auch das Volk Gottes immer wieder in Sünde fällt und treulos wird. Meine Augen werden diese Tage nicht mehr sehen, aber viele von euch werden sie erleben. Ich bin jetzt alt und am Ende.

Nicht eine Nacht habe ich seit dem schwarzen Tag von Bothwell Bridge in einem Bett geschlafen. Damals stand ich da wie ein junger Baum, gepflanzt an Wasserbächen. Doch schaut mich heute an – so gebeugt bin ich vom Leben in kalten Höhlen und auf hartem Boden, dass ich nicht einmal mehr aufrecht zum Schafott gehen könnte. Das Schwert gehört nun in eure Hand, und der Herr der Heerscharen gebe euch starke Arme, wenn ihr die Klinge mit James Stuart kreuzen müsst. Doch der alte Sandy taugt nur noch zum Beten. Wie ein zahnlöser Kötter kann er nur noch in seiner Höhle hocken, wie ein Tier, das blind und lahm die Räuber anknurrt, die das Haus seines Herrn verwüsten.

Und nun, du Volk Gottes, habe ich dir dies zu sagen, der ich dich bald für immer verlassen werde. Glorreiche Tage werden für Schottland anbrechen, und das in kurzer Zeit. Die Kinder der Verfolgten und Geknechteten werden die Väter einer großen und herrlichen Kirche Schottlands sein.«

Eine lange Predigt hielt Peden, doch jeder in der Menge hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Alle spürten sie, dass es die letzte öffentliche Ansprache des alten Mannes war, und das verlieh seinen Worten eine besondere, wenn auch wehmütige Bedeutung. Man erblickte in ihm einen Propheten, und seine Botschaft von der nahenden Erlösung erfüllte alle Herzen mit einer großen Hoffnung. Kaum hatte er geendet und sich wieder niedergelassen, als Duncan McQuater zuflüsterte: »Die Predigt haben wir gehört, Andra, doch nun zur Praxis. Dort hinten braut sich Unheil zusammen.«

Von einem der Hügel im Westen kamen zwei Männer gerannt, schreckensbleich und außer Atem.

»Die Philister sind über uns«, schrien sie. »Eine starke Truppe Dragoner ist nur noch zwei Meilen entfernt auf der anderen Seite des Hügels. Flieht rasch!«

»Herr, verschone, was grün, und nimm, was reif ist«, sagte Peden.

Die Versammlung sprang sofort auf. Auch Sandy erhob sich und kam zu Duncan und McQuater.

»Duncan, nimm eine Gruppe Frauen unter deine Obhut. Führe

sie nach Osten, in Richtung auf Newton Stewart. Das scheint mir der beste Fluchtweg zu sein. Ich weiß, dass sie bei dir sicher sind. Auf Wiedersehen, Duncan. Du wirst mich nicht mehr sehen, bis dein Vater und ich dich an den Perlentoren des Himmels begrüßen werden.« Freundlich lächelte er McQuater zu, winkte ein letztes Mal und wandte sich ab. Bewaffnete Männer hatten inzwischen kleine Gruppen von Frauen zusammengestellt und eilten mit ihnen vom Versammlungsort.

»Hilf, wo du kannst, Andra«, rief Duncan schon im Forteilten, »und wenn wir beide entkommen, werden wir uns so bald wie möglich im ›Eberkopf‹ zu Girvan wiedersehen.« Schon hatte er mit einem Dutzend anderer Männer die Führung einer Gruppe von Frauen übernommen und eilte mit ihnen den Weg zurück, den sie am Morgen gekommen waren.

Andra schlug sich zu einer Gruppe, die nach Norden flüchtete. Er überprüfte seine Pistolen und sah nach, ob sein Schwert sich leicht in der Scheide bewegen ließ.

In bemerkenswert kurzer Zeit war die ganze Versammlung in Gruppen eingeteilt und auf dem Weg. Die meisten der Gläubigen waren nach Norden, Süden und Osten geflohen, und nur ein Rest von etwa fünfzig Männern und Frauen, unter ihnen auch Peden, war übrig geblieben. Ihre Heimat lag im Westen, hinter Girvan. Aus dieser Richtung waren auch die Dragoner gekommen, ein Trupp von sechzig Mann unter Führung von Hauptmann McCance. Bevor Peden und die mit ihm waren weit hatten fliehen können, sahen sie die Soldaten bereits in etwa einer Meile Entfernung über den Hügel reiten. Der alte Prediger schlug vor, dass die anderen fliehen und ihn zurücklassen sollten, da er sich nur langsam und mühsam mit Hilfe eines langen Eichenstabes fortbewegen konnte. Er nahm als sicher an, dass die Soldaten mit ihm vorliebnehmen würden, doch die Gruppe stellte sich zu diesem Vorschlag taub.

Niedergeschlagen stand die Handvoll Gläubiger auf der Heide. Um sie herum lagen einige große Findlinge, die sich wohl schon seit Urzeiten dort befanden und aussahen wie der Steinkreis eines alten

Druiden. Noch waren die Flüchtenden vor ihren Feinden verborgen, doch sie konnten schon die Rufe der Soldaten und das Wiehern ihrer Pferde hören. Peden brach das ratlose Schweigen.

»Legt euch dicht bei den Steinen nieder«, befahl er, »und lasst uns sehen, wie uns der Herr erretten wird.« Darauf kniete er nieder, hob seine Hände gen Himmel und betete:

»Herr, dies ist der Tag, die Stunde und die Macht deiner Feinde. Wenn sie schon wider dich und dein Volk streiten, dann sende sie denen von uns nach, die von dir die Kraft zur Flucht bekommen haben, denn unsere Kraft ist am Ende. Oder halte sie auf, Herr, und wirf den Zipfel deines Mantels über uns arme Geschöpfe. Errette uns dies eine Mal, und wir wollen es ewig im Gedächtnis behalten. Wir wollen es verkünden zum Ruhm deiner Güte, deiner Gnade und deines Erbarmens, was du an uns getan hast, die wir nicht mehr ein noch aus wissen.«

Ein erwartungsvolles Schweigen lag über der Gruppe, als Peden dieses Gebet gesprochen hatte. Hörbar war nur das schwere Atmen der Männer und Frauen, die, mit dem Gesicht nach unten, hinter den Steinen auf dem Boden lagen. Ein Mann wagte den Kopf zu erheben und sah den alten Mann mit einem glückseligen Lächeln auf dem faltigen Gesicht die Arme nach Westen ausstrecken.

»Danke, Herr, danke«, murmelte er. Um die Kante eines Steines herum konnte der Flüchtling etwas Wunderbares sehen. Wie eine große Decke wälzte sich von dem Hügel im Westen eine neblige Wolke und hüllte die Soldaten vollständig ein. Immer näher kam der Nebel und immer dichter wurde er, bis selbst in der Gruppe der versteckten Gläubigen einer den anderen nicht mehr sehen konnte, obwohl er dicht neben ihm lag. Gedämpft hörten sie Pedens Stimme:

»Macht keinen Lärm und bewegt euch nicht von eurem Platz, bis ich es sage. Der Herr hat seine Wolkensäule zwischen uns und unsere Feinde gestellt, und wir sind in Sicherheit.«

Um sich her konnten sie die rauen Rufe und Flüche der Häscher hören, die einen Weg zu finden versuchten. Wie Blinde tappten sie in der Dunkelheit und waren von panischem Schrecken erfüllt.

Sie wussten, dass sich Peden unter den Versammelten befand, und da sie von seinen prophetischen Voraussagen gehört hatten, glaubten sie, der alte Mann besitze übernatürliche Kräfte und sei für das plötzliche Auftreten dieses fürchterlichen Nebels verantwortlich. Pferde strauchelten über Felsen, brachen mit den Hufen in Kaninchenlöcher ein und warfen ihre Reiter ab. Schmerzensschreie und Verwünschungen drangen durch die Nebelwand an die Ohren der Verborgenen. Doch niemand fand zu ihrem Versteck. Nach einer Weile war die Stimme des Offiziers zu vernehmen, der seinen Leuten befahl, abzusteigen und, seiner Stimme folgend, die Tiere am Zügel zu führen. Eine halbe Stunde lang noch konnte man ihn rufen und seine zerschundenen und zerschrammten Männer nach Westen führen hören. Sie verschwanden in die Richtung, aus der sie gekommen waren, und fanden hinter den Hügeln auf die Straße, die zum Meer und nach Girvan führte.

Lange Zeit noch blieben Peden und seine Schutzbefohlenen im Heidekraut liegen. Als er ihnen schließlich erlaubte aufzustehen, ging schon hinter den Hügeln im Westen die Sonne unter. Vom Nebel war keine Spur mehr zu entdecken und auch von Claverhouses Soldaten nicht, die irgendwo in der Ferne sich um ihre Wunden und Abschürfungen kümmerten.

»Nun sind wir sicher«, verkündete Peden. »Darum lasst uns auf die Knie gehen und Gott für unsere wunderbare Errettung danken.« Mit diesen Worten kniete er nieder und schüttete Gott ein Herz voller Dankbarkeit aus. Er dankte ihm für Feuer und Hagel, für Schnee und Regen, für Sturm und Nebel, die alle dem Wort des Allmächtigen gehorsam waren. Dann schloss er: »Und nun lasse der Herr euch diese Dinge zum Segen reichen und mache euch standhaft, auf dass ihr nicht abtrünnig werdet in dieser ersten Zeit.«

»Ihr könnt jetzt eure Wege gehen, meine Freunde«, sagte er. »Es war eine Zeit wunderbarer Gemeinschaft im Herrn. Ich selbst kenne eine Höhle in der Nähe, wo ich die Nacht verbringen werde. Mein Lauf ist vollendet, und die Zeit meines Abscheidens ist nahe. Wenige von euch werden mich wiedersehen, bevor ich euch vor dem Thron

des Herrn grüße und wir zusammen das Lied Moses und das Lied des Lammes singen. ›Der Gott aber des Friedens, der von den Toten ausgeführt hat den großen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Testaments, unsern Herrn Jesus, der mache euch fertig in allem guten Werk, zu tun seinen Willen, und schaffe in euch, was vor ihm wohlgefällig ist, durch Jesum Christum; welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.«

Sie verließen den alten Mann unter Tränen und in Sorge. Als sie ein gutes Stück gegangen waren, wandten sie sich noch einmal um und sahen ihn am Abhang des Berges stehen. Er stützte sich auf seinen langen Stab und schaute ihnen nach. Ein letztes Mal erhob er die Hände zum Segen. Keiner der Männer und Frauen sah ihn wieder, denn wenige Tage später hörte Sandy das Wort seines Herrn: »Du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herren Freude.«



Dugal Mohr hat etwas zu sagen.

Und da lagen wir nun im Heidekraut hinter den großen Steinen. Die Reiter kamen gerade auf uns zu, da hob Peden seine Hände zu Gott empor. Ich wagte einen Blick und sah, was man nicht für möglich halten sollte: Der Nebel wälzte sich den Berg herab wie ein lebendes Wesen, das auf Sandys Bitte hin herbeieilte, um uns zu bedecken. Ich sage dir, Angus, du hast noch nie in deinem Leben so gotteslästerliche Flüche gehört, wie die Soldaten sie brüllten, als sie uns nicht finden konnten.«

Angus McEwan, der Wirt der Herberge zum Eberkopf, lauschte gespannt den Worten Jimmy Flemings, des Schmiedes von Kirkoswald, der von dem großen Konventikel erzählte. Zwei Tage waren vergangen, seit es im Tal von Gien Trool stattgefunden hatte.

»Und niemand von unseren Leuten wurde gefangen genommen, Jimmy?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Gab es überhaupt keinen Kampf?«

»Nicht auf dem Konventikel. Ich sage dir, Angus, es war wie der Himmel auf Erden, als der alte Sandy zu uns sprach. Ein Bruder namens McQuater und einige andere Männer sollen ein kleines Handgemenge mit Dragonern gehabt haben, nachdem sie die Frauen in Sicherheit gebracht hatten. Scheinbar haben sie auf dem Heimweg einige Soldaten getroffen, und es kam zum Kampf, aber die Dragoner mussten sich mit blutigen Köpfen zurückziehen. Unsere Leute

kamen dabei nicht zu Schaden. Dann hörte ich noch, dass unser Freund Duncan Fenwick Schwierigkeiten hatte.

Auch er hatte eine Gruppe von Frauen in Sicherheit gebracht und hielt auf dem Rückweg auf Rab Thompsons Bauernhof in der Nähe von Dailly an. Der Hausherr war zum Viehkauf nach Wigtown geritten, doch Frau Thompson bat Duncan, zum Essen dazubleiben. Außer ihm waren noch ein kleiner Junge namens Alick Aird vom Nachbarhof und die siebzehnjährige Tochter Helen im Haus. Als sie nun zu Tisch saßen, stürmte ein halbes Dutzend Soldaten ins Haus und verlangte zu essen. Scheinbar hielten sie Duncan für den Bauern. Frau Thompson bot an, ihnen eine Mahlzeit zu bereiten, doch die Schurken versuchten, sich gegen sie und Helen Freiheiten herauszunehmen. Duncan bat sie, damit aufzuhören.« Der Erzähler hielt einen Augenblick inne und blickte in die Runde.

»Weiter, weiter«, drängte Angus. »Diese Art von Geschichten ist uns sehr vertraut, Jimmy.«

»Ich erfuhr am nächsten Tag von der Begebenheit, als der kleine Alick Aird seines Vaters graue Stute zum Beschlagen brachte. Das Kind hatte große Angst ausgestanden, weil es dachte, Duncan würde sicher getötet werden.«

»Das haben schon viele Leute gedacht«, murmelte Angus.

»Was meinstest du?«

»Ach, nichts Besonderes. Erzähl nur weiter.«

»Nun, Alick sagte, dass die Frauen aus dem Wohnzimmer in die Küche im hinteren Teil der Hütte flüchteten. Drei Soldaten waren im Haus, und die versuchten, ihnen zu folgen, doch Duncan hinderte sie daran. Es muss großartig gewesen sein, wie Duncan das Haus von den Schurken säuberte. In kürzester Zeit lagen die drei auf dem Boden, und Duncan wandte sich den anderen zu, die auf den Kampfeslärm hin ins Haus gestürzt kamen. Duncan empfing den ersten an der Tür mit einem solchen Hieb, dass der am weiteren Verlauf des Kampfes nicht mehr sehr viel Freude hatte. Den zweiten packte er am Mantel, und als der dritte Mann seine Muskete auf ihn abfeuerte, warf er ihn seinen Kumpanen entgegen. Der arme Kerl

bekam einen Schuss in den Rücken ab. Schließlich griff sich Duncan noch den Mann mit der Muskete und legte ihn zu den anderen schlafen. Jeden Einzelnen packte er dann und warf ihn in den Pferdeteich, der ungefähr einen Meter tief ist. Das weckte sie wieder auf, aber der Teich ist auf dem Grund sehr schlammig, und der kleine Alick sagte, sie hätten alle einen traurigen Anblick geboten, als sie aus dem Wasser stiegen. Duncan erklärte, er wolle dem König nichts rauben, nicht einmal eine Muskete. Mit diesen Worten warf er alle Gewehre in den Teich und erlaubte den sechs Helden, sie wieder herauszuholen, bevor sie gingen. Sie zogen es jedoch vor, ohne sie zu verschwinden. Ihren Verwundeten trugen sie mit sich fort, und im Übrigen sollen sie gelaufen sein, als sei ihnen der Teufel selbst auf den Fersen. Der kleine Alick sagte, einen solchen Kampf hätte man noch nie gesehen.«

Angus lächelte. »Jimmy, ich habe genau das gleiche in diesem Raum miterlebt, nur waren es damals elf Soldaten und ein Offizier. Hauptmann McCance forderte Duncan heraus, trat ihn mit dem Fuß und ging schließlich mit seiner ganzen kleinen Armee auf ihn los. Ich werde diesen Kampf mein Lebtag nicht vergessen, und das sagen auch die anderen, die dabei waren.«

»Was für ein Mann!«

»Da kann man wohl sagen: ›Was für ein Mann!‹ Sogar Claverhouse selbst soll diese Worte gebraucht haben. Ich sage dir, Jimmy – in Schottland gibt es keinen zweiten wie ihn.«

»Sagtest du, der Name des Offiziers, mit dem Duncan hier kämpfte, sei McCance gewesen?«, fragte Fleming.

McEwan nickte. »Er wird den ›Eberkopf‹ nicht so schnell vergessen und auch nicht den Viehtreiber aus Wigtown, als den sich Duncan verkleidet hatte. Ich habe McCance seit jenem Tag im Frühling nicht wieder gesehen und bin auch nicht sehr erpicht darauf, wenn das, was man sich über seine Jagdlust erzählt, wahr ist.«

»Nun, Angus, es würde mich nicht wundern, wenn du über kurz oder lang einen Besuch von ihm bekämst. McCance war nämlich der Anführer der Soldaten, die sich in dem Nebel Gottes nach dem

Konventikel vor zwei Tagen verirrt. Das Letzte, was wir von ihnen sahen, war, dass sie über die Berge in Richtung Girvan ritten. Aber was höre ich denn da?«

»Es klingt wie Dudelsackpfeifen. Wir wollen hinausgehen und sehen, was es gibt.«

Ein ungewöhnlicher Anblick bot sich Angus McEwan, als er die weiße Straße hinablickte, die nach Stranraer führte. Dort schleppte sich der Rest eines Hochlandregimentes, das für Claverhouses Heer angeworben worden war, um bei der Verfolgung Hilfsdienste zu leisten, seiner Herberge zu. Es waren Freiwillige, die einen eigenen Anführer hatten und nur dem König verantwortlich waren. Doch die Männer hatten keine große Lust, Frauen und Kinder aus ihren Häusern zu verjagen und Männer zu erschießen, die allem Anschein nach nichts Unrechtes getan hatten und meist nicht in der Lage waren, sich zu verteidigen. Das Ergebnis war, dass sich innerhalb der Truppe Meinungsverschiedenheiten häuften und dass es immer wieder Deserteure gab, besonders, nachdem sich herumgesprochen hatte, dass die Tage der Stuart-Dynastie gezählt waren.

Die Überreste einer solchen Truppe näherten sich jetzt der Herberge. Ungefähr zwanzig Männer waren es, die müde und mutlos dreinblickten. Sie wurden von einem Hochländer angeführt, der seine Mütze mit den Adlerfedern keck nach hinten geschoben hatte und auf seinem Dudelsack mit aller Kraft einen aufmunternden Marsch blies. Diese Musik schien das Einzige zu sein, das die Männer noch auf den Beinen hielt. Je näher die Truppe kam, desto aufmerksamer betrachtete Angus den Anführer. Er war ein stämmiger Bursche mit pechschwarzem Haar, einem schwarzen Bart und Pausbacken. Der Schweiß lief ihm in Strömen über das Gesicht, denn der Tag war heiß und das Spielen anstrengend.

Allmählich begann auch er, den Wirt anzustarren, und bald erhellten sich beider Gesichter, denn sie hatten sich erkannt. Jäh und mit einem schrillen Ton endete das Dudelsackspiel, und beide standen voreinander.

»Ja – wie – nein – was!«, rief Angus aus. »Meine Güte – das kann

doch nicht sein, ist doch unmöglich – und doch, ja wirklich, du bist es, mein eigener Vetter Dugal Mohr.«

Ein langsames Lächeln breitete sich auf dem Gesicht des bärtigen Hochländers aus.

»Angus, mein eigen Fleisch und Blut«, rief er und warf sich mit dem Dudelsack und allem dem Wirt entgegen. »Ich wusste, dass du eine Herberge besitzt, ahnte aber nicht, dass sie in diesem Teil Schottlands steht. Hat mein Vetter Angus wohl ein wenig zu essen für mich und meine Leute? Uns ist es schlecht ergangen in dieser Gegend.«

»Komm nur herein, Dugal, und bring deine Leute mit«, war die herzliche Einladung. »Niemand soll sagen können, dass ein McEwan seiner hungrigen Verwandtschaft Essen und Trinken verweigert hat.«

»Aber wir haben nichts, womit wir bezahlen könnten, lieber Vetter. Diese Räuber hier im Süden, die sich Soldaten nennen, haben uns keinen Heller für unsere Dienste bezahlt. Nur das Essen haben wir bekommen, und auch das nicht zu reichlich. Als uns dann schließlich die Aufträge anekelten, die wir bekamen, setzten sie uns einfach auf die Straße und überließen es uns, wie wir uns auf dem Heimweg über Wasser hielten.«

»Sprich nicht von Bezahlung, Dugal. Unter Freunden schweigt man über so etwas. Das Haus und alles, was darin ist, gehört dir, und du kannst mir von deinen Erlebnissen berichten, wenn du dich hingegesetzt und gegessen hast.«

Eine Stunde später brachte Angus Jimmy Fleming zur Tür, der aufbrechen und sein Pferd holen wollte. Als die beiden Männer ins Freie traten, sahen sie, wie aus dem Wald um den Berg Byne ein Reiter hervorkam und sich der Herberge näherte.

»Du bekommst schon wieder Besuch, Angus, und diesmal ist es kein Geringerer als der Mann, über den wir uns unterhalten haben – Duncan Fenwick.«

»Heute ist wirklich mein Besuchstag«, bemerkte McEwan. »Nun braucht nur noch McCance dazukommen, und ich habe einen wunderschönen kleinen Krieg in meinem Haus.«

Fleming war gerade fortgeritten, als Duncan an der Herberge anlangte und McEwan die Hand schüttelte.

»Ist alles in Ordnung, Angus?«, erkundigte er sich.

Der Wirt nickte. »Drinne sitzen einige Soldaten ohne Uniformen, die genug haben von einer Armee, die nichts anderes tut, als Kinder und Greise zu morden. Mein Vetter Dugal ist ihr Anführer, und wir feiern gerade das Familientreffen. Die Truppe ist auf dem Heimweg ins Hochland und kam halb verhungert hier an. Sie sind gerade beim Essen. Am besten setzt Ihr Euch zu ihnen und leistet ihnen Gesellschaft. Der Mann, der gerade fortritt, erzählte mir, dass Ihr wieder einmal Katz und Maus mit den Soldaten des Königs gespielt habt.«

Duncan lachte. »Ein wenig Ärger hat es gegeben, Angus, ein klein wenig. Ich warf sie in einen Teich, obwohl sie eigentlich eine härtere Strafe verdient hätten, aber sie schwammen weder wie Katzen noch wie Mäuse. Habt Ihr in den letzten Tagen einen Mann namens McQuater gesehen?«

»Ich kenne ihn, aber er hat sich nicht zu mir her verirrt. Erwartet Ihr ihn hier?«

Duncan nickte. »Er wird wohl bald hier sein. Doch mit Eurer Erlaubnis, Angus, möchte ich nun gern essen.«

Er gesellte sich zu den Gästen im großen Speiseraum. Hier saß wie immer eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die heute durch die Anwesenheit der Hochlandsoldaten noch bunter als gewöhnlich war. Da Angus Duncans unerschütterliche Überzeugungen kannte und einen Disput über die Stuarts und das Papsttum befürchten mochte, ließ er ihn allein an einem Tisch Platz nehmen. Duncan hatte seine Mahlzeit zur Hälfte beendet, als der Wirt, gefolgt von McQuater, wieder an seinen Tisch kam.

Aufmerksam hörte Duncan dem Bericht Andras zu und erzählte dann von seinen eigenen Erlebnissen der letzten zwei Tage.

Während er aß, merkte er, dass die Augen eines kleinen, wieselgesichtigen Mannes beständig auf ihn gerichtet waren. Als Duncan einmal in seine Richtung schaute, wandte er sich schnell um.

Irgendwie kam ihm das Gesicht bekannt vor, und deshalb fragte er McQuater, ob er sich daran erinnern könne.

»Ich habe ihn schon einmal gesehen«, erinnerte sich dieser, »aber wo?« Eine Weile dachte er nach, dann hellte sich sein Gesicht auf. »Natürlich: Auf dem Konventikel war es. Erinnerst du dich, dass er vor dem Abendmahl vor uns in der Reihe stand? Peden ließ ihn jedoch nicht daran teilnehmen. Wir wunderten uns damals noch darüber.«

In diesem Augenblick stand der kleine Mann auf und verließ den Raum. Da Angus gerade am Tisch vorbeikam, winkte ihm Duncan unauffällig zu.

»Wer ist der Mann, der gerade in der Tür steht?«, fragte er rasch.

McEwan warf einen schnellen Blick zum Ausgang, wo sich die Tür gerade hinter dem Gast schloss.

»Er heißt Sneath. Aber warum fragt Ihr?«

»Aus bloßer Neugierde. Er schien mich besonders interessant zu finden, und ich konnte mich nicht erinnern, wo ich ihn schon einmal gesehen habe. Andra konnte mir schließlich helfen. Es war auf dem Konventikel.«

»Der und auf dem Konventikel? Du meine Güte! Dieser Mann ist ein Spitzel, der die Bergbewohner an die Schinder des Königs verrät. Auf diese Weise hat er schon viele ins Gefängnis, wenn nicht an den Galgen gebracht. Sandy Peden nennt ihn ›des Teufels Plaudertasche‹, und dieser Name passt gut zu ihm. Es tut mir leid, dass er hier war und Euch erkannt hat, denn bestimmt ist er schon auf dem Weg zu den Häschern, um sich mit dem Verrat Eures Aufenthaltsortes das Kopfgeld zu verdienen. Vermutlich können wir also bald mit einem Besuch von Hauptmann McCance rechnen, der hier in der Nähe sein soll.«

»Wenn es so ist, sollten Andra und ich wohl besser zeitig aufbrechen.«

»Das tut mir leid, Duncan. Ich stehe mit McCance nicht auf allzu gutem Fuß, und vielleicht ist dies für ihn die erhoffte Gelegenheit, mich verhaften zu können.«

»Dann«, sagte Duncan und zwinkerte mit einem Auge, »werden

wir wohl dem Schwarzen Rächer Bescheid sagen müssen. Doch ich glaube, es ist besser, wenn Andra und ich uns nun auf den Weg zum Meer machen.«

Am nächsten Nachmittag trafen Dugal Mohr und seine Männer die Vorbereitungen zum Weitermarsch. Angus hatte sie beherbergt und ihnen für den Rest ihrer Wanderung genügend Wegzehrung mit auf den Weg gegeben.

Sie waren alle guter Dinge, und Dugal spielte ein Klagelied auf dem Dudelsack, um zu zeigen, wie sehr sie den Abschied bedauerten. Gerade war der letzte, traurige Ton verklungen, als es große Aufregung vor der Herberge gab. Pferdehufe klapperten auf den Pflastersteinen, und im Hof des Wirtshauses erschien Hauptmann McCance an der Spitze von fünfundzwanzig Reitern.

Ohne den Hochländern auch nur einen Blick zu gönnen, ritt McCance auf Angus zu. »Wo ist er, du Verräter?«, brüllte er.

»Wo ist wer?«

»Mach mir nicht vor, dass du nicht weißt, von wem ich rede, du Lügenmaul. Ich meine Duncan Fenwick, auch bekannt als Schwarzer Rächer, der gestern hier war.«

»O ja, Duncan war gestern hier, wenn Ihr das wissen wollt, aber er ist schon lange wieder fort.«

»Das glaube ich nicht. Ich werde das Gebäude durchsuchen lassen«, schnaubte der Soldat.

»Sucht, so viel Ihr wollt. Ihr werdet ihn hier nicht finden.«

McCance wusste, dass der Wirt die Wahrheit sagte, doch er wollte das nicht zugeben, ohne seine Autorität zur Geltung gebracht zu haben. Deshalb befahl er seinen Männern, mit ihm die Herberge zu durchsuchen, was auch gründlichst geschah. Dugal Mohr wurde derweilen immer aufgebrachter. Seine Männer witterten Unheil und stellten sich geschlossen hinter ihm auf, als gälte es, eine feste Schlachtreihe zu bilden.

Als der Offizier zurückkam, schnaubte er vor Wut.

»Du hast ihn fliehen lassen, du hinterhältiger Liberaler«, fauchte er Angus an. »Aber dafür sollst du mir büßen.«

»Was verlangt Ihr denn von mir, Hauptmann«, war die höfliche Entgegnung. »Habt nicht Ihr mit allen Euren Männern schon einmal versucht, diesen Mann festzuhalten? Das Ergebnis war verheerend, wenn ich mich recht erinnere.«

Der Offizier erstickte fast vor Wut. »Du hast einen Verbrecher und Verräter beherbergt, und ich werde dich dafür verhaften«, brüllte er.

»Darf man den Grund erfahren, weshalb Ihr meinen Vetter Angus mitnehmen wollt?«, fragte Dugal im sanftesten Tonfall.

»Was geht das dich an, du Hochlandräuber? Die Soldaten des Königs brauchen Rindviechern wie dir nicht zu erklären, was sie tun und warum sie es tun.«

Das waren unbedachte Worte, und McCance und seine Leute bekamen finstere und zornige Blicke zu Gesicht. Die meisten der Soldaten fanden das Auftreten und die Worte ihres Offiziers zu herausfordernd und fühlten sich nicht wohl in ihrer Haut.

»Uns nennst du also Räuber und Rindviecher, du Schafskopf? Noch eine solche Beleidigung, und du hast meinen Dolch im Leib.«

»Pst, Dugal, pst, bezähme dich«, flüsterte Angus, der Gewalttätigkeiten fürchtete. Doch der tapfere Hochlandkrieger war nicht zu bremsen.

»Wir wissen, dass Vetter Angus ein guter Mann ist. Hat er uns nicht aufgenommen und gespeist, als der König und seine Vasallen uns fortgejagt haben, ohne sich darum zu kümmern, ob wir hungerten oder nicht?«

»Im Namen des Königs und Claverhouses befehle ich dir, diesen Mann aufzugeben, andernfalls hast du die Folgen deiner Widerspenstigkeit zu tragen«, raste McCance, außer sich vor Wut über den unerwarteten Widerstand.

»Pah«, sagte Dugal und schnappte mit den Fingern. »So viel gebe ich auf den König. Was hat er denn für uns getan? Wir sind Vetter Angus mehr verpflichtet als John Grahame von Claverhouse. Und bevor du ihn festnimmst, hast du mit uns zu kämpfen. Was sagt ihr dazu, Männer?«

»Kampf!«, erscholl es aus zwanzig Kehlen. Wie ein Mann standen die Hochländer hinter ihrem Anführer.

McCances Wut machte ihn blind für die Gefahren, die seine unüberlegten Worte heraufbeschworen, und ohne jede Vorsicht und Überlegung gab er seinen Leuten den Befehl: »Nehmt diesen Mann fest!«

Doch bevor er oder einer seiner Männer sich bewegen konnten, rief Dugal: »Schwerter!« Zugleich warf er seinen Umhang zurück, um seinem Schwertarm freies Spiel zu geben. Sein Beispiel wurde sofort von allen seinen Männern nachgeahmt, und zwanzig Klingen funkelten in der Sonne.

Die meisten Gäste waren inzwischen aus der Wirtsstube in den Hof gekommen, um dem Schauspiel beizuwohnen. Einige Sekunden lang herrschte bestürztes Schweigen, weil alle spürten, dass der Todesengel über dem Hof schwebte. McCance stand wie gelähmt, denn das Schwert Dugal Mohrs zeigte direkt auf sein Herz. Die ruhige Stimme Angus McEwans brach das Schweigen.

»Hauptmann, nehmt Eure Männer und verschwindet, sonst ist morgen keiner von euch mehr am Leben, und Ihr werdet als Erster sterben.«

Blass und zitternd vor Erregung zögerte der Offizier noch einen Moment, doch in der Miene und dem Blick Dugal Mohrs war nur grimmige Entschlossenheit zu lesen. Schließlich drehte sich McCance wortlos um, ohne seinen Männern einen Befehl oder auch nur einen Wink zu geben. Sein Gesicht war von Scham und ohnmächtiger Wut verzerrt, als er, gefolgt von seiner Truppe, die Herberge verließ.

Während er die Straße hinunterritt, konnte er hinter sich Dugal Mohrs Dudelsack eine fröhliche Weise spielen hören.



Die Entführung

Mitte August schlug das Wetter um, und der Regen kam, um die Erde nach dem langen, ununterbrochenen Sonnenschein zu reinigen und zu erfrischen. Er kam rechtzeitig, um das Getreide vor der Vernichtung zu retten und eine reiche Ernte zu sichern, die durch die lange Trockenheit gefährdet gewesen war. Hierin spürten die Bergbewohner das Wirken Gottes. Sie sahen den Regen als ein Zeichen göttlichen Segens an und auch als eine Verheißung geistlicher Erfrischung. So wie der Regen die staubigen Felder reinwusch, würde die Gegenwart des Allerhöchsten Schottland vom Papsttum befreien und die dunklen Schatten der Nacht vertreiben, die so lange auf dem Land gelegen hatten. Der Stern der Hoffnung erstrahlte immer heller, je mehr die Verfolgung nachließ, und kleine Gruppen von Frauen und Männern kamen von den Bergen und aus den Tälern in Schuppen, alten Lehmhütten und Häusern zusammen, um mit neuer Freude und neuem Verständnis Lieder des Glaubens zu singen. Sie holten den Psalter von 1650 hervor und sangen:

»Es wird uns sein, als sei's ein Traum, wenn Gott des Satans Ketten bricht.

Dann wird der Mund des Lachens voll, und rühmend jede Zunge spricht:

Gelobt sei Gott, der Großes tut, des wir uns freuen allezeit,
denn wer mit Tränen säen wird, der erntet einst mit Fröhlichkeit.

Wie du die Bäche wiederbringst, die Ströme, Herr, im
Mittagsland,
so bring zurück, was Bande trägt, und führ uns aus mit starker
Hand.«

Drei Wochen lang fiel der Regen mit nur kurzen Unterbrechungen von einem trüben, grauen Himmel. Erst im September verschwanden die Wolken, und die Herbstsonne ergoss ihre goldenen Strahlen über Land und See, bis die Erde aussah, als sei sie in die Quelle des Lebens getaucht worden, die von Gottes Throne fließt. Die Heide der Hochmoore blühte in purpurner Schönheit, und Glockenblumen, Mohn und spät blühender Ginster färbten die grünen Lichtungen bunt. Das glühende Rot der Eberesche und das Bernstein und Gelb von Birken und Eichen schließlich ließen das gewaltige Gemälde so aussehen, als hätte der Schöpfer hier und da noch einen Farbtupfer aufgesetzt.

Mit glänzenden Augen blickte Marion Kennedy vom Deich bei Culzean über die Herrlichkeit des Septembernachmittags, die vor ihr ausgebreitet lag. Doch die Schönheit, solange sie sie nicht mit einem lieben Menschen teilen konnte, ließ eine stille Wehmut in ihr aufkommen.

»Wenn nur ...«, sagte sie zu sich selbst, und ihre Gedanken verloren sich in Wünschen, die Ausdruck fanden in den Worten:

»O sanfter Wind von Süden her, wo jetzt mein Liebster weilet,
bring einen Kuss mir von ihm her, der meine Sehnsucht heilet.«

Die sogenannten Zufälle des Lebens sind wunderbarer und unvorhergesehener als jene, die ein Geschichtschreiber erfinden kann. Kaum hatte das Mädchen die Worte ausgesprochen, als sie auch schon schnelle Schritte über die Pflastersteine des Viehhofes kommen hörte und einen Augenblick später von Duncans starken Armen umfangen war.

»Aber Liebster, ich dachte, du seist in England«, sagte sie, als sie wieder Luft bekam. »Vater erzählte mir, dass du nach London ge-

gangen seist, um an Ort und Stelle zu sehen, wie die Dinge stehen und was uns erwartet.«

»Das stimmt, Liebling, das stimmt. Aber das war vor drei Wochen, und da das schönste und liebste Geschöpf Schottlands auf mich wartete, hatte London mir nichts mehr zu bieten, als meine Arbeit erledigt war. Ich glaube, sogar Mitternacht war ungeduldig, endlich nach Schottland und zu dir zurückzukehren.«

»O Duncan, was findest du nur für liebe Worte für mich. Was meinst du – sollen wir einen Spaziergang über den Klippenweg zu unserem kleinen Hügel machen? Dort kannst du mir mehr erzählen.«

»Was gibt es Neues, Liebling?«, fragte Marion, als sie an dem vertrauten Platz saßen, wo unter ihnen die Wellen gegen die felsige Küste schlugen. »Hattest du unterwegs irgendwelche Abenteuer zu bestehen?«

»Du scheinst nur glücklich zu sein, mein Schatz, wenn du im Geiste gefährliche Abenteuer miterleben kannst«, lachte Duncan.

»Da hast du vollkommen recht, und deshalb lass keines aus.«

»Nun, die Nachrichten sind gut, wenn es auch wenige Abenteuer gab. In der Nähe von Ayrsmoss wurde ich von einigen Dragonern gejagt, aber sie konnten es mit Mitternacht nicht aufnehmen, und so verlor ich sie bald aus den Augen. In Dumfries gab es dann ein wenig Ärger mit ein paar betrunkenen Soldaten in einer Gaststube. Sie verleumdete Ritchie Cameron, den ›Löwen des Glaubensbundes«, und darum sagte ich an Ritchies Stelle ein paar Worte. Das gefiel ihnen nicht, und so wollten sie ihre Meinung gewaltsam zur Geltung bringen und mich zwingen, meine Worte zurückzunehmen. Es kam nicht viel dabei heraus. Ich habe ihnen nur ein paar Schläge hinter die Ohren gegeben und sie in eine Ecke geworfen und bin dann fröhlich meine Straße gezogen.«

Marion musste lachen. »Duncan, Duncan! Und was hast du in London erfahren?«

»Ich habe gute Nachrichten für uns, Liebling, sehr gute sogar. Ich hörte Gerüchte, nach denen der König nach Frankreich flie-

hen will und der Prinz von Oranien schon auf dem Wege nach England ist, obwohl ich das bezweifle. Außerdem verlangen viele Geistliche die Abschaffung des Papsttums und erklären, dass niemals Friede herrschen könne, solange ein Stuart auf dem Thron des Vereinigten Königreiches sitze. Überall ist ein Geist der Empörung am Werk, und ich befürchte, dass es einen blutigen Bürgerkrieg in England und Schottland geben wird, wenn nicht bald ein neuer König auf den Thron kommt. Gott gebe, dass es nicht zum Kampf kommt, doch große Dinge werfen ihre Schatten voraus. Ganz gleich, was geschehen wird – der Sieg wird Christi sein, und seine Kirche wird befreit werden. Ich muss an die Worte denken, die der große John Hooper im Jahre 1555 mit Kohle an die Wand der Neuen Herberge in Gloucester schrieb, eine Nacht, bevor er von der Blutigen Maria¹⁰ wegen seines Glaubens an Christus verbrannt wurde:

›Es lacht der Tyrannen dieser Welt,
wer sich an die Schrift als den Kompass hält,
und sein Wind zur Fahrt steht gut.‹

Dieser Kompass hat für uns schon immer gestimmt, und nun steht auch der Wind zur Fahrt gut.«

Marion konnte ihre Tränen nicht zurückhalten und weinte vor Freude. »Denk doch nur«, flüsterte sie mit nassen Augen, »wie es sein wird, wenn nach diesen ›Blutigen Zeiten‹ wieder Friede in Schottland herrscht. Mir wird weit ums Herz, wenn ich nur daran denke.«

Der Mann an ihrer Seite nickte schweigend und wagte nicht, in einem solchen Moment zu reden. Zusammen versenkten sie sich in das Bild der Landschaft, die vor ihnen lag und die leise Sprache des Herzens zu ihnen redete, die man nur vernimmt, wenn man schweigt. Friede lag über dem Land um sie her, und Frieden atmete das wolkenlose Blau über ihnen.

10 Maria I., »die Katholische«, Königin von England 1553 – 1558.

»Den September nennt Janet das ›Sommerende‹«, sagte Marion schließlich nachdenklich.

»Diesen Ausdruck habe ich auch schon von einigen unserer Bediensteten gehört«, bestätigte Duncan.

»Janet nennt ihn auch den ›Monat des Friedens‹, aber als ich sie einmal nach dem Grund fragte, konnte sie mir keinen sagen. Ich habe oft darüber nachgedacht. Vielleicht ist der Grund, dass das Ende aller guten Dinge Friede sein soll. Steht nicht geschrieben: ›Merke auf den vollkommenen Mann und siehe den Gerechten an, denn sein Ende ist Frieden? Ist nicht das Ende des Sommers in allem Verfall seiner Schönheit doch auch noch schön, und ist es nicht voller Frieden? Was meinst du dazu, Liebster?«

»Das ist ein wunderbarer Gedanke«, stimmte Duncan zu. »In Edinburgh hatten wir einen alten Professor aus dem Hochland, der uns von einer alten gälischen Überlieferung erzählte, nach der Gott in diesem Monat den Frieden erschaffen habe. Eine andere Geschichte beschrieb Christus als den Hirten und die Monate als Schafe, die sich in den Bergen der Zeit verirrt hatten. Der Hirte stieg auf die Berge, um seine Schafe wieder zu sammeln und sie in die Hürde zu bringen. Doch bevor sie die Hürde erreichten, kam von den Berggipfeln herab ein großer Schneesturm, und zur Linken schwoll ein wilder Bach an, sodass auf dem schmalen Pfad nur noch Platz für den Hirten war. Nun blickte er sich zu den Schafen um, um zu sehen, welches der zwölf er auf seinen starken Armen retten solle. Er schaute sie lange an, denn alle waren sie Kinder seines Vaters. Dann hob er den September auf und sagte: ›Dich habe ich gewählt, weil du der Monat der Erfüllung bist und dein verborgener Name *Friede* ist.‹ Diese alte Legende mag vielleicht etwas mit dem Namen zu tun haben, den die Leute dem September geben.«

Marion schwieg eine Weile. »Liebling, das ist eine zu schöne Geschichte, als dass sie an dieser Stelle aufhören dürfte. Geht sie nicht weiter? Was geschah mit den anderen Monaten?«

Duncan lächelte. »Der Hirte brachte sie alle in die Hürde, indem er jeden bei seinem verborgenen Namen rief; den Dezember zuletzt,

und zu ihm sagte er: »Weder der Sturm konnte dich verwehen noch die Flut dich ertränken. Dein Name ist die Auferstehung und das Leben.«

»Wie schön!«, sagte das Mädchen, und ihre Augen glänzten. »Aber warum wurde der September zuerst erwählt?«

»Diese Frage stellten wir unserem Professor auch, und er erklärte es damit, dass der verborgene Name dieses Monats »Friede« ist und Christus der Friedensfürst genannt wird.«

Wieder schwieg Marion eine Weile, bevor sie antwortete, und ihr Blick war in die Weite, auf das Grün der Insel Arran, gerichtet.

»Weißt du, Duncan«, sagte sie schließlich, »einige unserer theologischen Haarspalter, die uns halfen, die Schlacht bei Bothwell Bridge zu verlieren, würden uns gewiss zu Oberketzern erklären, wenn sie uns eine solche Geschichte nur erzählen hörten.«

Duncan seufzte. »Das Herz des Menschen ist doch ein wunderliches Ding, und wenn du einige anschaut, die sich ohne jeden Zweifel zu den Auserwählten zählen, wirst du sehen, dass sie für wahr halten, was falsch, und für falsch, was wahr ist. Ihrer Meinung nach ist es Sünde, sich an der Schönheit und an den Wundern der Welt um uns her zu freuen. Sie halten ein langes Gesicht und ein ernstes Gebaren für ein Zeichen von Frömmigkeit und die Freude im Herrn für ein sicheres Zeichen des Abfalls.«

»Wie seltsam klingt das, aber wie wahr ist es doch! Es macht mich immer aufs Neue traurig. Doch jetzt erzähle mir, wo Andra McQuarter ist. Ich kann es mir ja eigentlich schon denken.«

»Dein Gedanke ist richtig. Andra hat sich zum offiziellen Beschützer der Familie Grant ernannt. Er ritt dorthin, als ich mich auf den Weg nach London machte, aber heute Abend wollen wir uns bei Sandy McVicar wiedertreffen. Hast du Major noch hier?«

»Ja, er ist im Schloss und wird bestimmt von Janet dick und rund gefüttert.«

»Hast du wieder etwas von Schloss Fenwick gehört, Liebling?«

»Nichts, Duncan. Meinst du, Luis könnte uns immer noch festnehmen, wie er uns angedroht hat?«

»Das bezweifle ich. Die Macht der Stuarts in Schottland ist ins Wanken geraten, und der Staatsrat in Edinburgh hat zu viel Angst, als dass er einen derartigen Anschlag auf Culzean wagen würde. Das heißt aber nicht, dass die Schurken nicht andere Ränke spinnen. Was immer sie tun, müssen sie rasch tun, bevor die korrupte Regierung für immer zusammenfällt. Wir können nur abwarten. Doch jetzt muss ich gehen.«

Beide waren aufgestanden. Die kühle Brise von der Förde her fächelte ihre Gesichter, als sie auf die unendliche blaue Fläche hinausschauten. Duncan ergriff die Hand Marions, deren Herz schneller schlug, als er ihr in die Augen sah.

»Mein Liebling«, sagte er mit unbeschreiblich zärtlicher Stimme, die er nur mit Mühe ruhig halten konnte, »vielleicht dauert es nur noch ein paar Wochen, bis Schottland frei ist. Wenn der Prinz von Oranien kommt, werde ich versuchen, mein Recht auf Schloss Fenwick geltend zu machen. Wenn mir das gelingt, äh ... äh«, stammelte er.

»Ich meine, wenn mir das gelingt, wirst du – wirst du ... äh ...« Auch dieser Versuch schlug fehl, doch Marion kam ihm zu Hilfe:

»Ja, Liebling, ich werde. Aber warum machst du das von dieser Bedingung abhängig? Ich werde dich heiraten, auch wenn du nicht mehr hast als eine einfache Hütte.«

Der starke Mann zitterte, als er diese Worte hörte, und hob das Mädchen wie ein kleines Kind vom Boden auf. Er küsste den roten Mund mit den Grübchen, und er küsste die Augen, aus denen das Licht einer großen Liebe leuchtete. »Mein Liebling, o mein Liebling«, flüsterte er. »Für mich gibt es keine andere als nur dich allein, keine als nur dich.«

»Liebster«, antwortete ihm Marion mit einem kleinen, glücklichen Seufzer, »wo nur dein Schatten auf mich fällt, werde ich zu Hause sein.«

Duncan ritt die Küste entlang, und sein Herz jubelte vor Freude.

»Nur eine einfache Hütte«, murmelte er. »Das hat sie gesagt. Sie würde auch da mit mir wohnen. O Gott, womit habe ich ein solches

Glück verdient, ich, ein mittelloser Verbannter, auf dessen Kopf ein Preis ausgesetzt ist?

Mittellos – bin ich das überhaupt? Das habe ich ja ganz vergessen.« Er verließ den engen Pfad und jagte den Tangweg hinauf. Nach einer Meile bog er in einen alten, wenig benutzten Weg ein, der ihn durch die Besitzungen von Culzean nach Osten bis an den Pfeiferhang führte. Er ritt schnell und folgte schließlich einem winzigen Pfad, der ihn zum Maiden Head brachte, einer schroffen, mit Heide, Farn und Birken bestandenen Erhebung. An einen der Bäume band Duncan sein Pferd und schritt dann auf einen großen Busch zu, der den Eingang zur Höhle von Culzean halb verdeckte.

»Seltsam«, dachte er, »dass ich Dick Ingrams Bitte vergessen konnte. Nun wollen wir sehen, was wir finden. ›Sechzig Meter von der Birke aus abschreiten«, sagte Dick. Das muss wohl diese Birke sein.«

Duncan maß die Entfernung ab, und die letzten Schritte brachten ihn, nun schon weit im Dunkel der Höhle, an einen großen Felsen mit einem schwarzen Kreuz. Vor diesem Felsen lag ein großer flacher Stein auf dem Boden, mit Sand und Kies bedeckt. Mit klopfendem Herzen räumte der Mann das Geröll zur Seite und stemmte mit seinem Messer den Stein hoch, bis er ihn fassen und an die Seite heben konnte.

»Eine lange Zinnkiste, und den Schlüssel findet Ihr daneben«, hatte der Schmuggler gesagt, und so war es auch. Duncan hob die Schatzkiste auf und trug sie zum Licht in den Eingang der Höhle. Er steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn erwartungsvoll um. Erregt starrte er auf den Inhalt der Kiste. Juwelen – gefasste und ungefasste, Diamanten, die im Licht der Sonne von tausend Seiten funkelten und das Auge blendeten, Goldmünzen, die wie Sand durch seine Hände rieselten – alles das lag vor ihm und verwirrte ihm fast die Sinne. Von einer Minute zur anderen war aus dem mittellosen Burschen, den er Marion vor Augen gestellt hatte, einer der reichsten Männer Schottlands geworden. Doch er war froh, dass er die große Frage zu dem Zeitpunkt gestellt hatte, an dem Marions Liebe ihm am

deutlichsten werden konnte. Wie im Traum verschloss er die Kiste wieder und brachte sie an den Ort des Verstecks. Den Schlüssel legte er daneben, den großen Stein obenauf, und schließlich bedeckte er alles wieder mit Sand und Kies. Dann stieg er auf sein Pferd und legte in schnellem Tempo die sechs Meilen zurück, die zwischen der Höhle und der Hütte Sandy McVicars lagen, wo Andra McQuater schon auf ihn wartete.

Duncan erzählte keinem der beiden Männer von dem Schatz, und zwei Tage später kehrten er und Andra in das Versteck im Boglewald zurück. Die Pferde ließen sie dort stehen und gingen zu Fuß zur Hütte Alison Purdies. Duncan hatte einen Anzug mitgebracht, den er nicht mehr brauchte und den deshalb Jimmy bekommen sollte. Der Schwachsinnige freute sich kindlich darüber und bestand darauf, Hose und Jacke sogleich in seiner Kammer anzuziehen. Beides passte wie angegossen, denn Jimmy war ebenso groß wie Duncan. Die Neuigkeiten, die dieser aus London mitgebracht hatte, bereiteten der alten Frau große Freude, denn nun konnte sie, wie viele andere, endlich ein Ende der Verfolgung absehen.

»Ich muss nach Girvan reiten, Alison«, sagte ihr Duncan am nächsten Tag, »und werde für ein paar Tage fortbleiben. Es wäre gut, wenn Jimmy hinauf nach Schloss Fenwick gehen und Farson eine Botschaft von mir bringen könnte. Vielleicht kann er dann auch gleich die Antwort in Empfang nehmen. Meinst du, man könne sich auf ihn verlassen? Der Auftrag ist sehr wichtig, und ich weiß nicht, wie wir uns sonst von den Vorgängen im Schloss unterrichten könnten. Weder Andra noch ich dürfen uns ja dort sehen lassen.«

»Macht Euch keine Sorgen, Duncan. Jimmy wird Euch nicht enttäuschen. Gebt ihm eine Botschaft für Farson, und er wird sie ihm und niemand anders geben. Sein Wahlspruch ist: ›Eine Sache kann ich verrichten«, aber verlangt keine zweite von ihm. Er ist oft schon im Schloss gewesen, wie Ihr wisst, und der Spanier nimmt keine Notiz von ihm. Seine Gegenwart wird also keinen Verdacht erregen, zumal er sich auch nur bei den Dienern aufhält.«

»Schön, Alison. Nur noch eines. Lass ihn den Anzug von mir tragen, den er jedes Mal trägt, wenn er Farson besucht.«

Am nächsten Tag ritten die beiden Männer nach Girvan, um Angus McEwan in der Herberge zum Eberkopf aufzusuchen.

»Ich habe gerade wunderbare Nachrichten bekommen, Duncan«, berichtete McEwan, nachdem er sie begrüßt und bewirtet hatte. »Der Staatsrat ist geflohen, und die gefangenen Bergbewohner sind alle frei. Wenn man jetzt noch Angehörige des Glaubensbundes festnähme, müssten der Blutige McKenzie und seine Männer damit rechnen, ihre eigenen Füße in einem eisernen Stiefel wiederzufinden und einen Bergbewohner mit einem großen Hammer daneben zu sehen, der ihnen ein wenig von ihrer eigenen Medizin zu kosten gäbe. Oder vielleicht hätten sie plötzlich eiserne Strumpfbänder an und eine hänfene Krawatte um den Hals. Es sieht so aus, als sei der Winter zu Ende, Duncan. Von den Bergen weht der Wind der Freiheit.«

Drei Tage lang blieben die beiden Männer in der Herberge zum Eberkopf, und Angus versorgte sie mit allen Neuigkeiten, die ihm seine Gäste zutragen. Am vierten Tag kündigte Duncan nach dem Frühstück an, dass sie sich wieder auf den Weg machen wollten.

»Schreibt diese Tage auf meine Rechnung, Angus. Sie wird inzwischen schon ziemlich angewachsen sein«, sagte er, »aber ich werde sie mit Zinsen bezahlen.«

»Still, Duncan. Wartet mit dem Bezahlenwollen, bis Ihr Schloss Fenwick zurückbekommen habt«, beschwichtigte ihn der großherzige Wirt.

»Das kann schon bald sein, Angus. Doch was auch geschieht – Gott hat mir ein Erbe zufallen lassen, mit dem ich alle Rechnungen bezahlen kann.«

Nach zwei Tagen langsamen Rittes kamen sie wieder zu Alison Purdies Hütte. An der Tür wurden sie von der alten Frau empfangen.

»Was ist los, Alison?«, fragte Duncan, von dunklen Ahnungen erfüllt. »Ist Jimmy etwas zugestoßen?«

»Nein, nein«, sagte die Frau. »Jimmy geht es gut, aber Major nicht.

Er kam gerade noch bis zum Girvan, aber er konnte nicht mehr den Berg hinauflaufen. Jimmy hielt sich gerade dort unten auf und trug den armen Hund auf den Armen hierher. Er war angeschossen worden.«

»Wo ist er?«, fragte Duncan mit bleichem Gesicht. »Ist er tot?«

»Nein, das nicht, aber er ist schwer verwundet«, klagte Alison. »Er hat die ganze Zeit im Haus am Feuer gelegen.«

Duncan fand den Hund noch immer dort liegen und untersuchte ihn hastig. Die Kugel hatte den Rücken gestreift und eine lange und stark blutende Wunde hinterlassen. Duncan schor ihm das Fell um die Verletzung herum und wusch die Wunde aus. Der Hund versuchte aufzustehen und seinem Herrn die Hand zu lecken, was diesen mit Freude und Dankbarkeit erfüllte.

»Ich glaube, mit ein wenig Pflege wird es ihm schon bald besser gehen. Wann kam er?«, fragte er Alison.

»Heute Morgen in der Frühe. Ich wusch die Wunde, so gut ich konnte, und gab ihm etwas Wasser. Hat er Euch eine Botschaft gebracht?« Die alte Frau blickte den Mann an, den sie mehr als sich selbst liebte, und erschrak.

Duncan nickte abwesend, als hätte er die Frage nicht recht gehört. »Wo ist Jimmy?«, fragte er.

»Er ist nach Schloss Fenwick gegangen. Jeden Tag ist er dort gewesen. Farson hat durch ihn bestellen lassen, dass sich Schlimmes anbaut«, berichtete Alison.

»Major brachte mir die Nachricht, dass Fräulein Marion gewaltsam von Soldaten entführt worden ist. Ich glaube, ich weiß, auf wessen Befehl hin«, sagte Duncan ruhig. »Andra, nimm Jimmys Dudsack, geh nach draußen und spiel das Lied des Todes, denn, so wahr ich hier stehe – wenn Marion auch nur ein Haar ihres Hauptes gekrümmt worden ist, werden John Grahame von Claverhouse und Luis Salvador de Ferrari sterben, bevor sie sich ihrer Untat lange freuen können.«



Schurken

John Grahame von Claverhouse hob den Weinkrug, der vor ihm stand.

»Auf Eure Gesundheit, Luis«, sagte er, »und auf den Erfolg unserer Pläne. Möge das schönste Mädchen Schottlands recht bald die Gebieterin von Schloss Fenwick sein.«

Luis neigte den Kopf. »Ich hoffe, John Claverhouse, dass wir uns auf Eure Männer verlassen können.«

»Sie werden ihren Auftrag ausrichten. Habt Ihr alle anderen Vorkehrungen getroffen?«

Luis nickte. »Das Zimmer ist bereitet, und der Priester wird zur Stelle sein.«

Die beiden Männer saßen an der Tafel des großen Speisesaales im Schloss der Fenwicks. Auf dem Tisch standen die Reste einer Mahlzeit.

»Und wenn ihr Vater wegen der Entführung seiner Tochter Schwierigkeiten macht?«, fragte Luis ängstlich. »Er könnte die Hälfte aller Lords in Ayrshire gegen uns aufhetzen.«

Der Soldat lächelte. »Er ist zurzeit gerade nicht da. Deshalb haben wir ja gerade diese Zeit gewählt. Wenn Ihr ihn bei seiner Rückkehr nach Culzean mit einer vollendeten Tatsache überraschen könnt, dass der stattliche Luis mit dem schönen Fräulein Marion durch das unauflösliche Band der heiligen Ehe verbunden ist – was kann er dann anderes tun, als gute Miene zu diesem Spiel zu machen? Er

wird nachdenken und zu dem Schluss kommen, dass sie eine weit schlechtere Wahl hätte treffen können. Vor den Augen der Welt wird das Ganze nur eine romantische Episode unter vielen sein, in denen ein schönes Mädchen mit einem tapferen Ritter davongeht. Bei den augenblicklichen unruhigen Verhältnissen in Schottland wird man sowieso alles rasch wieder vergessen. Nein, Luis, ich glaube nicht, dass Ihr von Sir William Kennedy irgendetwas zu befürchten habt. Wenn Euer Vorgehen überhaupt gefährdet ist, dann nur von einer Seite, und die müsst Ihr auszuschalten versuchen.«

»Ihr meint natürlich meinen Pflegebruder.«

»Ja, ihn meine ich, den Schwarzen Rächer. Ich wünschte mir, diesem Mann in das Gehirn hineinsehen zu können, um zu erfahren, was dort vor sich geht.«

Eine große Gestalt ging an der offenen Tür vorbei.

»Wer war das?«, zischte Clavers und sprang auf. »Wenn das nicht der Mann war, der uns alle als Mickey Roddy zum Narren gehalten hat, muss ich mich sehr schwer täuschen.«

»Ihr täuscht Euch«, sagte Luis kurz. »Beruhigt Euch und kommt mit nach draußen. Der Mann, der hier gerade vorbeiging, ist ein Schwachsinniger, den man den Blöden Jimmy nennt, und der schon seit Jahren in dieser Gegend wohnt.«

Der Spanier rief Jimmy zurück, der mit halb offenem Mund näher kam. Immer noch liefen die zwei Pflaster quer über sein Gesicht.

»Wie heißt du?«, fragte Claverhouse.

»Ja-nu, ja-nu, Herr Soldat, ich bin Jimmy, der Blöde Jimmy, Ali-sons Jimmy.«

Grahame schickte ihn mit einer Handbewegung fort. »Ich habe mich getäuscht«, gab er zu. »Das ist also ›Ja-nu-Jimmy‹. Ich habe schon von ihm gehört.«

»Er kommt fast jeden Tag hierher«, erklärte Luis. »Schon seit Jahren wohnt er als Mündel des Staates bei Alison Purdie. Vor einiger Zeit geriet er mit einigen Eurer Leute aneinander und wurde dabei nicht gerade zart behandelt, was das Pflaster in seinem Gesicht erklärt. Wenn man ihn in Ruhe lässt, ist er ein harmloser Irrer.«

Die beiden Männer setzten sich auf eine Bank, die einen Blick auf den Fluss gewährte.

»Wer soll die Dame herbringen?«, fragte Luis.

»Hauptmann McCance und ein halbes Dutzend Leute. Das dürfte genügen.«

»Und wie sieht der Plan aus?«

»Er ist einfach, aber wirksam«, sagte John Grahame stolz. »Wir wissen, dass sie häufig Glaubensbündlern hilft und sie auch besucht. Nach unserem Plan soll nun eine uns ergebene Frau zum Schloss gehen und Fräulein Marion unter großem Jammern erzählen, dass im Dorfe Killochan eine sterbende Frau liegt und mit ihr sprechen will. Das Dorf liegt zwar im südlichsten Zipfel der Besetzung, aber sie wird sicher die vermeintlich kranke Frau aufsuchen. An Ort und Stelle werden unsere Männer mit einem geschlossenen Wagen auf sie warten und sie hierherschaffen. Das ist alles, und meiner Treu, ich glaube, dort kommt unser Fräulein schon an.«

John Grahame von Claverhouse persönlich half Fräulein Marion Kennedy von Culzean aus dem Wagen, zog seinen Hut und verbeugte sich mit der Eleganz und Anmut, für die er berühmt war.

»Willkommen auf Schloss Fenwick, gnädiges Fräulein«, begrüßte er sie lächelnd.

Als sei er Luft, ging sie an ihm vorbei und schritt erhobenen Hauptes auf Luis zu, der sie schon wieder mit den Augen verschlang.

»Was hat diese Freiheitsberaubung zu bedeuten?«, fragte sie mit so unsäglich kalter Stimme, dass der Spanier zusammenzuckte, als hätte er einen Hieb bekommen. Er bemerkte gar wohl, dass sie ihn nicht mit Namen angeredet hatte, und ihr Tonfall war so verächtlich, dass er zunächst zu verblüfft war, um wütend zu sein.

»Seid Ihr ein Mann oder ein Hanswurst, den man wie einen Mann herausgeputzt hat«, fragte sie mit beißendem Sarkasmus in der Stimme, »dass Ihr gegen Frauen kämpft und Eure schmutzige Arbeit noch dazu von diesen Mietsoldaten verrichten lasst? Ich hätte wenigstens gedacht, dass der Viscount von Dundee, John Grahame

von Claverhouse, sich für ein solches Vorgehen zu schade sei, auch wenn ein abtrünniger Spross des Hauses Sevilla Gefallen daran findet.«

Selbst Claverhouse wurde bei diesen hohntriefenden Worten ein wenig kleiner und blickte das Mädchen schweigend an. Luis dagegen sah aus, als könnte er sie auf der Stelle erschlagen.

»Ihr werdet alles noch früh genug erfahren«, knirschte er, und da er sich nicht mehr zu sagen getraute, befahl er einem Diener, Fräulein Marion ihr Zimmer anzuweisen. Ein Soldat sollte als Wache vor der Tür stehen bleiben.

Das Zimmer, in dem Farson das Mädchen unterbrachte, war dasselbe, aus dem Andra McQuater entkommen war.

»Wann wird der Priester hier sein?«, fragte Claverhouse scharf, denn er hatte plötzlich schlechte Laune.

»Morgen Abend. Dann wird die Hochzeit stattfinden«, gab Luis Auskunft. »Was willst du?«, fuhr er Farson an, der wortlos hinter sie getreten war.

»Soll ich der Dame ein Nacht Mahl bringen, gnädiger Herr?«

»Natürlich, du alter Narr. Meinst du, wir wollen sie verhungern lassen?«, knurrte Luis, denn auch er war gereizter Stimmung.

»Ein alter Narr bin ich also«, murmelte Farson vor sich hin, während er zum Bedienstetenhaus hinüberging. »Nun, wir wollen einmal sehen, wer der Narr ist, wenn diese Schurkerei ein Ende hat.«

Der alte Diener ging in die kleine Vorratskammer neben der Küche und schrieb eine kurze Mitteilung auf einen Zettel, den er sorgfältig faltete und vor der Tür Jimmy in die Hand drückte.

»Für Duncan«, flüsterte er. »Geh!« Mit weit ausholenden Schritten entfernte sich der Schwachsinnige den Hügel hinab. Dabei gab er kehlige Laute von sich, in denen ein Eingeweihter den dreiundzwanzigsten Psalm in Versform hätte erkennen können. Als er zu der Hütte kam, die seine Wohnung war, war es schon fast dunkel, und Alison, Duncan und Andra McQuater erwarteten ihn. Duncan las die Botschaft, die Jimmy ihm gab und war sehr zufrieden.

Marion erwachte am nächsten Morgen, als die Sonne in das Ost-

fenster des Zimmers schien. Es überraschte sie angesichts ihrer Situation, dass sie so gut geschlafen hatte, und schrieb es der tröstlichen Botschaft zu, die ihr Farson heimlich zugesteckt hatte. Sie war gerade beim Ankleiden, als eine Dienerin hereinkam, um ihr ein reichhaltiges Frühstück zu bringen. Es war ein junges Mädchen, das sie noch nie gesehen hatte und das nicht übermäßig mit Geist ausgestattet zu sein schien. Nach einer Stunde kam sie wieder und bat Marion, ihr zu folgen. Auf dem Rasen saßen Luis und John Grahame und warteten auf sie. Die Männer waren von ihrer Fröhlichkeit überrascht, wenn sie auch nichts von ihrem Ursprung ahnen konnten.

Luis fühlte sich offensichtlich nicht wohl in seiner Haut und wusste nicht recht, wie er die Unterhaltung beginnen sollte, während Claverhouse sich völlig zurückhielt.

»Marion«, begann der Spanier.

»Fräulein Marion, bitte.«

»Also gut, Fräulein Marion. Ich glaube, dass wir uns entschuldigen müssen und dass wir einige Erklärungen abgeben sollten.«

»Entschuldigungen sind sicherlich angebracht, mein Herr, doch auf Erklärungen lege ich keinen großen Wert. Ich schlage vor, dass Ihr sie für den Schwarzen Rächer aufhebt.«

Luis fühlte, wie der Zorn wieder in ihm aufstieg, doch da schaltete John Grahame sich ein.

»Vielleicht wird mich Fräulein Marion anhören, wenn ich als Freund anstelle meines Freundes, des Lords von Fenwick, rede.«

»Ein Freund des unrechtmäßigen Besitzers von Schloss Fenwick ist nur ein sehr zweifelhafter Freund von mir, aber fährt nur fort«, war die verächtliche Antwort.

»Fräulein Marion, warum könnt Ihr diese Sache nicht einmal vernünftig bedenken? Luis möchte Euch heiraten. Er hat Euch gesagt, wie sehr er Euch liebt.«

»Hat er Euch gebeten, seine Werbung vorzutragen, Viscount Dundee?«, fragte das Mädchen spöttisch. »Wahrlich ein armseliger Freier, der nicht einmal für sich selbst sprechen kann. Für die Geschichtsschreiber der Gegenwart und der Zukunft wäre es sicher interessant

zu wissen, ob John Grahame von Claverhouse um Jean Cochrane auch durch Mittelsmänner erworben hat.«

Clavers zuckte zusammen, und Luis erlebte vor Ärger und Scham. Doch dann fuhr der Soldat fort:

»Es ist wahrlich nicht gering zu schätzen, wenn man gebeten wird, Herrin über diesen großen Besitz zu werden –«

»Auf den der augenblickliche Besitzer keinerlei rechtmäßigen Anspruch hat«, unterbrach das Mädchen, »und der ihm ohne Zweifel weggenommen werden wird, wenn unser papistischer König und unsere papistischen Gesetze abgeschafft werden. Gebe Gott, dass es bald geschieht.«

Sie merkte, dass diese Worte getroffen hatten und nicht wie so vieles andere an der weltmännischen Gewandtheit John Grahames abgeprallt waren. Er wusste, dass sie die Wahrheit sprach, denn er selbst war sich darüber im Klaren, dass die Tage der Stuarts gezählt waren.

»Kommt, Fräulein Marion, lasst diesen Unsinn«, sagte er scharf.

»Ihr habt recht, Herr von Dundee. Der Gedanke, dass ich diesen Mann heiraten soll, ist blanker Unsinn, deshalb habe ich nichts mehr dazu zu sagen. Eher würde ich den Blöden Jimmy heiraten«, und dabei zeigte sie auf den Schwachsinnigen, der auf dem Weg zur Küche gerade über den Rasen ging.

Dem Spanier verschlug es für einen Augenblick die Sprache.

»Wenn Ihr mich nicht heiraten wollt, dann werdet Ihr ihn heiraten«, stieß er schließlich hervor. »Heute Abend wird ein Priester hier sein, und dann werdet Ihr entweder diesem Schwachsinnigen vermählt oder mir. Und gebt Euch nicht der Illusion hin, dass mein Pflegebruder Euch etwa befreien wird.«

»Ich habe keine Illusionen. Ich rechne mit Tatsachen, und ich weiß, dass er mich retten wird«, gab sie lächelnd zur Antwort.

Als sie gegangen war, sahen die beiden Männer sich an.

»Es wird nicht leicht sein, sie zu der Heirat zu überreden«, sagte Claverhouse. »Werdet Ihr sie auch ohne ihre Einwilligung heiraten können?«

»Wenn sie nicht mich heiratet, dann wird sie den Irren heiraten«, knirschte Luis.

In diesem Moment ging Hauptmann McCance vorbei. Claverhouse rief ihn zu sich.

»Hattet Ihr irgendwelche Schwierigkeiten?«, fragte er.

»Nein, Sir. Wir warteten im Haus, bis die Frau sie hereinbrachte. Sie hatte den Hund des Schwarzen Rächers bei sich. Als wir sie für einige Minuten allein ließen, hat sie das Tier scheinbar mit einer Botschaft fortgeschickt. Ich versuchte, es zu erschießen und weiß, dass ich es getroffen habe, aber es konnte doch noch entwischen. Bestimmt ist es nicht sehr weit gekommen. Wäre es doch nur der Rächer selbst gewesen und nicht sein Hund, den ich vor der Flinte hatte.«

»Was nicht war, kann noch werden, Hauptmann. Ihr seid in Kilkerran stationiert?«

»Ja, Sir.«

»Hört gut zu. Der Schwarze Rächer hält sich in dieser Gegend auf. Er wird heute am Tag oder in der Nacht versuchen, das Mädchen zu befreien. Nehmt Eure Leute und reitet zurück nach Kilkerran. Bewacht die Straßen und durchsucht die Wälder nach Verdächtigen. Nehmt sie fest und erschießt sie, wenn sie Widerstand leisten, denn mit dem Schwarzen Rächer ist nicht zu spaßen. Es gibt zehntausend Taler für Euch und noch einmal so viel für Eure Leute, wenn Ihr Duncan Fenwick tot oder lebendig herbringt.«

Der Offizier grüßte und ging.

»Das Mittagsmahl steht bereit«, kündigte Farson an. In der Vorkammer schrieb er wieder eine Mitteilung und rief Jimmy zu sich, unter dem Vorwand, ihm ein Stück Brot und etwas Geflügel zu geben. »Lauf nach Hause, Jimmy«, sagte er, »und beeile dich.«

Der Schwachsinnige nahm die Wegzehrung in seine großen Hände und machte sich auf den Weg nach Hause, gerade als McCance mit seinen Männern davonritt. Sie überholten ihn auf der Straße.

»Wenn dieser Mann uns nicht als schwachsinnig bekannt wäre«, sagte McCance, »würde ich ihn als den Schwarzen Rächer festnehmen, aber der Schwarze Rächer ist alles andere als ein Narr. Dort

müssten wir übrigens bei Gelegenheit einmal suchen.« Dabei zeigte er auf den Boglewald, an dem sie in einiger Entfernung vorbeiritten.

Als Jimmy ankam, las Duncan die Botschaft, die Farson ihm geschickt hatte.

»Alison, sag Jimmy, er möchte die Kleider ausziehen, die ich ihm gegeben habe und sie mir für eine Weile überlassen. Und gib acht, dass er nicht in die Nähe von Schloss Fenwick gerät, bis ich es ihm wieder erlaube.« Als er die Kleider bekommen hatte, wandte er sich an Andra:

»Komm mit in den Boglewald. Wir haben sehr viel zu tun.«

»Du weißt also genau, was du zu tun hast, Andra«, erinnerte Duncan den Freund am Nachmittag.

McQuater nickte. »Ich soll beide Pferde zu Alisons Hütte bringen, Mitternacht dort lassen und nach Kilkerran reiten, um McCance den Zettel zu geben; dann treffe ich dich mit den Pferden in dem kleinen Wäldchen am Ende des geheimen Ganges. Ich soll McCance sagen, dass sich der Schwarze Rächer auf Schloss Fenwick aufhält. Aber wie steht es mit dir, Duncan? Meinst du, du kannst die Leute die ganze Zeit über täuschen?«

Duncan lachte.

»Mach dir um mich keine Sorgen, Andra. Sie werden mich nicht verdächtigen. Warum auch? Man wird denken, ich sei derjenige, für den ich mich ausbebe.« Für kurze Zeit drehte sich Duncan um und klebte sich zwei Pflaster quer über das Gesicht.

»Ja-nu, Andra, ja-nu, ich bin der Blöde Jimmy.«

McQuater, der gerade gehen wollte, zuckte zusammen, als hätte ihn etwas gebissen, und drehte sich verblüfft um. Vor ihm stand der Blöde Jimmy; von den gebeugten Schultern, dem roten Muttermal, den vorstehenden Zähnen und der schlechten Haltung bis zu der kreischenden Stimme des Schwachsinnigen war alles echt an diesem Mann. Beinahe ehrfürchtig schaute Andra den Freund an.

»Wenn ich es nicht mit eigenen Augen sähe, würde ich es nicht glauben, Duncan. Wie kommst du nur so plötzlich zu vorstehenden Zähnen?«

Duncan nahm die Zahnprothese aus dem Mund.

»Ich habe sie schon vor langer Zeit angefertigt, als ich sah, dass Jimmy ein lohnendes Objekt für eine Verkleidung ist und dass ich die eines Tages einmal gebrauchen könnte. Auf diesen Tag habe ich mich eben vorbereitet, und heute ist es so weit. Vielleicht hängt das Leben eines schönen Mädchens von der Güte dieser Verkleidung ab. Doch nun mach dich auf den Weg, Andra.«

Es war spät am Nachmittag, und Luis de Ferrari schritt ruhelos auf dem Rasen von Schloss Fenwick auf und ab.

»Setzt Euch, Luis«, sagte Claverhouse kurz. »Lernt Euch zu beherrschen. Was ist mit Euch los? Seit einer Stunde marschieret Ihr nun schon auf und ab.«

»Hört zu, John Grahame. Irgendetwas stimmt nicht.« Nervös legte Luis seine Hand auf den Arm des Soldaten. »Ich fühle es. Meint Ihr, er kann das Mädchen befreien?«



List wider List

Das glaube ich nicht nur, sondern ich weiß, dass er es tun wird, wenn wir nicht Schritte unternehmen, um es zu verhindern«, sagte Claverhouse hitzig.

»Aber welche Schritte haben wir noch nicht unternommen? Wir haben eine Frau bei ihr im Zimmer sitzen, einen Soldaten vor ihrer Tür stehen, einige Eurer Leute bewachen den Korridor, und außerdem durchstreifen ständig Soldaten die gesamte Besetzung. Nicht einmal eine Fliege käme hier herein, ohne dass wir es merken.«

»Auf dem Weg, auf dem McQuater entkam, kann sie nicht entkommen. Das ist sicher. Doch seht, hier ist der Irre wieder, der Blöde Jimmy, und er scheint in Eile zu sein.«

Der Schwachsinnige kam auf sie zugelaufen.

»Ja-nu, Herr, ja-nu, Herr Soldat«, keuchte er, und der Schweiß lief ihm von der Stirn. »Jimmy hat eine Botschaft. Großer Mann, Herr Duncan, hat sie ihm gegeben.«

»Duncan«, riefen beide Männer gleichzeitig und sprangen dabei auf. »Der Schwarze Rächer!«

»Ja-nu, nein, ja-nu, Herr Duncan hat sie ihm gegeben.«

»Er weiß nicht, dass Duncan der Rächer ist«, sagte Luis. »Wo ist die Botschaft, Jimmy?«

Der Mann suchte in seinen Kleidern herum und zog schließlich einen Brief hervor. »Wo hast du das bekommen, Jimmy?«, fragte Luis.

Jimmy erhob fünf Finger und zeigte auf die Straße nach Kilkerran.

»Er meint: Fünf Meilen von hier in Richtung Kilkerran. Was steht in dem Brief?« Luis öffnete ihn, und beide lasen:

»Ihr habt Fräulein Marion Kennedy von Culzean unrechtmäßig ihrer Freiheit beraubt und sie aus dem Haus ihres Vaters entführt. Gegen ihren Willen haltet ihr sie gefangen. Ich habe mir vorgenommen, sie zu befreien und sie zu ihrem Vater zurückzubringen. Wenn ihr auch nur das Geringste geschehen ist, ist euer Leben verwirkt. Wenn ihr diesen Brief bekommt, werde ich längst nicht mehr dort sein, wo ich ihn geschrieben habe. Es ist also zwecklos, mich dort zu suchen, aber ich werde euch näher sein, als ihr denkt. Um die neunte Stunde heute Abend werde ich kommen und Fräulein Marion holen.

Duncan Fenwick
Rechtmäßiger Herr von Schloss Fenwick.«

»Was soll das bedeuten?«, fragte Luis.

»Das bedeutet, dass er das Mädchen befreien will«, antwortete Claverhouse finster, »aber warum kündigt er es an? Das wundert mich. Nun, wir müssen einfach abwarten. Allerdings müssen wir auch alle Vorsichtsmaßnahmen verstärken. Ich werde Soldaten um den ganzen Besitz herum in den Hinterhalt legen lassen. Jedem, der dann einzudringen versucht, wird ein warmer Empfang bereitet werden.«

»Vielleicht findet McCance ihn«, mutmaßte Luis.

»Von dieser Seite können wir uns nicht allzu viel erhoffen«, sagte John Grahame kurz. »Lasst das Mädchen noch einmal herunterkommen. Vielleicht hat sie ihre Meinung inzwischen geändert.«

Jimmy brachte einige unverständliche kehlige Laute hervor und ging zur Küche hinauf. Auf dem Weg begegnete ihm Marion, die gerade aus dem Schloss geführt wurde. Das Mädchen warf dem Schwachsinnigen einen freundlichen Blick zu – und stieß beinahe einen verwunderten Ruf aus, denn sie war sicher, dass der Blöde

Jimmy ihr im Vorbeigehen schalkhaft zugezwinkert hatte. Als sie auf dem Rasen den beiden Männern gegenüberstand, hatte sie das unbändige Bedürfnis, laut loszulachen.

»Fräulein Marion, wollt Ihr nicht auf die Stimme der Vernunft hören?«, fragte Clavers, als man sich gesetzt hatte. »Tausend edle Frauen Schottlands wären stolz, ein solches Angebot annehmen zu dürfen.«

»Von mir aus dürfen es zehntausend sein«, war die ruhige, aber eindeutige Antwort, »doch das beeinflusst meine Entscheidung nicht im Geringsten.«

»Was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch verriete, dass Duncan Fenwick festgenommen worden ist und ganz sicher zu Folter und Tod verdammt werden wird – es sei denn, Ihr williget in eine Heirat mit Luis ein?«

Beide Männer hatten alles erwartet, nur nicht das fröhliche, helle Lachen des Mädchens, das nicht im Mindesten erschrocken war.

»Ich würde sagen, dass John Grahame zu denen gehört, die dem Herrn ein Gräuel sind, nämlich zu den Lügner.«

Claverhouse fuhr auf, als hätte ihn ein Tier gebissen, und sein Gesicht färbte sich tiefrot. Noch niemals war jemand so mit ihm umgesprungen.

»Ich habe noch keinen Mann getroffen, der mir das zu sagen gewagt hätte«, stieß er hervor.

»Jetzt habt Ihr eben eine Frau getroffen, die es Euch gesagt hat, weil Ihr sie danach gefragt habt. Ihr wisst genauso gut wie ich, dass der Schwarze Rächer in diesem Augenblick so frei ist wie der Wind, der um Schloss Fenwick weht, und dass er es bleiben wird. Heute Abend wird er mich retten; das steht fest. Ihr beide wisst es ebenso wie ich, und deshalb habt Ihr Angst. Eure Tage sind gezählt, John Grahame, und Ihr seid Euch darüber im Klaren. Der Prinz von Oranien wird kommen, und dann ist es aus mit dem Papsttum.«

Die Kühnheit des Mädchens erstaunte beide Männer. Weil allem Anschein nach bei ihr nichts zu erreichen war, befahlen sie dem Diener, sie wieder ins Haus zu führen. In diesem Moment kam noch

einmal der Blöde Jimmy in seiner eigentümlichen Gangart über den Rasen herbei.

»Freiwillig wird sie niemals zustimmen.« Claverhouse kochte vor Wut und Ungeduld. »Unsere einzige Hoffnung ist, dass wir Duncan fangen und ...«

»Ja-nu, ja-nu, Herr Duncan kommt«, unterbrach ihn der Schwachsinnige.

»Was sagst du, Jimmy?«, schreckte Luis auf.

»Ja-nu, Herr Duncan kommt zu Schloss Fenwick, am Abend. Soldaten kommen. Herr Duncan hat Jimmy erzählt.«

»Damit können wir vielleicht etwas anfangen«, sagte Grahame interessiert. »Es sieht aus, als wolle er Uniformen benutzen, wie er es schon einmal in Edinburgh getan hat, als er einige Ketzer aus dem Gefängnis befreite; oder vielleicht sollen die Soldaten nur von ihm ablenken. Wenn wir ihn festnehmen, wird das Mädchen einwilligen. Der Schwachsinnige bleibt am besten hier.«

»Ich werde dafür sorgen«, stimmte Luis zu, »obwohl er zu dumm ist, um uns schaden zu können. Ich sehe gerade, dass der Priester ankommt und will mich erst einmal um ihn kümmern. Danach können wir dann zu Abend speisen.«

Ungefähr zur gleichen Zeit stieg Andra McQuater in der Garnison von Kilkerran vom Pferd und verlangte, unverzüglich den Hauptmann zu sprechen. Er habe sehr wichtige Nachrichten für ihn, sagte er.

Zunächst hörte ihm McCance nur mechanisch zu, doch dann horchte er auf.

»Ihr sagt also, dass Ihr im Boglewald eine Hütte gesehen habt, in der sich zwei Männer aufhielten, von denen einer der Schwarze Rächer war?«

»Ja, Hauptmann. Es steht ganz außer Zweifel, dass er es war. Sein großes schwarzes Pferd war vor der Tür angebunden; nur seinen Hund habe ich nicht gesehen.«

»Das glaube ich, denn diesen Köter habe ich erschossen.«

»Ich kann Euch an den Ort führen und die Wahrheit meiner

Worte beweisen, wenn Ihr Euch die Mühe machen wollt. Ich habe gehört, wie der Rächer sagte, dass er nach Schloss Fenwick reiten wolle, um ein Mädchen zu befreien und John Grahame und den Herrn des Hauses umzubringen. Er wollte heute Abend um neun Uhr dort sein. Ihr werdet doch bei der Verteilung der Belohnung nicht vergessen, dass Euch Tam Crawford aus Maybole geholfen hat, Hauptmann?«

McCance rief ein halbes Dutzend Männer, und mit McQuater an der Spitze ritt man zum Boglewald. Was der Offizier dort sah, überzeugte ihn davon, dass es sich tatsächlich um einen Schlupfwinkel des Rächers handelte und dass ihm die Wahrheit erzählt worden war. Er und seine Männer waren sehr aufgeregt bei dem Gedanken, den Mann fangen zu können, der drei Jahre lang der Schrecken aller Dragoner gewesen war. McCance hegte außerdem noch einen persönlichen Groll gegen ihn, denn er erinnerte sich nur zu gut der Drohung des Rächers, die er ihm in der Herberge zum Eberkopf hinterlassen hatte: Dass er bei ihrem nächsten Zusammentreffen so am Boden liegen würde, dass er vielleicht nicht mehr die Kraft zum Aufstehen hätte. Nun, er würde dem Schwarzen Rächer schon zeigen, wer diesmal am Boden liegen würde.

»Wir müssen bis Schloss Fenwick einen Ritt von einer guten Stunde rechnen, Männer. Das heißt, dass wir, um gegen neun Uhr dort zu sein, uns jetzt auf den Weg machen müssen. Wir werden die Pferde an der Grenze des Schlossparks zurücklassen und das letzte Stück zu Fuß gehen. Diesmal werde ich den Rächer erkennen, und keine Verkleidung kann ihm helfen. Wartet, bis ich den Befehl gebe, und dann schießt ihn nieder.« Schweigend verließen die Soldaten den Wald. Erst, als sie in der Nähe von Schloss Fenwick waren, bemerkten sie, dass Crawford – oder McQuater – nicht mehr am Schluss der Gruppe ritt, sondern verschwunden war.

Das Nacht Mahl war vorüber auf Schloss Fenwick, und eine nervöse Spannung lag über den Bewohnern. Claverhouse persönlich kontrollierte die an wichtigen Stellen um das Schloss postierten Wachen. Noch einmal wurde ihnen der Befehl eingeschärft: Wer

sich in der Dunkelheit dem Schloss näherte, war zu ergreifen und bei Gegenwehr zu erschießen.

Im großen Saal waren die Kerzen angezündet worden, doch ihr warmes, flackerndes Licht konnte die aufkommende Melancholie nicht in Hochzeitsfreude verwandeln. Claverhouse, Luis und der Priester saßen unruhig und angespannt um den Tisch und wussten selbst nicht recht, worauf sie warteten. Eine Dienerin brachte Marion in den Raum. Sie setzte sich wortlos an den Tisch, während sich Farson an den Kerzen zu schaffen machte und der Blöde Jimmy sich in einer dunklen Ecke herumdrückte. An jedem Fenster stand ein Soldat, und zwei bewachten die Tür. Langsam krochen die Zeiger der großen Standuhr weiter, und schließlich schlug es neun. Die Spannung am Tisch steigerte sich bis zur Unerträglichkeit; nur das Mädchen schien die Ruhe selbst zu sein. Nach dem letzten Schlag der Uhr herrschte einen Augenblick lang Totenstille, doch dann brach vor dem Schloss die Hölle los.

Unter den Bäumen waren Schreie zu hören, Befehle und Flüche. Den Kampfeslärm übertönte von Zeit zu Zeit das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Schließlich kam der Ruf »Wir haben ihn, den Schwarzen Rächer!« Claverhouse und Luis sprangen auf, befahlen dem Priester, auf das Mädchen aufzupassen und stürmten mit den Soldaten nach draußen. Noch zehn Minuten dauerte der Kampf, dann war es still. Einige Soldaten hatten Fackeln angezündet, die den Platz vor dem Schloss erleuchteten.

»Wir haben sie«, riefen die Männer, denen Clavers den Befehl gegeben hatte, sich am Fahrweg in den Hinterhalt zu legen. »Sie kamen zu Pferde bis zum Eingang und versuchten, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Wir riefen sie an, und sie eröffneten das Feuer. Der Schwarze Rächer ist tot, und seine Männer sind alle verwundet.«

Man brachte die sieben Männer in den Lichtkreis der Fackeln, deren flackernder Schein die Leiche Hauptmann McCances und seine sechs Soldaten beleuchtete. Die Umstehenden starrten mit schreckgeweiteten Augen auf das grausige Bild, und bevor jemand

das entsetzte Schweigen brechen konnte, hörten sie alle in der Ferne die Klage der McCrindles – das Lied des Todes.

Clavers und Luis stürzten zurück in den großen Saal. Die Kerzen brannten noch hell, doch von dem Priester und dem Mädchen war nichts zu sehen. Nach einer Weile hörten sie ein Stöhnen unter dem Tisch und zogen den geknebelten und mit seiner eigenen Schärpe zu einem Bündel zusammengeschnürten Geistlichen hervor. Luis zerschnitt seine Fesseln und setzte ihn auf einen Stuhl. Als der Mann wieder zu Atem gekommen war, erzählte er, was sich zugetragen hatte. Der Teufel selbst, behauptete er, habe ihn ergriffen, als die anderen vor das Schloss gelaufen seien. Wie ein Kind sei er sich in seinen Händen vorgekommen, sei gefesselt und mit allen Strafen des Fegefeuers bedroht worden, falls er den Mund auftäte. Dann habe ihm der Leibhaftige einen Knebel zwischen die Zähne geschoben und ihn unter den Tisch gestoßen. Von dort aus sei noch zu sehen gewesen, wie der Teufel die Braut auf seine Arme hob und ihr einen schallenden Kuss gab. Sie habe ihre Arme um seinen Hals geschlungen, und dann seien beide verschwunden. »Ich bin überzeugt, meine Herren, dass Ihr sie nie wieder zu Gesicht bekommt. Der Leibhaftige selbst hat sie in den Klauen.«

»Hatte der Leibhaftige zufällig vorstehende Zähne, eine Narbe auf der Wange und zwei quer über das Gesicht laufende Pflaster und sah er aus wie ein Schwachsinniger?«, fragte Claverhouse ungeduldig.

»Genauso habe ich ihn vor mir gesehen«, bestätigte der Priester. »Es waren die Zeichen seiner Verdammnis.«

»Was für ein Mann! Was für ein Mann!«, sagte John Grahame zum zweiten Mal, und es sollte das letzte Mal sein, denn diese Tat war die letzte, die man sich vom Schwarzen Rächer erzählte.

Auf der Straße nach Kilkerran, weit entfernt schon von Schloss Fenwick, ritten ein Mann und eine Frau durch die Dunkelheit. Allmählich ging der Mond auf.

»Aber wie hast du die Soldaten dazu gebracht, um diese Zeit zum Schloss zu kommen, Liebster?«, fragte Marion.

»Das war Andras Aufgabe. Er sagte McCance, dass ich um neun Uhr auf Schloss Fenwick sein würde, was ja auch stimmte, wie du weißt. Claverhouse schrieb ich in meinem Brief dasselbe. Beide versuchten, mich zu fangen, und fingen sich gegenseitig.«

Als sie nach Culzean kamen, stand der Mond hoch oben am Himmel, und die Clyder Förde lag wie schimmerndes und funkelndes Silber vor ihren Blicken. Das Schloss war noch erleuchtet, und Sir William Kennedy eilte heraus, um seine Tochter mit Tränen der Freude in die Arme zu schließen.

»Du brauchst dich nicht mehr zu verstecken, Duncan«, sagte er mit vor Freude bebender Stimme. »Gerade habe ich die Nachricht erhalten, dass der Prinz von Oranien Den Haag verlassen hat und auf dem Weg nach England ist.«

Zwei Männer weinten Tränen der Dankbarkeit, und ihre Herzen waren voll des Lobes Gottes.

Claverhouse befahl seinen Soldaten, die Toten und Verwundeten nach Maybole zu bringen, wo für sie gesorgt werden würde. Dann wandte er sich zu Luis um, der niedergeschmettert am Tisch saß.

»Wir hätten den Blöden Jimmy verdächtigen müssen, da wir doch um Duncans große Verstellungskunst wussten. Doch jetzt ist es zu spät. Lasst uns zu Bett gehen.«

Am nächsten Morgen kam ein Bote mit einem Brief für Claverhouse an. Der Mann war todmüde, denn er war die ganze Nacht hindurch geritten. John Grahame las den Brief und wandte sich an Luis.

»Wir sind am Ende«, sagte er müde. »Ihr müsst Euch zur Flucht bereit machen, genau wie ich. Die niederländische Flotte unter Wilhelm von Oranien hat Den Haag verlassen und ist auf dem Weg nach England. Man teilt mir mit, dass der König sich anschickt, zu fliehen. Meine Arbeit und Mühe ist umsonst gewesen. So vergeht der Ruhm der Welt!«



Epilog

An dem Tag im November, an dem die holländische Flotte stolz im Hafen von Torbay in England landete, wurden Duncan von Fenwick und Marion Elizabeth Kennedy von Culzean getraut. Luis Salvador de Ferrari war nach Spanien geflohen und Claverhouse in das schottische Hochland. Die Hochzeit wurde im großen Saal von Schloss Fenwick gefeiert, das Duncan vorerst wieder zugesprochen worden war, bevor der neue König die Entscheidung des Staatsrates bestätigen konnte. Das geschah im nächsten Jahr.

Man schrieb das Jahr 1690 und den 16. Oktober. Der Sommer war in den Herbst übergegangen und hatte Wärme und Licht über den Süden Schottlands gebreitet. Es schien, als ob selbst die Natur sich über den Frieden freue, der endlich der verfolgten Kirche und dem unterdrückten Volk zuteilgeworden war. Zum ersten Mal seit 37 Jahren trat wieder die Kirchenkonferenz in der Kirche St. Giles in Edinburgh zusammen. Die Versammelten waren sämtlich Männer, die die Narben des Kampfes trugen; einige gingen auf Krücken oder stützten sich auf Freunde, weil man ihnen mit dem Stiefel die Beine zerquetscht hatte; die Hände einiger waren von Daumenschrauben verstümmelt; anderen waren auf der Streckbank die Glieder ausgelenkt worden. Viele trugen Narben von Schwert und Kugel – Verwundungen, die sie bei Bothwell Bridge, Rullion Green und Ayr Moss erlitten hatten. Viele hatten die Schrecken der dunklen Verliese von Schloss Dunottar und Bass Rock kennengelernt. Die Namen, die

aufgerufen wurden, waren die Namen von Männern, die sich durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Mut und Hingabe auszeichneten. Helden des Kreuzes waren es, die ihr Leben nicht als einen Raub erachteten, sondern es für die Krone Christi und seinen Glaubensbund dahinzugeben bereit gewesen waren. Als Duncan, Herzog von Fenwick, seinen Platz in der großen Kirche einnahm, sah er zumeist bekannte Gesichter. Mit vielen dieser Männer hatte er zusammen in den Höhlen von Ayrshire und Galloway gelebt, und viele von ihnen hatte er mit Gottes Hilfe vor Folter und Galgen gerettet.

Als der Versammlungsleiter sich erhob, brachte er zunächst kein Wort hervor, so übermächtig waren seine Gefühle.

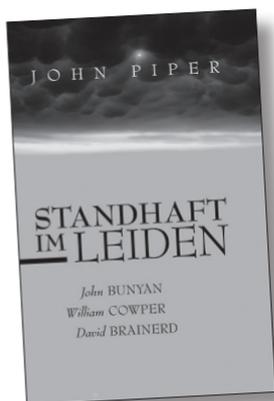
»Vater und Brüder«, sagte er schließlich leise, »lasst uns gemeinsam Psalm 124 sprechen.« Bücher wurden nicht benötigt. Die Verse dieses Psalms waren allen Anwesenden unauslöschlich im Gedächtnis. Wie ein mächtiges Brausen stiegen die Worte zum Dach der Kirche empor und zum Thron Gottes.

Als der Gottesdienst zu Ende war, machte sich Duncan Fenwick leichten Herzens auf den Weg nach Hause. Zwei Tage später konnte er von weitem Culzean sehen, wo seine Frau während seiner Abwesenheit wohnte. Auf dem Gipfel des Mochrum hielt er an und schaute über die Clyder Förde. Eine späte Lerche sang am Himmel ihr Lied, das dem Mann wie ein Ausdruck des Triumphes über die lange Nacht der Verfolgung vorkam. Die Nacht war vorbei, und der Glaube hatte gesiegt. Unter einem plötzlichen Impuls stieg Duncan vom Pferd, kniete auf dem Boden nieder und schüttete Gott sein Herz voller Danksagung aus. Der Sommer war vergangen, doch das herrliche Wetter hielt an, auch da nun die Tage kürzer wurden. Die Birken um Culzean hatten sich rot gefärbt, das Heidekraut auf den Hochmooren leuchtete purpurn, und der Stechginster an den Straßenrändern brachte gelbe Tupfer in das Bild der Landschaft. Es sah aus, als wolle der Herbst noch so lange wie möglich die Menschen erfreuen, die jetzt nach der Befreiung von der papistischen Gewaltherrschaft aufatmen und fröhlich sein konnten.

Duncan ritt durch den großen Torbogen, der den Eingang

zum Schloss von Culzean bildete. Sein Pferd gab er einem Stallknecht, doch er selbst ging um den Stallhof herum und über den Rasen im Westen des Schlosses. Ein letzter Hauch des Sommers umwehte ihn, als er am Rosengarten vorbeischnitt, in dem die weißen und roten Rosen von Lancaster und York noch immer ihren betäubenden Duft verströmten, der sich hier schon mit dem vertrauten Geruch des Meeres vermengte. Die Schwalben waren schon längst nach Süden geflogen, und die Wildgänse machten sich auf den Weg nach Norden. Über sich hörte er ihr Honk-Honk, und als er nach oben schaute, sah er sie in einem großen Keil mit ausgebreiteten Flügeln und vorgestreckten Hälsen dem Meer zufliegen. Duncan wusste, wo er die Seinen suchen musste. Seine Füße machten kein Geräusch auf dem weichen Rasen, während er den Rosengarten hinter sich ließ und den kleinen Pfad entlangging, der zu einem bestimmten kleinen Hügel am Strand führte. Ungesehen und ungehört gelangte er auf die eine Seite des Hügels, während seine Frau auf der anderen Seite saß und die Possen Majors beobachtete, der wieder einmal auf Möwenjagd war. In den Armen wiegte Marion einen wenige Monate alten Säugling, und als Duncan lauschte, hörte er sie sagen: »Dein Vater wird bald wieder zu Hause sein, mein kleiner Liebling.«

»Da würde ich nicht so sicher sein«, sagte eine tiefe Stimme hinter ihr. Marion schrie vor Entzücken leise auf, als zwei starke Arme sie und ihr Kind umfingen und der Schwarze Rächer beide ans Herz drückte.



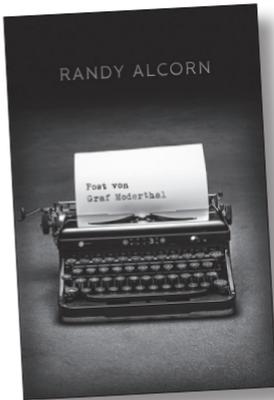
John Bunyan
William Cowper
David Brainerd

240 Seiten, Hardcover
ISBN 978-3-89397-663-8

John Bunyan, William Cowper und David Brainerd mussten während ihres Dienstes für das Reich Gottes durch viel Leid hindurchgehen. Bunyan landete im Gefängnis und war oft in Gefahr, weil er das Evangelium predigte. Cowper litt lebenslang unter Depressionen und gar Selbstmordabsichten. Brainerd litt an Tuberkulose und der »tiefen Finsternis« der amerikanischen Wälder. In diesen drei Biografien erklärt John Piper, wie die Standhaftigkeit der drei inmitten ihrer Prüfungen ihr Lied des Glaubens süßer und intensiver machte. Durch diese Geschichten ihres Leidens, ihres Ertragens und der Frucht, die aus ihrem Leiden hervorging, wird ein radikales Christsein, in dem Gott im Mittelpunkt der Anbetung steht und Christus in der Mission erhöht wird, entfacht. Der Leser wird beim Nachdenken über diese Geschichten einmal mehr erkennen, dass keine Arbeit und keine Leiden, die uns auf dem Weg des Gehorsams gegenüber Christus begegnen, jemals vergeblich sein werden.

Randy Alcorn
Post von Graf Moderthal

clv



320 Seiten, Paperback
ISBN 978-3-86699-251-1

Jordan Fletcher ist ein ganz normaler Familienvater, Kollege, Nachbar und Verkehrsteilnehmer. Im Grunde sympathisch, wenn auch öfters genervt, stolpert er Tag für Tag durch sein Leben. Dabei ahnt er nicht im Geringsten, dass um ihn herum eine Schlacht entbrannt ist, in welcher Himmel und Hölle um seine Seele kämpfen. In diesem dramatischen Konflikt zwischen Licht und Finsternis zeigen beide Seiten großen Einsatz.

Was in diesem scheinbar normalen Leben wirklich geschieht und welche Dimensionen auf dem Spiel stehen, erfährt der Leser durch die Briefe, die Graf Moderthal an Qualob, seinen Untergebenen, in diesem Zusammenhang schreibt. Dabei geht es auch um aktuelle Lebensphilosophien, die neuen Medien, Ehe- und Beziehungsprobleme, Sexualität, Okkultismus – aber auch um falsche Vorstellungen von Himmel und Hölle sowie um den Umgang mit Zeit, Geld und unglaublichen Christen.

Dieses Buch ist eine moderne Version der »Dienstanweisung für einen Unterteufel«, die C.S. Lewis vor mehr als sechzig Jahren berühmt machte. Es ist eine Lektüre, die gleichermaßen beunruhigend, herausfordernd sowie tröstlich und für jeden Christen lesenswert ist.

Randy Alcorn
Die Akte Jillian

clv



384 Seiten, Paperback
ISBN 978-3-86699-252-8

Jillian ist 17, steht kurz vor dem Schulabschluss und hat mit den mehr oder weniger üblichen Teenager-Problemen zu kämpfen: Schule, Erfolgsdruck, Beliebtheit ... Auf einer Party lernt sie Rob kennen, der so ganz anders ist als andere Jungs – ernsthaft, sensibel, tiefgründig. Die beiden kommen sich näher und entwickeln bald jede Menge Gefühle füreinander.

So weit eine ganz normale Geschichte ... meinst du? Doch dieses Buch enthält noch eine zweite Dimension: Ein Briefwechsel zwischen zwei Teufeln (angelehnt an C.S. Lewis' Meisterwerk »Dienstanweisung für einen Unterteufel«) wirft ein ganz neues Licht auf die angeblich so »normalen« Erlebnisse von Jillian, Rob und ihren Freunden. Plötzlich erscheinen Zufälle gar nicht mehr so zufällig, sind die Selbstmordgedanken von Jillians bester Freundin Brittany mehr als nur Gedanken, und die »harmlosen« Experimente mit dem Okkultismus entpuppen sich als brandgefährlich.

Als Jillian und Rob sich dem Glauben an Gott zuwenden, entbrennt ein heftiger geistlicher Kampf, der für alle Beteiligten nicht ohne Folgen bleibt ...

